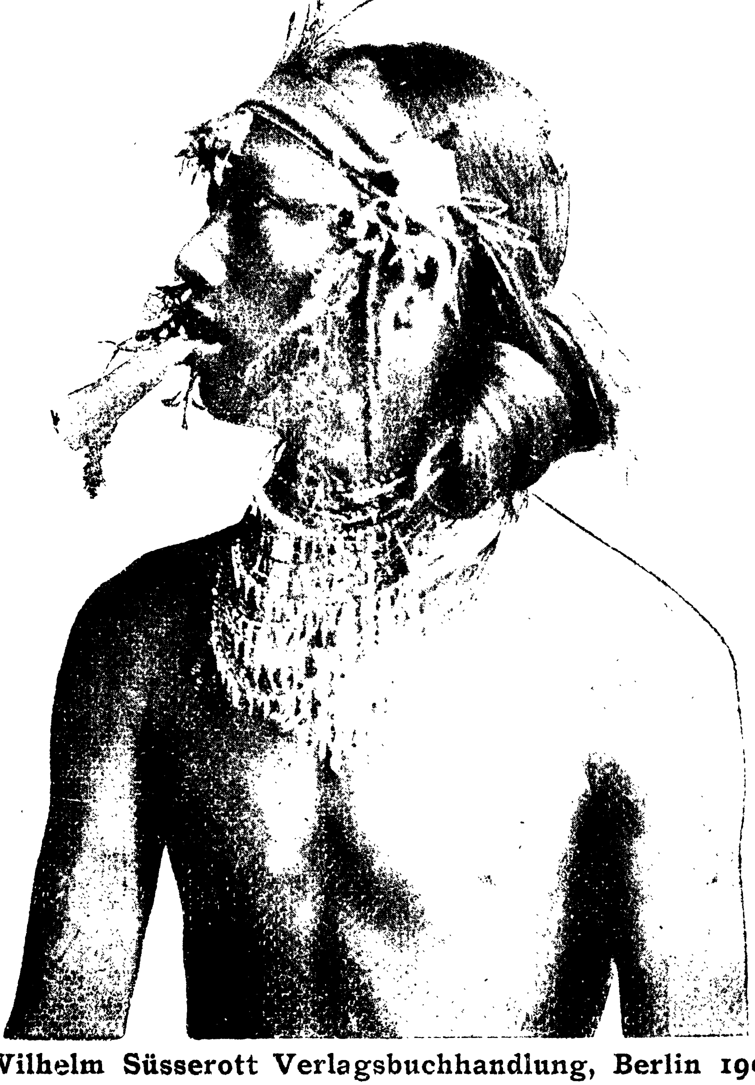
Bei liebenswürdigen Wilden.

Ein Beitrag
zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner

von

Alfred Maass.



Wilhelm Süsserott Verlagsbuchhandlung, Berlin 1902.



Junger Eingeborener in vollem Schmuck.

Motto: Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben, das Unerforschliche ruhig zu verehren. Goethe.

Bei liebenswürdigen Wilden.

Ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner, besonders der Eingeborenen von ši Oban auf Süd Pora oder tobo lagai,

nebst 30 Textbildern, 6 Lichtdrucktafeln, zwei farbigen lithographischen Tafeln und einer Karte.

Nach Tagebuch-Blättern

von

Alfred Maass.

Wilhelm Süsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1902.

Seiner Hochwohlgeboren

dem grossherzoglich badischen Hofrat

Herrn Dr. med. Bernhard Hagen

dem Erforscher der Battak-Länder und Neu-Guinea's

Ritter hoher Orden

in Dankbarkeit gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Die Anregung zu einer wissenschaftlichen Expedition nach den Mentawai-Inseln erhielt ich durch Herrn Professor Dr. Grünwedel am Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin. Ich konnte umsomehr auf diesen mir gemachten Vorschlag eingehen, da die Mentawai-Inseln leicht in den Rahmen meiner Reise, die hauptsächlich den Inseln Java und Sumatra galt, sich einfügen liessen; andererseits auch für mich ein Ziel wissenschaftlicher Arbeit gegeben war.

Da ich die Globetrotter-Tournées hasse, so ergriff ich mit Freuden die Gelegenheit, mir die Sporen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung von Naturvölkern zu verdienen.

Von Beruf Landwirt, vertauschte ich die heimatliche Scholle wegen der immer ernsteren Lage der Landwirtschaft mit dem Wanderstab, um die alte Sehnsucht nach den Tropen wieder zu beleben. Im Herzen durchglühte mich der Wunsch, einen Baustein zu dem grossen Tempel der Wissenschaft hinzufügen zu dürfen. Da war es nun in der „Gesellschaft für Erdkunde" zuerst Herr Hauptmann Kollm, welcher sich meiner annahm und mich an die geeigneten Persönlichkeiten empfahl. Besonders einer unserer besten Kenner Sumatras, Herr Hofrat Dr. B. Hagen in Frankfurt a. M., unterstützte mich in hervorragender Weise durch Empfehlungsbriefe an seinen Freund Michielsen, welcher Gouverneur von Sumatras Westküste war. In Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente ging mir Herr Professor Dr. Frhr. von Danckelmann sehr zur Hand, während im Beschaffen meiner Ausrüstung ich viele gute Ratschläge durch unsere alten Afrikaner

Herrn Paul Staudinger und Reichard erhielt. Theoretisch war ich somit dank all dieser Herren sehr gefördert worden, aber des Lebens grünen Baum, die Praxis im anthropologischen Aufnehmen und Photographieren, erhielt ich erst durch Herrn Professor Dr. von Luschan, ebenso unterwies er mich in der Bearbeitung wissenschaftlicher Sammlungen und gab mir manchen zu beherzigenden Wink aus dem Schatz seiner Reiseerfahrungen. An dieser Stelle sei es mir vergönnt allen diesen Herren herzlichst zu danken, ebenso den Herren am Königl. Museum für Naturkunde, durch deren Unterstützung es mir allein nur möglich war, das Facit meiner zoologischen Sammlungen publicieren zu können. Endlich bemerke ich noch, dass die Abbildungen pag. 13, pag. 85, pag. 110 und 144 nach Originalen von Herrn Nieuwenhius in Padang angefertigt sind, während die anderen Abbildungen nach meinen Originalaufnahmen reproduciert wurden. Diese Blätter mögen zeigen, ob ich erfüllt habe, was das Herz wünschte.

Berlin, im Oktober 1901.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

VI. Kapitel.

VII. Kapitel.

Anhang.

Motto: Nunquam retrorsum!

Kapitel I.

Einleitung und Allgemeines.

Dank der grossen Güte des leider zu früh verstorbenen Herrn Generalkonsuls Dr. Gabriel in Batavia erhielten Herr Dr. med. Morris und ich durch den Gouverneur General von niederländisch Indien Herrn Jongheer C. H. A. von der Wyck die Erlaubnis zum Besuche der Mentawai Inseln, sowie ein offizielles Empfehlungsschreiben an den Herrn Gouverneur von Sumatras Westküste Michielsen. Ein zweites Schreiben mehr freundschaftlicher Natur, welches ich dem unermüdlichen Förderer meiner Interessen Herrn Hofrat Dr. Hagen in Frankfurt a./M. verdankte, bahnte mir vollends die Wege zum Gelingen meines Planes.

Am 22. Juli 1897 gewährte mir der Herr Gouverneur mit meinem Begleiter eine längere Audienz. Ich konnte bei dieser Gelegenheit meine beiden Empfehlungsbriefe abgeben und hatte ich es diesen allein zu danken, dass wir durch seltene Liebenswürdigkeit eine Unterstützung von dem Vertreter der Königlich holländischen Regierung fanden, die unsere kühnsten Erwartungen übertraf. Das Ergebnis unserer Unterredung war ein weiterer Empfehlungsbrief an Herrn Kontroleur van Drieusche zu dessen Ressort die Inseln speziell gehörten, sowie Erlaubnis zur Durchsicht des wissenschaftlichen Materials, welches dieser Herr im Auftrage der Regierung bearbeitet hatte. Ferner stellte uns der Herr Gouverneur die neuste und

beste Karte von den Inseln, die noch nicht im Handel seiner Zeit war, zu unserer Verfügung. Dieselbe in Blaudruck entworfen, führte den Titel „Schets der Mentawei Eilanden volgens diverse opnamen door J. B. Neumann 1892“. Endlich versprach er uns mit dem Gouverneurdampfer Swaluw (Schwalbe) herüber befördern zu lassen. Damit jedoch war seine Liebenswürdigkeit noch keineswegs erschöpft, es wurde uns sogar noch angeboten, dass das Gouvernementsschiff alle 4 Wochen nach unserem Befinden sich erkundigen sollte. Nach der Audienz fuhren wir zu Herrn van Drieusche, der uns gleichfalls auf das freundlichste aufnahm und sein gesammeltes wissenschaftliches Material, worunter auch eine grössere Wörterliste sich befand zu näherem Studium mitgab. Ferner verdankten wir ihm ein abermaliges Empfehlungsschreiben an den malayischen Regierungsagenten der Holländer auf den Inseln und einen Auszug der gebräuchlichsten Tauschartikel, wie solche in Padang von malayischen Prauen mitgenommen werden. Ich halte es für meine Pflicht allen diesen Herren, sowie noch ganz besonders meinen treuen Reisebegleitern Herrn Dr. med. Morris und Herrn Emanuel Rostados, die nach jeder Richtung bemüht waren, dass ergebnisreiche Resultate für die Expedition geschaffen wurden, meinen aufrichtigsten Dank zu sagen.

Abfahrt. Am 28. Juli 1897 begab ich mich mit Herrn Dr. Morris nach dem lang ersehnten Ziel meiner Reise den Mentawai Inseln. Mein anderer Begleiter kam erst 4 Wochen später, da er unseren Schiffsanschluss nicht mehr erreichen konnte und wir die uns so liebenswürdig angebotene Beförderung auch nicht von der Hand weisen durften. Mit dem 4 Uhrzug verliess ich die schöne, gartenähnlich angelegte Hauptstadt der Westküste Sumatras Padang; während Herr Dr. Morris schon am Vormittag vorausgefahren war, um unser umfangreiches Gepäck auf das Gouvernementsschiff überzuführen und noch kleine Einkäufe an Taback etc. zu besorgen. Gleich nach meiner Ankunft begaben wir uns an Bord, wo wir von Herrn Kapitän Loman und seiner reizenden Gattin in Empfang genommen wurden.

Um $^3/_4$5 Uhr war das schöne Schiff zur Abfahrt bereit, die Anker wurden rasselnd emporgewunden, die Maschine begann langsam zu arbeiten, während der Mann am Steuer den Steamer aus dem kleinen, schmucken Emmahafen dirigierte, um dann mit südwestlichem Kurs uns nach ši Oban auf Süd Pora zu bringen. Wir hatten auf dem hübschen Promenadendeck Platz genommen und genossen in vollen Zügen die grossartig schöne Ausfahrt, welche durch einen wunderbaren Sonnenuntergang gekrönt wurde.

Immer weiter entfernte sich die malerische Küste Sumatras mit ihrer landschaftlich schönen Scenerie, die reiche Abwechslung in den bewaldeten Bergrücken und kleinen vorgelagerten Inseln bot.

Der Himmel leuchtete vom schönsten Orangegelb bis zu jenen fascinirenden violetten Tönen, deren reizvolles Farbenspiel mit dem Hauch eines flüchtigen Rosas einsetzte, um ganz allmählich zu den Purpurfarben tiefgesättigter Karmintinten überzugehen. Die leichtbewegte See wurde von diesem reflektierenden Farbenzauber ergriffen, wobei das schöne Lapisblau des Meeres prächtig durchschimmernd den Stimmungseffekt erhöhte. So schwammen wir in einem goldig karminfarbigen Licht den Inseln zu.

Ankunft in der Bucht von ši Oban. Am andern Morgen gegen $^1/_2$6 Uhr kam die bewaldete Küste von Süd Pora, der kleineren der beiden Mentawaiinseln, in Sicht. Um $^1/_2$7 Uhr fuhren wir in die reizende vom dunklen Grün des Urwaldes eingerahmte Bucht von ši Oban ein. Hier befindet sich die kleine malayische Station der Holländer in der wir Unterkunft finden sollten. Auf das Signal der Dampfpfeife kamen die Insulaner aus ihren an den Flüssen gelegenen Dörfern und Gärten heraus. Es war ein eigenartiger Genuss mit diesen wilden, scheuen Menschenkindern in Verkehr zu treten. Wie sie in ihren leichten, eleganten Booten graziös angeschwommen kamen, schüchtern, gleich grossen Kindern den Gouvernementsdampfer erkletterten, nachdem sie ihre kleinen, monoxylen Kähne vermittelst einer Rotangschnur

am grossen Schiff befestigt hatten. Ein ungeheures Vergnügen bereitete es ihnen ihr liebes Ich in dem grossen Spiegel des Speisesalons zu betrachten; neugierig, lachend folgten sie all den Bewegungen, die das Spiegelbild diesen Naturkindern zu ihrer Freude zeigte. Um $^1/_2$3 Uhr verabschiedeten wir uns von dem liebenswürdigen Kapitän, sowie seiner Gattin mit denen wir so unvergessliche Stunden an Bord verlebt hatten und bezogen unser künftiges Heim. Auch das erste Stück zu meiner ethnographischen Sammlung hatte ich bereits durch die Güte von Frau Kapitän Loman als Geschenk erhalten. Es war ein prächtiger, grosser Männerhut aus den Schäften der Sagopalme hergestellt und einer Krempe, die durch einen kräftigen Rotangstreifen gebildet wurde, sowie mit gleichem Material durch eine Naht befestigt worden war. Weiter gelang es Herrn Dr. Morris die erste photographische Aufnahme zu machen, sodass wir mit dem Anfang recht zufrieden sein konnten. Schlag 3 Uhr hob die Schwalbe die Anker, wir eilten ans Ufer und sahen den uns zugewinkten Scheidegrüssen nach.

An uns trat jetzt die wichtige Frage der Einrichtung. Wir bezogen das Hauptgebäude der Station. Es war ein kleines Holzhäuschen mit Atap gedeckt. Eine hübsche, luftige Veranda schmückte die Vorderseite desselben. Raum bot es nur für 2 Zimmer. Das eine bewohnte der malayische Regierungsagent, das andere diente als Aufbewahrungsraum für die Bewaffnung der kleinen 10köpfigen Besatzung, welche aus alten Perkussionsgewehren und Speeren von si Berut bestand. Wir wählten dies für unsere Wohnung. Es war ein Zimmer von 3×4 mtr. Bodenfläche bei einer Höhe von ebenfalls 3 mtr. Ein Fenster nach Osten gewährte uns auf den kaum 150 Schritt entfernten Urwald eine hübsche Aussicht, während unsere Thür uns sofort auf die uns unentbehrliche Veranda gelangen liess. Von unserem umfangreichen Gepäck nahmen wir die wertvolleren Stücke in unsere Behausung, während der Rest auf der Veranda placiert wurde. In jener reizvollen Stimmung eines Tropenabends zu denen die Cicaden ihr



Stationsgebäude des Regierungsagenten. (Unser Wohnhaus.)

Konzert anstimmten, kleine Glühkäferchen die Luft erfüllten, konnten wir dann den genussreichen Tag beenden.

Tages-Einteilung. Früh am anderen Morgen lockte es uns zum Meeresufer, um in dem salzigen, kühlen Element durch ein erfrischendes Bad den Körper für neue Schaffensfreudigkeit zu stärken. Ein knappes Plauderstündchen beim Thee konnten wir uns noch gönnen, als bereits in hellem Haufen die Insulaner ankamen, um von den weissen Männern zu hören, was diese eigentlich wollten. Ein flotter Tauschhandel mit den notwendigen Aufzeichnungen belebte dann die Vormittagsstunden, ab und zu konnte auch der Dr. Morris eine Poliklinik etablieren. Auf unseren aus Kisten anfangs hergestellten Diplomatentisch prangten dann öfters die schönsten Blumen und buntblättrigen Crontonarten, womit sich die Eingeborenen so anmutig zu schmücken wissen. Frauen und Kinder machten sie uns zum Geschenk. Nach Tisch machten wir dann in der ersten Zeit Strandpromenaden, um zoologische Sammlungen anzulegen, später besuchten wir die kleinen Plantagen der Eingeborenen. Der Abend galt dann in erster Linie der Vervollständigung von Tagebüchern, sowie Entwicklung photographischer Platten. So füllten wir unsere Zeit durch Arbeit aus.

Exkursionen. Zu den grösseren Ausflügen die wir machten, führte uns der erste nach den Dammargärten eines chinesischen Handelsherrn in Padang, ferner nach dem Dorf ši Oban mit seinen 3 Bezirken tai kärusuk, tai bäu ūma, ša koi-koi; endlich unternahmen wir noch eine durch widerwärtige Winde verunglückte Fahrt nach den Nassauinseln, die uns ebenfalls vom Gouvernement zu besuchen erlaubt waren, während uns das Betreten der grössten Mentawai Insel ši Berut direkt vom Gouvernement verboten wurde, weil kurz vor unserer Ankunft von einem Stämm dieser Insel eine malayische Prau ausgeplündert worden war und der Besitzer dabei seinen Tod gefunden hatte.

Des undurchdringbaren Urwaldes halber musste ich von einer Durchquerung der Insel Abstand nehmen. Ich konnte

mich nur in den Plantagen, sowie Dörfen und auf den Flüssen der Eingeborenen bewegen. Nur einmal gelang es mir auf engen Wildstegen einen kleinen Hügel zu besteigen.

Zweck der Reise. Dieses mehr oder mindere Isoliertsein auf der Scholle hatte jedoch den bedeutenden Vorzug, dass ich gründlicher in das mir gesteckte Ziel eindringen konnte. Der Zweck desselben lag in der Anlage einer möglichst kompletten, ethnographischen Sammlung nebst wissenschaftlichen Notizen zur Kenntnis der Mentawai-Insulaner; nebenbei sammelte ich noch botanisch und zoologisch. Besonders noch richtete ich meine Aufmerksamkeit auf das Fangen von Schmetterlingen, die ich dem liebenswürdigen Förderer meiner Reise Herrn Hofrat Dr. Hagen versprochen hatte und gelang es mir 451 Stück denselben zu überreichen. Am wenigsten zufriedengestellt wurde ich in anthropologischer Beziehung. Dies negative Resultat in Messungen ist jedoch dahin zurückzuführen, dass der Italiener Mogdigliani, welcher im Jahre 1894 die Bucht von ši Oban besuchte, uns durch Streitigkeiten mit den Insulanern wegen Messens und Abformens derselben die Sache etwas erschwert hatte; ausserdem kam noch der Umstand hinzu, dass nach dem Besuch eines Dorfes durch Mogdigliani dort viele Leute besonders Kinder am Fieber starben. Mogdigliani selbst, wie mir erzählt wurde, verlor einige seiner Leute durch Pfeilschüsse und kam schwer fieberkrank in Padang wieder an. Etwas glücklicher wie dieser italienische Forschungsreisende war ich im Erlangen von Schädeln, deren 12 Stück ich meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. von Luschan mitbringen konnte.

Den Faden meiner zunächst allgemein gehaltenen Schilderungen wieder aufnehmend, wende ich mich zu den von mir unternommenen Ausflügen.

Ausflug nach den Dammargärten. Noch stand die silberne Scheibe unseres alten Trabanten am Morgenhimmel und warf ihren mattglänzenden Schein über die spiegelglatte Meeresfläche. Im fernen Osten leuchtete bereits der Sonnenball, um neues Licht dem Tage zu spenden.

Gegen $^1/_2$7 Uhr bestiegen Dr. Morris und ich mit unserer Begleitung ein kleines Segelboot, welches uns nach dem Ziel unserer Exkursion bringen sollte, wegen entgegengesetzten Windes mussten wir den ganzen Weg durch Rudern zurücklegen. Die Fahrt ging bei schönstem Wetter längs der malerischen Küste. Dichter Urwald mit kleinen Buchten, flacher Strand, einige aus dem Elemente des meergrünen Gottes emporschauende Korallenriffe, die von einer lebhaften Brandung umgeben waren, wechselten in der Scenerie, während die auf- und niedertauchenden weissen Rosse Poseidons mit ihren schneeigen Kämmen die Küste einsäumten. Langsam nur vermochten wir gegen Wind vorwärts zu kommen. Nach 2$^1/_2$ stündiger Fahrt landeten wir in einer freundlichen kleinen Bucht mit prächtigem, weissen Badestrand. Hier befand sich eine kleine malayische Siedelung, die aus den Arbeitern der Dammargärten bestand. Nach kurzer Rast führte uns ein hübscher Spaziergang durch die grossartige Urwaldlandschaft zu der Stelle, wo das Dammarharz gewonnen wurde.

Die Dammargärten sind eigentlich weiter nichts, als Urwaldparzellen in denen sich auf verhältnismässig kleinem Raum mehrere panäšä Bäume, wie die Eingeborenen sagen, zerstreut befinden. Das Dammarharz wird aus den Stämmen von Engelhartia spicata (Blume) derart dort gewonnen, dass die Rinde der Bäume eingekerbt wird; das Harz quillt an diesen Stellen ergiebig heraus. Die Bereitung des Dammarharzes geschieht bis jetzt nur durch Malaien nicht von Eingeborenen. Diese haben sich die Gewinnung noch nicht Nutzen bringend gemacht. Die Entziehung geschieht hier 4 mal im Jahre und soll den Stämmen nichts schaden. 1 niederländischer, ostindischer Picol = 61,689 Kilo bestes Harz kostet 50 Rupien (holländische Gulden) ungefähr 85,00 Mark, die zweite Sorte 40—50 Rup. Ein starker Baum von 1$^1/_2$—2 Fuss Durchmesser liefert ca. 3$^1/_2$ kg Harz. Als wir Nachmittags zurückkehrten, fanden wir einige Insulaner auf der kleinen von den Holländern eingerichteten Station, in der wir ein Unterkommen gefunden hatten.

K r a b b e n f a n g. Unsere braunen Freunde wollten am

Abend Krabben fangen. Zu diesem Zweck hatten sie sich mit Tragkörben auf dem Rücken, Bambuszangen und 6—8 Fuss langen Holzfackeln kišou ausgerüstet. Es war ein ungemein reizvoller Anblick, die braunen Naturkinder vom Fackelschein beleuchtet zu sehen, wie sie dahin huschten. Lautlos glitten die breiten platten Füsse durch das dichte, grasartige Gestrüpp, den Boden ableuchtend und unter alten Baumstämmen die Krabben durch Feuerschein aus ihren Schlupfwinkeln zu locken. Schwarzen, scharfen Silhouetten gleich hoben sie sich kraftvoll in dem rötlich flackernden Licht der Fackeln ab; um die Situation noch lebendiger zu gestalten, begleitete Geschrei den ergebnisreichen Fang. Fröhlich, lebhaft plaudernd kehrten sie heim.

Langsam stieg bereits hinter den Bäumen des Urwaldes die Silberscheibe des Mondes empor, bald strahlte sein magisches Licht über die höchsten Wipfel und erfüllte den Himmel mit jenem Zauberglanze, der mich fesselnd in seine Gewalt nahm.

Vor den kleinen Häusern der Station brennen oder glimmen schwache Rauchfeuer gegen die winzigen, bösen Quälgeister von ši ṅit-ṅit. Im dunklen Schatten am Rande des Urwaldes sieht man noch vereinzelte Gestalten im Fackelscheine krebsen. Es ist ein reizendes Tropengemälde diese Mondnacht, in der das Zirpen der Grillen und die Melodien der Eidechsen ertönen. In der prächtig erleuchteten Bucht liegt stolz die kleine Gouvernementsprau, mit welcher wir nächstens einen mehrwöchentlichen Ausflug nach den Nassauinseln, besonders der landschaftlich schönen ši kakap Strasse machen wollen. Kleine Glühkäfer schwirren wie funkelnde Diamanten in der schwarzen Finsternis des Urwaldes, oder ruhen auf den Blättern der Bäume, wie vom Monde intensiv beleuchtete Thautröpfchen, die glitzernden Diamanten gleichen. Ab und zu dringen aus einer der kleinen malayischen Hütten die schwermütigen und doch so einschmeichelnden Töne einer Bambusflöte, den Zauber der Stimmung belebend. So wirkt beseeligend in ihrer traumhaften Schönheit die Nacht im Zauberbanne der Vollmondpracht, während der Silbersterne glitzernd Gefunkel am Ätherfirmament

durch ihren keuschen Glanz das Gemälde mit stimmungsvoller Schönheit abzuschliessen vermag.

Dorfbesuch. Nach fast dreiwöchentlicher Unterhandlung, trotz mehrfacher Beschenkung des rimata, hatte der gute Alte immer eine Ausrede. Mit unserem Besuch sah es verzweifelt schlecht aus; unter anderem sagte uns auch mal das Dorfoberhaupt, dass die Kinder Furcht hätten und der Meinung wären, sie würden durch unseren Besuch Fieber bekommen. Einen anderen sehr wesentlichen Grund erfuhr ich durch Zufall. Die Eingeborenen hatten gehört, wenn wir zu ihren Dörfern kämen, wollten wir erst ein kleines Stück Land erwerben, später immer mehr und sie könnten nicht soviel abtreten, weil ihnen dann nichts mehr zum Leben bliebe. Von den Malaien hatten sie dies erfahren. Die weissen Leute in Sumatra hätten es ebenso gemacht, alles wollten sie besitzen, d. h. das Land sollte Gouvernementseigentum werden. Dank der Unterhandlung des Herrn Dr. Morriss gelang es uns dann von dem rimata die Erlaubnis zunächst zum Befahren des Flusses zu erlangen, aber aussteigen sollten wir nicht und vorläufig, bis sich die Leute an unserem weissen Anblick gewöhnt, sollten wir alles von der Perspektive unseres Fahrzeuges beliebäugeln. So mussten wir behutsam Stück für Stück uns den Besuch erringen suchen. Endlich war der grosse Tag gekommen, wo wir ein Dorf (lagai) besuchen sollten. Schon verzweifelte ich an der Möglichkeit eines solchen Besuchs, denn immer wurden wir durch Redensarten hingehalten. Von grösster einschneidender Wirkung für den Reisenden sind hier die vielen religiösen Gebräuche (pūnän), in denen sich die Eingeborenen eigentlich $^9/_{10}$ des Jahres befinden, die unter anderen auch dann den Verkehr mit Fremden verbieten.

Lucifer lächelte zwar nicht so wie sonst, dennoch aber freute ich mich, als endlich das kleine Boot vom Lande abstiess und seinen Kurs nach der Flussmündung nahm. Wir machten den Ausflug in 2 Booten. Dr. Moriss fuhr in demjenigen eines Eingeborenen, welches von seinem Besitzer gelenkt wurde, während der Posthalter, Dolmetscher und ein malayischer Ruderer,



Samak, Regierungsagent der Mentawai und Nassau-Inseln.

sowie ich in dem kleinen Kahn der Regierungsprau Platz genommen hatten. Waffen sollten wir nicht mitbringen auf Wunsch des Dorfoberhaupts, statt dessen begleiteten uns die Tagebücher und Bleistifte, sowie Geschenke für die Eingeborenen. Schnell glitten wir über die leicht gekräuselte Meeresfläche und schwammen mit eleganten Ruderschlägen durch die Brandung.

Der Flusslauf war somit erreicht. Lautlos glitt unsere kleine Flotille flussaufwärts, und genoss ich in vollen Zügen die landschaftliche Uferschönheit. Der Fluss hatte eine durchschnittliche Breite von 3—5 m. Die Schönheit des tropischen Urwaldes erhöhte den liebenswürdigen Zauber der Fahrt. Waldriesen mit Lianen, Rotang und anderen Schmarotzergewächsen mischten sich mit schlanken Kokosnusspalmen, reichgefiederten Baumpfarren, üppigem, graziösen Bambusgebüsch. Mitten aus dem Grün leuchte die rote, heilige Blume der Eingeborenen die bäkäu (Hibiscus rosa sinensis L.) die farbenprächtigen Crotonarten wussten reizvoll wirkend durch ihre zahllosen Töne malerische Effekte dem Auge des Reisenden darzubieten.

Auf dem Flusse sahen wir öfters kleine mit einer durch Klammern befestigten Rotangschnur verbundene Stämme der Sagopalme schwimmen. Diese Einrichtung hatte den doppelten Zweck, das Holz zum Faulen zu bringen und die sich daran setzenden feisten Maden als Leckerbissen zu fangen, andererseits leichter Herr des in den Stämmen befindlichen Sagos zu werden. Wir begegneten weiterhin einzelne Boote unserer braunen Freunde von ši Oban, auch Frauen kamen uns in ihren kleinen Nachen entgegengeschwommen. Als letztere unserer ansichtig wurden, sprangen einige von ihnen sofort aus ihren Booten, überliessen diese der Strömung und suchten Schutz im nahen Urwald. Nur wiederholtes Zureden des uns begleitenden Eingeborenen vermochte, dass einige sitzen blieben. Scheu und bleich, als wenn wir böse Geister wären, schwammen sie dann an uns vorüber.

Nach einer guten Stunde erreichten wir ši Oban speziell den Bezirk tai kärusuk. Was Beine hatte, namentlich Kinder, kamen schreiend ans Ufer gelaufen, um die weissen Leute zu



ši Oban.

sehen. Wir landeten in der Nähe des grossen Hauses vom Dorfoberhaupt. Auf eingekerbtem Palmenstamm, der als Treppe diente, erkletterte ich das Ufer. Ein kleiner Knüppeldamm brachte mich auf einen durch Pfähle erhöhten Steg, der mit zwei schmalen Brettern belegt war, zur Behausung des von der Regierung anerkannten Häuptlings, (dimata auch rimata) ši badja i-otu mit Namen, d. h. Altteiler.

Es war ein geräumiges, sauberes Haus in der hier typischen Form mit schön geschwungenen Dachgiebeln, auf Pfählen aus Bambus erbaut, mit dickem Atapdach versehen. Wir betraten einen grossen, halbdunklen Raum, der sein Licht durch die Thüren und von kleinen fensterähnlichen Luftlöchern an den Seiten empfing. Die Decke glänzte russgeschwärzt. Drei grosse Schildkrötenschalen von der Meerschildkröte, eine Masse Tierschädel von Schweinen, besonders Affen schmückten als Fetische oberhalb des tragenden Dachhauptbalkens den Raum. Ein hübsches Ornament zierte denselben in der Form des laufenden Hundes. An einer Wand bemerkte ich noch Hirschschädel auf kunstvoll hergestellten Brettern. Die Hausgeräte wie Schüsseln, Kokosnusraspel, Fischnetze etc. waren gleichfalls unterhalb des Daches plaziert. Weiter schmückte den Raum die grosse katäuba, ein aus 3 Palmenholzcylindern mit Schlangenhaut bespanntes Musikinstrument, nach welchem im Häuptlingshause Tänze aufgeführt werden. Wir liessen uns nach den ersten flüchtigen Eindrücken und nachdem wir dem alten dimata auf gut deutsch kräftig die Hand geschüttelt hatten, auf dem Boden nieder; bald war ganz ši Oban bei seinem Häuptling versammelt. Eine lautlose Stille herrschte um uns her, so lange wir mit dem Dorfoberhaupt plauderten. Erst als es an die Verteilung von Geschenken ging, kam Leben in die Gesellschaft; viele Hände und Händchen streckten sich uns entgegen, selbst das sonst immer so scheue, weibliche Geschlecht zeigte, dass es den Mund auf dem richtigen Fleck hatte. Akäu, äkäu pa-ñuru-at (du, gieb mir ein Geschenk), so wogte es hin und her. Als wir alle unsere lieben Quälgeister befriedigt hatten, machten wir noch in einer kleinen Hütte einen Krankenbesuch bei einem alten



Rimata ši badja i-otu.

Mann, der ein grosses Beingeschwür hatte, die Behausung war allerdings nicht so sauber; im übrigen bot sie nichts besonderes und glich den anderen kleinen typischen Hütten.

Rostados Ankunft. Welche Ueberraschung, als uns am Nachmittag dieses interessanten Tages mit einemmal das Kapal api (Dampfschiff) avisiert wurde. Eiligst laufe ich von meinem luftigen Verandaplätzchen nach dem Strand, und wirklich der Gouvernementsdampfer in Sicht. Ungezählte Gedanken durchjagen den Kopf; was mag er wohl bringen? Schnell wird die Toilette gewechselt und wir finden noch genügend Zeit, mit dem „tuan passodar“, wie wir gewöhnlich den malayischen Regierungsagenten nannten, dem stolzen Schiff entgegenzufahren. Frau Kapitän winkte schon von ferne, wir erwidern diesen Gruss durch Schwenken unserer Kopfbedeckungen. Hurrah! Da ist auch mein zweiter Begleiter, Herr Rostados aus Singapore. Er hält uns zwei Packete schwenkend entgegen, gewiss Nachrichten aus der Heimat; hoffentlich recht gute. Das Schiff stoppt, wir begeben uns an Bord. Welch herzliche Begrüssung durch das liebenswürdige Ehepaar Loman. Wir nahmen nun in animierter Stimmung eine Schale Thee an Bord ein, worauf uns Herr Kapitän schönes, eisgekühltes Bier servieren liess; was solch ein Trunk am Aequator bedeutet, das weiss ein deutsches Herz voll und ganz zu würdigen. Zu schnell verstrich die kurze Stunde des Aufenthalts und langsam fuhr das weisse Schiff wieder aus der uns lieb gewordenen Bucht.

Der Abend war für uns einer der fröhlichsten von der ganzen Reise. Ihm zu Ehren öffnete ich auch meinen kleinen Weinkeller und hatte uns die malayische Frau eines der Stationsleute frische, kleine Reiskuchen gebacken. Es waren diese ein Leckerbissen für uns. Sie werden aus Reismehl, Eiern, Butter und Zucker hergestellt. Ich war glücklich, viel liebes und gutes aus der fernen Heimat zu hören, durch R.'s Ankunft gab's Neues zum Plaudern und belebende Ideen, um nach Kräften das Ziel der Expedition zu fördern. Später als gewöhnlich trennten wir uns. Während der ganzen Nacht goss es in Strömen. Am folgenden Tage ward eine gründliche Revision

unseres durch R. nunmehr vervollständigten Gepäcks, welches uns durch Versehen der Schiffsgesellschaft zur Hälfte nur in Padang ausgeladen war, vorgenommen. Hierbei zeigte sich manches wenig erfreuliche, aber was half alles klagen! Ich konnte froh sein, mit wissenschaftlichen Arbeiten nunmehr im ganzen Umfange beginnen zu können. Rostados hatte das seiner Zeit vom Mogdigliani bewohnte Häuschen bezogen und sich darin sehr nett eingerichtet. Ein kleines Herophon, welches er mitgebracht hatte, fand ungeteilten Beifall bei uns und den Insulanern, da es deutsches Fabrikat war, so fanden sich mancher Strauss'sche Walzer und echt deutsche Lieder in seinem Repertoir.

2. Dorfbesuch. Noch einmal sollte es uns vergönnt sein, ši Oban zu sehen. Am 20. September 1897 wurden wir wieder in Begleitung des dimata ši badja i-otu in zwei kleinen Booten nach dem Dorf gerudert. An der Flussmündung trafen wir eine Menge Weiber bis unter die Achselhöhlen im Wasser stehend und mit dem panu, einem grossen an zwei 12 Fuss langen dünnen Bambusstäben befestigten Fischköcher fischend. Bald entrollte sich wieder vor unseren Augen das grossartige Landschaftsbild des Flusses. Ich bemerkte diesmal einige Kokosnusspalmen, welche von den Eingeborenen mit Sagopalmenschäften ziemlich in der Mitte der Stämme bekleidet waren. Als ich mich nach der Ursache dieser eigenartigen Bekleidung erkundigte, wurde mir gesagt, dass diese glatten Schäfte die Eichhörnchen am Heraufklettern auf die Bäume sowie am Benagen der Nüsse verhindern sollten. Von den hier vorkommenden Rotangarten unterscheiden die Eingeborenen 8 Stück. Die öfters zahlreich am Ufer auftretenden ernsten Nipapalmen sind auch ein Handelsprodukt der Insulaner. Entweder gehen die ganzen Wedel in getrocknetem Zustande nach Padang, wo sie zum Dachdecken als sogenanntes Atap benutzt werden. Im anderen Falle werden die Blattstiele mit grosser Vorliebe von den Malayen zur Herstellung von Cigarettenhülsen gebraucht. Weiter bemerkte ich wiederum auf meiner Bootfahrt in dem Fluss die kleinen ca. $1^1/_2$—2 Fuss langen Sagostämmchen, die

durch Klammern vermittelst Rotang untereinander verbunden waren und am Ufer befestigt in dem Fluss schwammen; ausserdem noch waren auch Stämmchen von tŭmuṅ (tratang) (= tarangtang) (Buchamania auriculata; Anacardiaceae?) in dem Fluss zu sehen. Diese bleiben nun ungefähr 4 Monate liegen, bis sich Larven toik (mal. kapdung) daran gebildet haben, welche von den Eingeborenen mit Genuss verspeist werden. Auch die den Todten geweihte Stätte zeigte mir unser Dolmetscher durch einen leisen Wink.

Endlich war das Dorf erreicht, nachdem wir an ša koikoi vorüber gefahren waren. Wir betraten wieder das grosse, gastliche Haus unseres alten Freundes ši badja i-otu und fanden diesmal mehr Gelegenheit, uns darin umzuschauen; so möchte ich denn meinen ersten Besuch ergänzen. Wir legten genau denselben Weg auf erhöhtem Steg nach dem Hause des dimata zurück, wie wir ihn bereits kannten. Munter tummelte sich in Pfützen zu unseren Füssen das schwarzgraue Borstenvieh. Es wurden uns von unserem freundlichen Wirt sein grosses Hausheiligtum (ṅālau ŭma) gezeigt, dasselbe bestand aus verschiedenen, heilbringenden Blättern, welche in Stoff gewickelt waren. Dieser wurde durch einen Rotangstreifen zusammengeschnürt gehalten. Ein Berühren des Fetisch war uns verboten worden; auch hier galt der Grundsatz alles ansehen, nichts anfassen. Nachdem wir das Heiligtum einer genügenden Okularinspektion gewürdigt hatten, zeigte uns der rimata die Frauengemächer, diese befinden sich nur im grossen Hause und imponierte mir der Schieberverschluss der Thüren, während dieselben selbst mit Tieren wie Hirsch, Affe, Vögel, Hähne verziert waren. Ein reizendes Bildchen von sich lausenden Affen sahen wir beim Eintritt in das Häuptlingshaus an einem kleinen Brettchen, welches links den Raum zwischen dem weit ausladenden Dach und der Hauswand ausfüllte. Auf der rechten Seite befand sich als Pendant eine Hirschkuh, die von einem Hund gebissen wurde. Im Hause bemerkte ich diesmal ein zierliches Gestell für die Raspeln zum Zerkleinern der Kokosnüsse. Besonders anziehend wirkten die geschnitzten

Bretter, auf welchen die geheiligten Hirschschädel ohne Unterkiefer befestigt waren; reich ausgeschnitten wirkten sie sehr hübsch in dem Halbdunkel des Raums. Das grosse Fischnetz für Seefische und Meerschildkröten wurde in 5 Eimern von tarap mal. madan prawas (Polyadenia lucida Nees) aufbewahrt. Die Schädel der geheiligten Schildkröten waren auf kleine Stöcke gezogen; auch sahen wir die grossen Holzschüsseln, aus denen die geheiligten Tiere wie Hirsch, Affe, Schildkröte und Schwein vom rimata an die Dorfbewohner im pūnän verteilt wurden. Auch das auf dem Bodenraum aus 3 grossen 3—5 m langen, mit einem Schlitz versehenen Bambuscylindern bestehende tudū-kat, ein Musikinstrument, zeigte uns der Hausherr, wobei wir eine eigentümliche Treppe besteigen mussten. Dieselbe bestand aus einem viereckigen Balken, in welchem quadratische Löcher als Stufen eingestemmt waren.

Als wir genug geschaut, wurde uns von dem alten rimata in der liebenswürdigsten Weise eine echte Mahlzeit der Eingeborenen serviert. Unser Menu bestand aus gätä (Colocasia esculenta) mit darüber geriebener Kokosnuss, während wir die sogenannte Milch derselben als angenehm kühlendes Getränk dazu aus importierten Tassen tranken. Ferner hatte unser aufmerksamer Gastgeber uns ein Näpfchen mit Wasser zum Reinigen der Finger nach dem kleinen Liebesmahl hinstellen lassen. Die Speisen wurden uns auf einer Matte in einem irdenen, importierten Napf serviert. Wir hockten im Kreise herum, während die Dorfbewohner lachend zusahen, welch' komisches Bild wir ihnen, mit den Händen essend darboten. Auch für Abwechselung beim Essen sorgte der alte ši badja i-otu. Er zeigte uns mit gewissem Stolz die Trikolore der Holländer und ein Gouvernementsschreiben, in dem er von der Königlich holländischen Regierung als Dorfoberhaupt anerkannt wurde, ferner die eigenartigen aus bunten Stoffen verfertigten Tanzschürzchen, welcher sich die Tänzer bei Aufführung eines Tanzes bedienen. Mein Sammelherz wollte natürlich diese gleich erwerben, aber sie waren ta-kä-käi-käi (d. h. mit diesem

Wort bezeichnen sie den Inbegriff aller sittlichen Gebote) und konnte ich ihn nicht zum Tauschhandel bewegen.

Nach dem Essen besichtigten wir die 2 grossen ka-lāba unseres Hausherrn. Es waren dies grosse Boote von 20 Schritt Länge und 4 Schritt Breite. In diesen geht das Dorfoberhaupt mit seinen ganzen Bewohnern, abgesehen von Kindern, alten, schwächlichen Personen auf Fischfang. Das eine der Boote fasste 120, das andere 85 Personen.

Bei unserer Rückkehr begegneten wir wieder 8 Boote, aus denen die Weiber bei unserer Annäherung geflüchtet waren, trotzdem wir die Heimfahrt in Begleitung des rimata machten. Meinem Begleiter hatte ich versprochen, ihm die Stätte der Todten, die uns aufs strengste untersagt war zu betreten, zu zeigen. Dichtes Bambusgebüsch, tief über den Fluss sich hinabneigend, bezeichnete den Ort. Als ich Achtung Herr Doktor rief, der in einem anderen Kahn vorausfuhr, hörte ich später von meinem Begleiter folgenden interessanten Zwischenfall. Dem malayischen Regierungsagenten war mein Ruf aufgefallen, und frug er Herrn Dr. Morris, was sagte Herr Maass, worauf dieser antwortete, dass ich die Gegend hübsch fände. Im vorwurfsvollen Ton fuhr dann dieser von Misstrauen erfüllte Malaye fort „und weiter nichts“, worauf Dr. M. erwiderte, „nein, was soll er denn noch gesagt haben“. Dass sein Verdacht eigentlich noch mehr eine Rechtfertigung fand, wurde durch den Umstand erhöht, dass wir unseren zur eventuellen Erlangung einiger Schädel engagierten Malayen nicht weit ab von der Todtenstätte zu meiner grossen Freude auf dem Flusse fischend fanden.

Schädelwäsche. Meine Annahme hatte mich nicht getäuscht, denn als die Dunkelheit eingetreten, wurde uns von unserem Dolmetscher die erste Sendung Köpfe avisiert und zum Fenster lautlos in einem Sack hineingereicht. Der Beschluss des Tages war nun der Schädelwäsche gewidmet. Ich kann gerade nicht behaupten, dass sich durch diese mehr als notwendige Manipulation in unserem engen Raume der Geruch des „Parfüms der königlichen Gemächer“ verbreitete. Ameisen

grösster Art, fette Maden kämpften in der dicken Brühe von übermangansaurem Kali und Sublimat mit dem Tode; kaum konnten wir Herr der schnellfüssigen Vertreter aus der Familie der Hautflügeler werden, während die trägeren Maden lautlos in der roten Sauce untersanken. Der Anblick der 5 Schädel der Siobaner in unserer Waschschüssel war in der Verfassung, wie sie uns überliefert waren, keineswegs erfreulich, da sie von Erde, Schmutz und Ungeziefer starrten, und doch kam über mich mit einem Mal ein wohlthuendes Gefühl, wie sie ihre grossen, dunklen Augenhöhlen auf mich richteten, als wollten sie sagen, wir bekommen jetzt einen besseren Platz für die Zukunft. Um $^1/_2$5 Uhr, noch in tiefer Dunkelheit, befreiten wir unsere stummen Schlafgenossen aus dem Bade, versenkten sie in die bereit gehaltene Kiste, während der Doctor und ich hinausschlichen, das Bad ins Meer der Vergessenheit zu befördern. Mit der Lampe leuchtend, stand ich mit meinem Begleiter am Ufer des vom matten Schein des Mondes beleuchteten Meeres, während er nach Zähnen und anderen kostbaren Resten in den Rückständen der Schüssel Umschau hielt.

Plantagen. Um die Sitten und Gewohnheiten der Insulaner besser beobachten zu können, besuchten wir sie öfters in ihren uns nahe liegenden kleinen Gärten. Der Weg führte uns gewöhnlich auf einem kleinen Flusse durch eine prächtige Mangrove-Landschaft. In der Nähe eines Bootsschuppens verliessen wir dann unser kleines Fahrzeug und spazierten zu Fuss durch die wunderbare Urwaldlandschaft zu den kleinen Siedelungen der Eingeborenen. In diesen befinden sich auch mehrere kleinere Hütten mit dem dazu gehörigen Landstückchen. Es werden zwei Arten von Wohnstätten unterschieden, diejenige, welche sie am Tage während der Arbeitszeit bewohnen und welche sichtbar gebaut ist, šapou ši ma-būak, d. h. das hohe Haus, und die versteckt liegende rušuk genannt. In der ersteren kochen, essen sie, verwahren dort ihre für die Bodenkultur notwendigen Gerätschaften. Abends treffen sich die Männer mit ihrer Frau, auch Jünglinge und Jungfrauen in dem kleinen Hüttchen, dem rušuk. Dies enthält oft nur eine Lager-



Bootsschuppen.

stätte für 2 Personen und ist dem Idyll für Schäferstunden gewidmet.

Ein reizender Spaziergang bot sich uns eines Tages bei einer Bergbesteigung. Bei prachtvollem Wetter lenkten wir unsere Schritte durch die kleinen Gärten der Eingeborenen und den schönen Tropenwald. Es galt, einen kleinen Berggipfel zu erreichen, obwohl mir Dr. Morris Schonung meiner bandagierten Beine, die von den ši ṅit-ṅit — ein kaum stecknadelkopfgrosses Insekt, welches zu den Moskitos zählt — gräulich zerstochen waren, anempfohlen hatte, so drängte mich dennoch die Sucht, etwas zu sehen, meinem Ziele zu. Auf engem Pfad wanderte ich mit Herrn Rostados, dem Dolmetscher und einem Malaien durch die bezaubernde Landschaft des Urwaldes; mal steil ansteigend auf lehmigem Boden, mit Korallenüberresten vermischt, dann wieder auf ebenem Steg dahin wandernd, Häufig begegneten wir in dem schattigen Halbdunkel des Waldes den schönen, in intensivem Rot von altem Mahagoni leuchtenden Stämmen von Pisang rimba der wilden Banane, welche zu gigantischer Höhe hier aus dem fetten Erdreich empor geschossen waren; daneben wucherten Waldriesen, die sich mit schlanken Palmen und edelgefiederten Baumfarren mischten. Lianen, Rotang wanden sich zur schwindelnden Höhe an den Urwaldgiganten empor. Kein Fernblick, alles nur gewaltige Fülle der Tropenflora, die sich in ihrer üppigen Schönheit dem Auge darbot. So stieg ich langsam empor unter Benutzung von Wildstegen, endlich ein Ausblick. Talatta, da lag es vor uns, das unermessliche Weltmeer in seiner erhabenen Grösse. In der sonnig lachenden Landschaft zu unseren Füssen die winzigen Pflanzungen meiner braunen Freunde. Aus dem safterfüllten Grün der Bananenheime hoben sich die kleinen, von der Sonne gebleichten Atapdächer der Hütten hervor. Dichter Urwald rahmte mit seinem ernsten Grün das liebliche Bild der schönen Landschaft ein. Wie ein schützender Gürtel schloss der Waldessaum die kleine Menschensiedelung gegen das Meer mit seinen bläulich-violetten Farben-

tönen ab, während feine Dunstwölkchen den fernen Horizont in ihren Schleier hüllten.

Auf unserem Rückweg machten wir eine kurze Rast in einer jener versteckten Hütten, dem sog. rušuk. Es war eine verfallene Stätte, die mir nur zuflüsterte, die Tage der Rosen sind jetzt fern von mir, erloschen ist das Feuer auf dem Liebesaltar, das lodernd einst Hymen anfachte.

Bei vorgerückter Mittagszeit gelangte ich wieder zu meiner luftigen Veranda und war froh, von den Eingeborenen nicht gesehen worden zu sein, denn sie hätten mir diesen köstlichen Naturgenuss gewiss entzogen, weil auf dem bestiegenen kleinen Hügel der böse Geist (š'a-nitu) hauste. Ich habe ihn nicht gesehen, nur eine kleine Eule sass stumm auf einem Zweig hoch oben und richtete ihre grossen, fesselnden Augen fragend auf mich, als wollte sie dem Wanderer ein „Zurück“ durch ihren Blick aussprechen.

Ein letzter, leider misslungener Ausflug war unsere Fahrt nach den Nassau - Inseln. Am 17. August 1897 traten wir die kleine Reise an, die zunächst nach der landschaftlich schönen ši-kakap-Strasse gehen sollte. Ein prächtiger Anblick war es, die zur Abfahrt seeklar gemachte, schmucke Regierungsprau in der kleinen Bucht zu sehen. Der Regierungsagent alias Posthalter hatte uns seine 4 Quadratmeter grosse Kabine mit nur 2 Luftlöchern und einer Thür, welche dem Raume das Tageslicht zuführte, in freundlichster Weise abgetreten. Wir sind im Ganzen 13 Personen an Bord, unser Fahrzeug hat eine Länge von 12 Meter bei einer mittleren Breite von 3 Meter. Ein leichter Wind schwellte die schneeigweissen Segel, wir fuhren mit östlichem Kurs längs der Küste unserer Insel, die mir dasselbe landschaftliche Bild, wie auf der Fahrt nach den Dammargärten, zeigte. Nachmittags 4 Uhr mussten wir leider wegen zu schwachen Windes in der kleinen niedlichen Bucht von ši-gitji vor Anker gehen. Einige Boote mit Insassen aus dem nahe liegenden Dorfe gleichen Namens begrüssten uns, und konnte ich wenigstens noch einen Beilstiel erhandeln.

Schon nahte die Stunde der Dämmerung, die ersten

leichten Nebel zeigten sich bereits über den Bäumen der vom dunklen Waldesgrün eingerahmten Bucht. Die Sonne war bald in jener fesselnden Schönheit, wie sie nur hier in der reinen Luft der Tropen untergehen kann, hinter den Baumwipfeln verschwunden; das intensive Rot des Abendhimmels leuchtete noch als reflektierender Scheidegruss. Schüchtern kam die Venus mit ihrem Strahlenglanz im Dämmerlicht heraus; bald folgten die übrigen Sterne. Herrlich war der Anblick dieser südlichen Himmelspracht. — In unserer Kabine war dagegen eine Hitze zum Umkommen. Ich versuchte mich für die Nacht auf dem Dach derselben häuslich zu etablieren, aber die Moskitos plagten mich so schrecklich, dass ich kaum eine Stunde Schlaf fand; froh war ich, als um $^1/_2$3 Uhr morgens die Prau wieder zur Reise klar gemacht wurde. Der Wind trieb uns jedoch nach der Küste von Sumatra, dazu kam noch, dass ein Gewitter niederging und ich jetzt gezwungen wurde, meine Zuflucht in die heisse, stickige Kajüte zu nehmen. Jeder belebende Luftzug von aussen war wegen des hineinschlagenden Regens uns abgeschnitten worden. Eine stark russende, kleine Petroleumflamme erhellte unsere Behausung, die wir jetzt noch mit dem Posthalter und Dolmetscher teilen mussten; dabei schaukelte unser Schiffchen tüchtig. Gegen $^1/_2$5 Uhr hörte der Regen auf; ich begrüsste den Moment, wo ich auf dem kleinen, nassen Deck — seekrank natürlich — mich hinhocken konnte. Der Wind, welcher nunmehr stark die Segel blähte, trieb uns jetzt erst recht, trotz aller Kreuzungsmanöver, gen Sumatra. Auf bedenklich schiefer Ebene, dem Dach unserer Kabine, nahmen der Doctor und ich, beide ziemlich abgespannt, den Frühimbiss, aus Reis mit Milch und Cakes bestehend, ein. Zu all' den Unbehaglichkeiten kam noch der Umstand, dass uns der Kapitän unserer Prau sagte, wir müssten wieder nach Hause zurückkehren, da der Wind zu ungünstig sei. Um 12 Uhr gelangten wir auch dann ermattet und ich speziell sehr angeärgert wegen des Missgeschicks, welches uns sobald zur Rückkehr zwang, wieder auf der Station an. Die Hoffnung jedoch, in den nächsten Tagen bei besserem Winde nicht wieder ein

Opfer der Naturmächte zu werden, versuchte mich zu trösten, aber es hatte nicht sollen sein.

Trotz des schönen Sonnenuntergangs, welcher in seiner intensiven Farbenpracht uns seinen Scheidegruss, als Trost über den verfehlten Ausflug spenden wollte, blieb der Himmel bewölkt. Nur vereinzelte Sterne blinkten aus dem düstern Wolkengemisch hervor, desto hübscher war der Anblick der in der Luft schwirrenden Glühkäferchen, oder wie sie hier und da auf dem grauschmutzigen Korallenboden lagen, gleich hellgrün funkelnden Smaragden im Dunkel der Nacht.

Zwei Zwischenfälle. Im grossen Ganzen kamen wir mit den Eingeborenen recht gut aus. Sie selbst sagten ja von sich ma-nä-nä bara kai, in freier Übertragung wir haben ein weisses Herz im Gegensatz zu unseren Stammesverwandten in ši Berut. Nur einmal hatten wir einen kleinen Zwischenfall wegen photographischer Aufnahme von Weibern. Wie gewöhnlich sassen wir auf unserer luftigen Veranda, eifrig beschäftigt jeder in seiner Art, als sich einer unserer braunen Freunde nahte und in ziemlich vernehmbarem Brustton der Überzeugung an Mr. Rostados wandte und von diesem das Negativ der aufgenommenen weiblichen Gruppe, die ich hier vorführe, haben wollte, weil die Frauen dadurch sterben würden oder Fieber bekommen; ja, der Mensch war so unverschämt, dass er in unsere Dunkelkammer eindringen wollte. Ich liess ihm durch den Dolmetscher bedeuten, wenn er sich nicht ganz manierlich betrage, würden wir sein Anliegen nicht berücksichtigen. Natürlich war ich mir sofort darüber klar, dass von einem Herausgeben der Platte überhaupt keine Rede sein konnte, wir mussten den naiven Jungen täuschen. Mr. Rostados redete mir jedoch wiederholt zu, eine von den beiden Aufnahmen zu opfern, um ferneren Streit zu vermeiden. Ich fühlte mich jedoch nicht dazu bewogen, denn wir mussten als tuan's unsere Autorität zu wahren suchen und gelang mir dies durch folgenden kleinen Trick. Mr. Rostados musste die Gruppe zunächst kopieren; ich kratzte während dieser Zeit von einer ganz anderen, verunglückten Platte die Schicht ab, so dass das



Alte Frau mit jungen Mädchen.

Glas nur blieb. Hierauf übergaben wir dies nicht fixierte Positiv und die Glasplatte dem erregten sara-īna feierlich und bedeuteten ihm, dass wir das Bild von dem Glas auf das Papier gezaubert hätten und er nun beides behalten könnte. Augenscheinlich sehr erfreut, nahm das grosse Kind beide Geschenke vergnügt mit und freute sich, dass es seinen Willen bekommen hatte, während wir von nun an kein Negativ mehr den Eingeborenen zeigten, um nicht in weitere Konsequenzen verwickelt zu werden.

Ein anderes Mal hatten sich die Eingeborenen sehr ungehalten über uns zu ihrem zweiten rimata geäussert, weil wir ohne Erlaubnis den Berg der Teufels bestiegen und liess uns derselbe ersuchen, wir möchten ihn von jeder ferneren Besteigung benachrichtigen, weil sonst die Leute böse würden.

Abfahrt von Ši Oban. Bei den umfangreichen Zielen, die sich ein jeder von uns in seinem Arbeitsgebiet gesteckt hatte, ein möglich abgerundes Ganze mit nach Hause zu bringen, flog die Zeit auf ihrem rastlos thätigen Webestuhl nur zu schnell dahin. Packen und wieder Packen war die Parole der letzten Tage; endlich waren 40 Stück zusammengeschnürrt, adressiert und nummeriert. Ich war ganz zusammengeklappt bei dieser Hitze und freute mich auf die kühle Seefahrt. Wir schrieben den 22. September 1897, und entnehme ich meinem Tagebuch folgende Schilderung: Es ist in wenigen Minuten 2 Uhr, als uns das Kapal api (Dampfschiff) wieder gemeldet wurde. Wir stürzen uns rasch in unsere Reisetoilette, raffen in der Eile das letzte Gepäck zusammen, da fährt es auch schon ein das schöne, stolze, weisse Schiff. Von weitem werden uns durch Herrn Kapitän Loman Grüsse zugewinkt, die wir erwidern. Schnell ersteigen der Doktor und ich das Oberdeck, während Rostados alles zur Photographie vorbereitet. Eine schöne Tasse Thee wird uns kredenzt. Einige unserer braunen Freunde sammeln sich noch einmal um die weissen Männer, ihnen Lebewohl zu sagen und Geschenke zu erhalten. Die Dampfpfeife lässt ihren tiefen, gewaltigen Ton erschallen und lockt noch manchen der anderen braunen Insulaner aus ihrem

Dorf, die noch einmal die weissen tuan's (Herren) sehen wollen, während dessen wird unser umfangreiches Gepäck verstaut.

Eine Schar kleiner Boote nahte sich aus der Flussmündung; mit anmutiger Eleganz überwinden sie wieder die heute sich stärker geltendmachende Brandung. Behende ersteigen viele braune Gestalten mit alten, freundlichen Gesichtern das Schiff. Wir schwatzen und plaudern mit diesem oder jenem und verteilen all' die kleinen Geschenke, welche sich in unseren Restbeständen noch vorfinden.

Endlich $^1/_2$6 Uhr das Signal zur Abfahrt. M'-äi-at kai šara-īna rufen uns die guten Inselsöhne zu; wir antworteten kau-an-šara-īna! (Nur zu, Freunde, lebt wohl!) Besonders schwer wurde mir der Abschied von ši-samak radja Bilang, dem Regierungsagenten von ši Oban, als wir uns zum letzten Male die Hand schüttelten; voll Dankbarkeit drückte ich die braune, runzelige Rechte dieses unscheinbaren Mannes, der uns so viel Gutes stets erwiesen hatte und dem wir allein alle unsere Erfolge auf der Insel zu verdanken hatten. Schon wurde der Anker emporgezogen, als uns noch dieser oder jene braune Inselsohn in Dankbarkeit nach seiner Art umarmte, um dann Abschied zu nehmen.

So leb denn wohl du grüne Tropeninsel, einst sehnte ich mich fort von deinem traulichen Gestade, heute scheide ich voll Wehmut im Herzen. Am Strande winkten uns die Stationsleute auch noch ein Lebewohl zu. Während unser Schiff aus der stillen grün umwobenen Bucht dahinglitt, leuchtete bereits der purpurne Abendsonnenschein durch die Wipfel der stummen Urwaldriesen und sanft errötete Poseidons smaragdgrünes Element. Nochmals kamen wir an unseren Freunden von ši Oban, die nach dem Dorf in ihren leichten Booten ruderten, vorbei, abermals tauschten wir winkend ein herzliches Lebewohl mit ihnen, welches sie ebenso oder rufend erwiderten. — Ich scheide voll Dankbarkeit gegen die guten Insulaner, die mir so manche nette Stunde schenkten; deiner aber, weltverlorene, kleine Tropeninsel, werde ich oft im Leben und in der fernen

Heimat, wo mich mancher Gegenstand an die Bewohner, auf deinem gastlichen Gestade abermals erinnern wird, gedenken. —

Schon tauchte Sol seine gluterfüllte Fackel in das unabsehbare Meer, als wir die Bucht von ši Oban verlassen hatten. Unser Kurs richtete sich nach jenem Berge, auf welchem ši abäu lagai das grosse Dorf liegt, wo die Seelen unserer Freunde zum ewigen Frieden einkehren. In ernster Würde lag er vor uns der Berg des Jenseits und zeichnete mit seinen dunklen Urwaldbäumen scharfe Konturen gegen das regenerfüllte Grau des Abendhimmels. Von fern sahen wir die Insel Dau, jenes Fleckchen Erde, das den Seelen der Bewohner von tai barau als Ruhestätte zu ewigem Frieden dient.

Bald umgab uns nächtliches Dunkel, die See wurde immer bewegter, während rastlos arbeitend uns das Schiff nach der Leuchtturminsel pulu Bodjo zu trieb. Am anderen Mittag liefen wir dann wohlbehalten in Emmahafen auf Sumatra wieder ein.

Mich aber begleiteten die Worte eines Eingeborenen auf meiner Rückreise:

„Mein Freund, wenn du noch weit auf dem Meere bist und die Berge deiner Heimat wiedersiehst, dann wird dein Herz erfreut sein.“

Kapitel II.

Ethnographische Beobachtungen.

I. Allgemeines.

Geschichtliches Die ältesten Spuren über das Vorhandensein der Mentawai-Inseln fand ich in alten Kartenwerken des Ptolemaeus. Im Jahre 1548 erwähnt er nur Samotra (Sumatra) und sind die Inseln noch nicht auf derselben vorhanden; erst dreizehn Jahre später 1561 hatte er dieselben als einzelne Inseln mit Namen eingezeichnet. Auf dieser Karte finden wir Si-Biru or Mantawai, Si Pora, Pagi. Ortelius nennt die ganze Inselgruppe in seinem Atlas von 1570 mit Isolas Doure, dagegen Mercator 1587 die Bezeichnung verte plate hat. Während im

17. Jahrhundert 1692 im Atlas nouveau par Jaillot nur die grösste der Inseln mit „Isle la Fortune“ und die Nassau-Inseln genannt werden. Im 18. Jahrhundert treten haupsächlich die Namen Goede Fortuyn für die nördlichste und Nassau für die kleineren südlicher gelegenen Inseln auf. Im 19. Jahrhundert finden wir zu Anfang 1804 grosse Glücksinsel für Siberut. 1819 Sebearoo oder Groot Fortuyn und Goed Fortuyn (Sicobo). In der Mitte dieses saeculum wird die Inselgruppe Mantawi Inseln und Pagai (Nassauinseln) benannt.

Zur näheren Kenntnis der Mentawai-Inseln möchte ich folgendes hinzufügen. Die einzelnen Inseln führen folgende Namen Goede Fortuyn oder Sai Berat oder Se Biru oder Nord Pora. Die südliche kleinere Mentawai-Insel wird mit Se Pora oder Süd-Pora bezeichnet.

Geograhie. Die Mentawai, Mantawei oder Mentawi-Inseln sind eine Gruppe, welche sich längs der Westküste von Sumatra hinziehen. Die Kette dehnt sich von N.O. bis SW. aus in einer mittleren Distanz von 120—140 Kilm. Zu ihr gehören 4 grosse und 17 kleine Inseln, welche einen Flächenraum von ca. 11000 □km repräsentieren. Die Inseln liegen 59′—3° 41′ südl. Breite und 98° 30′—100° 40′ östl. Länge von Greenwich. Die beiden nördlichen Inseln, das heutige si Berut und Pora werden mit den naheliegenden kleinen Eilanden eigentlich im engeren Sinne die Mentawai-Inseln genannt, während die zwei im Süden gelegenen Inseln von den vorigen durch die Meerenge von Pora, auch Nassaustrasse, getrennt, Nord- und Süd-Pageh mit den benachbarten unbedeutenderen Inselchen die Pageh, Poggi oder Nassau-Gruppe sind. Trotz dieser willkürlichen Teilung bilden die beiden Gruppen ihrer Lage und geographischen Ansicht nach ein einheitliches Ganze, welches jetzt den malayischen Namen Mentawai-Inseln trägt. Die Leute von ši Berut nennen Süd Pora heute ši kobo und die Nassauinseln ši ka lagán auch ša ka lagán d. h. Dorfbewohner.

Die Eingeborenen von Süd Pora sagen zu ši Berut „ša birut (d. h. die Maus)“, die Nassauinseln bezeichnen sie mit

šа ka lagán, einen besondern Namen für jede dieser Inseln haben sie nicht. Sie selbst nennen sich ši ka lä-lägat, während sie zu Süd Pora, also derjenigen Insel, die sie bewohnen tobo lagai sagen. Dies ist nun kein eigentlicher Name für die Insel, sondern bezeichnet die Gesamtheit der Dörfer. Da wir uns in den folgenden Seiten ganz besonders mit den ši ka lälägat beschäftigen werden, so möchte hierbei gleich erwähnen, dass sie Pandang die Haupt- und Residenzstadt der Westküste Sumatras mit Para auch Parak bezeichnen. Die Bewohner von Nias nennen sie ši oder ša bägra. Die Malaien haben von ihnen den Namen ša-š'a-räu d. h. die Fernen erhalten. Der Europäer wird mit dem malayischen Wort tuan Herr angeredet.

Die Nassauinsulaner haben für si Berut und Süd Pora den gemeinschaftlichen Namen si kobo; ihre Inseln nennen sie ša ka lágan. (Dorfbewohner).

Die Malaien haben für alle Inseln die bereits anfangs erwähnten Sammelnamen, neben den gleichzeitig genannten Sondernamen für die einzelnen Inseln.

Die Inseln sind vulkanischer Formation und Erderschütterungen kommen dort häufig vor. Die Oberfläche derselben kann man im grossen ganzen als flach bezeichnen, selten steigen die Hügel über 150 mtr. oder gar 200 mtr. empor. Die Ufer sind stellenweise reich gegliedert und Buchten für gute Ankerplätze vorhanden. Korallenriffe umgeben die ganze Inselkette, die Wasserläufe sind von geringer Bedeutung und Zufluchtsorte für Krokodile, sowie Leguane. Die Fauna und Flora erinnert an die der Batuinseln.

Politische Verhältnisse. Administrativ unterstehen die Inseln der Residentschaft Padang auf Sumatra. Die Königlich holländische Regierung hat von den Inseln am 10. Juli 1864 nominell Besitz ergriffen und hält dort einen malayischen Regierungsagenten, der wieder einen Kontrolleur in Padang zum Vorgesetzten hat. Die Inseln sind bis jetzt noch nicht von der kolonisatorischen Thätigkeit der Holländer ergriffen worden, sondern beschränken sich diese darauf, dass der Regierungsagent dieselben besucht und Streitigkeiten besonders zwischen

malayischen Händlern und Eingeborenen zu schlichten sucht; auch hat er sein Augenmerk darauf zu richten, dass die kleinen malayischen Handelsfahrzeuge nicht durch die Eingeborenen ausgeplündert werden. Bei derartig vorkommenden Fällen unternimmt gewöhnlich die Königlich holländische Regierung mit dem Gouvernementsdampfer eine Strafexpedition, um den räuberischen Stamm energisch zu züchten. Ich konnte jedenfalls die Bemerkung machen, dass der jetzige Regierungsagent es ungemein verstand mit den Eingeborenen zu verkehren und wurde mir von den Stationsleuten versichert, dass die Insulaner ši-Samak radja bilang wie einen Vater verehren. Ausserdem beherrscht er vollkommen ihre Sprache, sowie Dialekte und ist sehr beliebt. Beiläufig bemerkt wohl der beste, sowie zuverlässigste jetzt lebende Kenner der Mentawai-Inseln. Bei uns hat sich der tuan passedor, wie er gewöhnlich genannt wurde, ein unvergessliches Denkmal durch seine geradezu aufopfernde Unterstützung gesetzt. Besonders wird mir dies noch Dr. Morris bestätigen, dem er einfach durch die tiefe Kenntnis der Sprache unersetzbar wurde.

Die einzelnen Inseln. Die am meisten nördlich gelegene Insel von der Gruppe ist zugleich die grösste derselben ši Berut auch Mentawai, Nord Pora, Goed Fortuyn genannt. Im Norden wird sie durch die ši Berut Strasse von den Batu Inseln getrennt, im Süden bildet die Scheide von der Insel Si Pora die Seeblumenstrasse. Bei einer Länge von 110 km hat sie eine Breite von 32 km. Als gute Ankerplätze möchte ich die Bai von si Berut und Ka-to piñan auf der Ostseite erwähnen und die Bucht von ka-torai, in welcher der grösste Fluss der Insel der ka-torai mündet, an der Südseite. Auf ši Berut befinden sich 13 Dörfer mit ca. 7000—8000 Einwohnern zusammen. Von den naheliegenden kleinen Eilanden ist das grösste Karawatjet auch Midden Pora oder Cocos-Insel genannt. Dieses Inselchen ist näher an si Pora gelegen, welches wir später näher kennen lernen werden. Während die Seeblumenstrasse wieder die Trennung der Insel si Pora von ši Berut im Norden bedingt, ist auf der südlichen Seite die Nassaustrasse

als Scheide dieser zweitgrössten Insel vorhanden. Die dritte ihrer Lage und Grösse nach ist Nord-Pageh, getrennt von der vorigen wieder im Norden durch die bereits erwähnte Nassaustrasse und von Süd Pageh durch die landschaftlich schöne ši kakap Strasse, in deren Mitte mehrere kleinere Inseln zerstreut liegen. Die Bai von ši labu mit gleichnamigem Dorf befindet sich an der Ostseite. Die Insel hat eine Länge von 40 km und ist 25 km breit. In 6 Dörfern sollen ca. 1300 Bewohner sich befinden. Die südlichste und zugleich kleinste der Inseln Süd Pageh hat nur 40 km Länge und ist sehr schmal, so dass die Breite 10 km nur beträgt. Die Einwohnerzahl verteilt sich auf 6 Dörfer mit 1300 Seelen. Das südlichste Kap trägt den Namen Südhoek. Im SO dieser Insel und durch die Meerenge von Addington getrennt, befindet sich eine kleine aus 3 Inseln bestehende Gruppe Sanding ketjil, Sanding besar und Mego oder Biriloga. Diese letztere ist 100 km von Süd Pageh und 190 km NO von Engano gelegen, welches im Süden die westliche Inselkette von Sumatra abschliesst.

Speziell „S. Pora". Wir haben uns nunmehr speziell mit ši Pora oder Süd Pora auch Si Pora, ši Kobo, auch holländisch geschrieben Sicoboe; malayisch Pageh tengah endlich noch von den Eingeborenen Tobo lagai genannt zu beschäftigen. S. Pora ist die zweitgrösste der Inseln in der Mentawai-Gruppe und hat eine Länge von 60 km, welcher eine mittlere Breite von 30 km gegenübersteht. Die Bewohner von Pageh tengah sind seit alten Zeiten von ši Berut eingewandert, weil sie die Streitigkeiten mit den Eingeborenen von ši Berut auf die Dauer nicht ertragen konnten. Die Gestalt der Insel ist einem Trapezoid ähnlich. In 9 Dörfern (lagai) werden 1400—1500 Bewohner im ganzen angenommen. Die hauptsächlichsten Buchten befinden sich auf der Ostseite und ist die uns am meisten interessierende von ši Oban zunächst zu nennen, weiter wären noch Plana, silabalaba und nach dem gleichnamigen, bedeutenden Dorfe ši gitji zu erwähnen.

Die Bucht von Sioban. Die Bucht von Sioban[1]),

[1]) Cfr. Litteratur-Verzeichnis No. 12.

welche auf dem 2° 10′ 15″ S. Br. und 99° 44′ 15″ Ȯ. L. gelegen ist, hat eine Länge von ca. 1 Seemeile in der Richtung von NW nach SO. Sie greift ungefähr 900 mtr. tief ins Land hinein. Die SO. und NW Huk dieser Bucht, welche 900 mtr. weit von einanderliegen, sind niedrig und mit Bäumen bewachsen. Von beiden Huken erstrecken sich Korallenriffe in den Eingang der Bucht. Dasjenige an der SO., ca. 170 mtr. und dasjenige an der NW. Huk ca. 100 mtr. weit, so dass zwischen beiden nur eine tiefe Wasserrinne von ca. 600 mtr. verbleibt. Nördlich und südlich des in diese Bucht mündenden ši Obanflusses liegen längs der Ufer trockenfallende Korallenriffe, von denen das nördliche ca. 250 mtr. breit ist. In dem östlichen Teil der Bucht längs des Südufers befinden sich Korallenriffe von ca. 100 mtr. Breite, auf deren äusseren Enden einige Steine über Wasser liegen. In der Mitte der Einfahrt sind 63 mtr. Wasser und diese Tiefe nimmt nach den Einfahrthuken hin bis auf 21, 6 und 19,8 mtr. ab. Diese letzteren Tiefen sind dicht bei den vorher erwähnten Riffen. Nach innen zu nimmt die Wassertiefe erst langsam bis auf 18 mtr. und dann sehr rasch bis auf 9 und 5,5 mtr. ab. Diese letztere Tiefe ist dicht an der Bank, welche im südlichen Teil sich längs der Küste erstreckt. Der Grund besteht aus blauem Schlamm. Der beste Ankerplatz in dieser Bucht ist in folgenden Peilungen: „Nördliche Einfahrtshuk in rw. N. z. W. $^1/_2$ W, die Flussmündung in rw. SW. z. W. $^3/_4$ W. und die südliche Einfahrtshuk in rw. OSO. $^1/_2$ Ȯ.“

Die ši Oban Bucht ist bei trüber Luft nicht gut zu erkennen, weil die niedrigen bewachsenen Einfahrtshuken sich nicht vom Hinterlande abheben. Die beste Erkennungsmarke ist die 1 Sm. nördlicher gelegene kleine Pasakiat Bucht, welche am Eingange längs den Einfahrtsspitzen weissen Sandstrand hat, und dieser ist auf grosse Entfernung sichtbar. Die Flut setzt längs der Küste nach Süd und die Ebbe nach Nord. Die grösste beobachtete Stromgeschwindigkeit betrug 2 Sm. in 4 Stunden.

Das Dorf ši Oban. Das Dorf ši Oban, welches die

Domäne meiner Studien werden sollte, liegt an dem gleichnamigen Fluss eine Stunde Ruderns aufwärts, in westlicher Richtung von der Station und war der alte ši badja i-otu zur Zeit meines Besuchs Dorfoberhaupt, auch wurde er als solcher von der Regierung anerkannt. Ši Oban zerfällt in 3 Bezirke, von denen jeder wieder ein Dorfoberhaupt besitzt, sowie einen stellvertretenden rimata. Gleichfalls befinden sich in jedem derselben je ein grosses Haus als Sitz des Häuptlings und wird dieses von einer Anzahl kleinerer, Familienhäuser lāläp und rušuk umgeben. Die 3 Bezirke von ši Oban, wie schon im 1. Kapitel erwähnt, heissen tai kärusuk, tai bäu ūma, ša koi-koi, die zu ihnen gehörigen rimata sind der bereits vielfach genannt ši badja-i-otu, ši šarak und ši tañ akă. Die Häuseranzahl wurde mir für den 1. Bezirk auf ein grosses Haus 37 Familienhäuser (läläp) und 10 kleinen Hüttchen (rušuk) angegegeben; für ša·koi-koi ein grosses Haus und 20 läläp, endlich in der letzten Siedelung ein grosses Haus und 21 lāläp.

Seelenanzahl. Die Seelenanzahl ist im Zunehmen begriffen und konnte ich auf Grund der Angaben von v. Rosenberg für die einzelnen Landschaften folgendes ermitteln.

Auf der Insel Süd Pora:

Landsch.	ši Oban	n.	Rosenberg	100	Seelen.	Im	J.	1897	200	Seelen,	† 100
	tai ala oinan	„	„	300	„	„	„	„	400	„	† 100
	pora	„	„	150	„	„	„	„	?	„	
	ši matobä	„	„	200	„	„	„	„	?	„	
	ši beri ma-nua	„	„	150	„	„	„	„	150	„	
	ši beri ulan	„	„	200	„	„	„	„	?	„	
	ši bošua	„	„	100	„	„	„	„	?	„	
	ši gitji	„	„	50	„	„	„	„	300	„	† 250
	ši barau	„	„	200	„	„	„	„	300	„	† 100

Jedes dieser Dörfer bildet eine Landschaft für sich.

Bevölkerung. Was nun die Bevölkerung anbetrifft, so werden in derselben, wie es zuweilen bei einigen anderen Naturvölkern vorkommen kann, keine besonderen Schichten unterschieden. Die Eingeborenen der Mentawai Inseln sind nach der Ansicht unseres verdienstvollen Landsmanns von Rosenberg rein polynesischer Rasse, während Dr. Junghuhn sie den Battaks

verwandt hält. Der Assistent Resident Mess, welcher im Jahre 1870 die Inseln besuchte, zählt sie zu den Malayen. Ich möchte mich zu der Ansicht hinneigen, dass wir es hier mit einem versprengten Rest der Urbevölkerung Sumatras zu thun haben, der zu der grossen malayo polynesischen Völkergruppe gehört. Auf Grund seiner Sprachforschungen hatte mein Begleiter Herr Dr. Morris gefunden, dass der Stamm der Mentawai Insulaner zu denjenigen zählt, welcher seiner Sprache nach, den malajodajakischen Typus repräsentiert.

Die Eingeborenen sind von mittleren Wuchs, ca. 150 – 170 ctm., die Frauen kurz und gedrungen gebaut, verwelken rasch infolge zu frühen Geschlechtsgenusses und langen Säugens der Kinder. Die Hautfarbe ist ein gelbliches Braun; sie liegt bei Kindern nach der Broka'schen Farbentafel zwischen 36 und 37, bei Jünglingen und Mädchen, sowie Männern und Frauen zwischen 28 und 43. Sie haben eine weiche Haut und sanfte Konturen in ihren Körperformen; selten sieht man prägnante oder gar rohe Gesichtszüge; das Haar ist schwarz, öfters sanft wellig, obwohl etwas straffer, als bei den reinen Polynesiern. Die Schädelformen sind vorwiegend kurzköpfig. Interessant war es mir nur die ersten ganz simplen Anfänge einer Mischkultur feststellen zu können und zwar zwischen Malayen mit Töchtern der Eingeborenen; ob auch ein umgekehrtes Verhältnis bereits entwickelte Keime auf den Inseln hat, konnte ich trotz verschiedener Fragen nicht erfahren. Ich glaube jedoch dies verneinen zu dürfen, da gewiss derartige Fälle dem Regierungsagenten bekannt gewesen sein dürften. Von 3 in der Bucht von Ši Oban ansässigen Malayen hatte sich der eine vollkommen durch Tätowierung, Haartracht und Schmucksachen mentawisiert, während die beiden anderen ihr malayisches Exterieur beibehalten hatten; ebenso hatten zwei von diesen Malayen den Hüttenbau der Insulaner angenommen, während der dritte zu den Stationsleuten zählte und in einem der kleinen malayischen Gouvernementshütten wohnte. Später lernte ich noch einen anderen m e n t a v i s i e r t e n Malaien aus Tai ala oinan kennen. Hat ein Malaye die Absicht, sich unter den Insulanern anzusiedeln, so kann er durch Tausch von

einem guten Freund ein Stückchen Land erwerben, oder durch Heirat mit einer Eingeborenen dasselbe erhalten, jedoch bleibt dies Eigentum der Frau. Im grossen Ganzen leben nur eine sehr beschränkte Anzahl von Malaien auf den Inseln, besonders aber in den Dörfern. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, dass es ihnen zu schwer fällt, sich in die Menge der pūnän Gebräuche einzuleben und diese dann streng zu befolgen. ausserdem neigen die Eingeborenen der Ansicht zu, dass eine Nichtbefolgung ihrer heiligen Gebräuche Krankheiten im Dorfe entstehen lassen könne. Es liegt nun naturgemäss bei derartigen Anschauungen nahe, dass den eingewanderten Malayen zuerst bei grösserem Umgreifen von Krankheiten diesen die Entstehung vorgeworfen würde.

Flottante Bevölkerung. Eine flottante Bevölkerung im engeren Sinne ist nicht auf den Inseln vorhanden. Den weitaus grössten Kontingent von Händlern stellt die chinesische Rasse. Sie haben ihren Wohnsitz hauptsächlich in Padang auf Sumatra.

Politsche Verhältnisse in ši Oban. Die politischen Verhältnisse liegen folgendermassen: Die Regierung eines Dorfes wird von einem Dorfoberhaupt, dem noch ein zweiter Unterhäuptling beigeordnet ist, repräsentiert. Die Würde dieser Stellung bezeichnen die Insulaner mit dimata auch rimata; wobei sie den grossen š'a-bäu und den kleinen ši goišo bezeichnen. Seine ausübenden Funktionen, sowie Machtsphäre liegen mehr auf religiösem, wie weltlichem Gebiet. Es kann die Würde eines Dorfoberhauptes erblich sein, doch ist's nicht eine conditio sine qua, vielmehr tritt häufig auch der Fall ein, dass nach dem Tode desselben ein älterer verheirateter Mann dazu erwählt wird. Ist ein kleiner rimata gestorben, so dauerts oft längere Zeit, bis diese Stellung wieder besetzt wird. Die Vereinigung mehrerer Dörfer zu einem grösseren Verbande kann gleichfalls wie in ši Oban vorkommen, doch bildet sie eine Regel von der Ausnahme. Die Stellung des Oberhäuptlings zu seinem Volke hat nur dann einen nachhaltigen Einfluss, wenn er zugleich ši käräi d. h. der Erleuchtete also Priester ist. Seine weltliche

Stellung entspricht nach meiner Ansicht rein dem Bedürfnisse eines Volks, ein Oberhaupt zu haben, um welches es sich bei schwierigen Zeitverhältnissen scharen kann, um seinen Rat im Verein mit älteren Männern zu hören. Den einzigen äusseren Vorzug, den der rimata geniesst, ist das Bewohnen eines grossen Häuptlingshauses, in dem Dorfversammlungen abgehalten werden. Zur Zeit meines Aufenthalts in ši Oban waren in dem Bezirk tai bäu-ūma zwei rimata, ein ši käräi männlicher, zwei weiblicher Abstammung. In ša koi-koi zwei rimata, die zugleich ši käräi waren. In tai kärusuk ein rimata, ein männlicher, ein weiblicher ši käräi. Die Bezeichnung rimata ist kein Titel, sondern nur der Name einer Würde, die jemandem übertragen ist. Der Inhaber wird stets, wie die anderen Leute, einfach mit Namen genannt.

Thronfolge. Die massgebenden Gesichtspunkte, welche bei einem Wechsel des Dorfoberhaupts stattfinden, erzählte mir ši rusai-moña, der Sohn unseres alten Freundes ši badja i-otu. Wenn ein neues Dorfoberhaupt gewählt, wird ein 5tägiger pūnän gemacht; bei einem Unterhäuptling 2 Monate pūnän. Es wird besonders ein älterer Mann bevorzugt, der die zu beobachtenden Vorschriften für die pūnän Gebräuche kennt, auch wird die Verwandtschaft des Verstorbenen berücksichtigt. Sollte sich ein solcher nicht finden, dann kann auch die Wahl auf den Sohn des verstorbenen Dorfoberhauptes gelenkt werden, da dieser gewöhnlich vom Vater in die heiligen Gebräuche eingeweiht worden ist. Alle verheirateten Männer wählen das Dorfoberhaupt; absetzen können sie den Gewählten nicht, dagegen braucht dieser die Wahl nicht anzunehmen, wenn ihn sein freier Wille das Entgegensetzte zu thun beeinflusst. Nimmt jedoch der Auserkorene die Wahl an, dann kann er nur von seinem Amt dadurch befreit werden, wenn er in die Lage kommt, Witwer zu werden und dies länger bleibt oder der Tod entbindet ihn von dieser Stellung. Bis zur Wahl eines Dorfoberhauptes ist der Unterhäuptling mit den Funktionen eines solchen versehen. Während der Wahl wird im pūnän getanzt, doch kann der ši käräi den Tanz verbieten, wenn jemand im Dorfe krank ist.

Für die Annahme der rimata Würde erhält der Erwählte nichts, hat auch sonst kein besonderes Abzeichen und lebt wie jeder andere Eingeborene. Es kann nun noch der Fall eintreten, dass mehrere Familien mit dem rimata unzufrieden sind, dann können sich diese vereinigen, wenn sie den alten Oberhäuptling nicht mehr haben wollen, zu einem grossen Hausbau für ein neues ihnen passendes Oberhaupt, so kommt es, dass einige wenige Dörfer mehrere Bezirke bilden. In ši Oban waren 3 grosse und 3 kleine Häuptlinge. Der Unterhäuptling kann gleichfalls im grossen Hause leben, wenn dort noch genügend Raum für ihn, sonst bewohnt er ein gewöhnliches Familienhaus.

Standesunterschiede. Standesunterschiede, natürlich im Sinne eines Europäers, sind nicht vorhanden, wie z. B. Geburtsadel; wohl aber geniessen diejenigen einen Vorzug, welche es verstehen, die geheiligten pünän-Tiere zu erlegen, wie Hirsch, Affe, Schildkröte. Die Art der Bevorzugung wird in einem Gernhaben dokumentiert. Weiter huldigen die Eingeborenen auch unseren Grundsatz „Reichtum macht nicht glücklich, Armut schändet nicht.“

Formen des Grusses. Die Art und Weise, wie sich die Eingborenen begrüssen, besteht in einem Anruf wie: „Ai läu äkä šara ina d. h. es ist vorhanden, es (ist) ein Freund (da) oder äkä läu šara-ina, es (ist) ein Freund (da). Dabei wird gewöhnlich ein Arm um die Hüfte des Begrüssenden gelegt, der so Begrüsste erwidert den Gruss ebenso und reibt oder klopft mit der flachen Hand den Rücken des anderen; auch eine doppelte Umarmung unter gleichen Zeremonien kann stattfinden. Nehmen mehrere von einander Abschied, rufen sie sich ein m' ăi-at kái, d. h. wir gehen fort, zu; geht dagegen nur einer fort, sagt er m'-ăi-an aku d. h. ich gehe fort. Haben die Eingeborenen das Bedürfnis, sich in ganz besonders zärtlicher Weise von jemand zu verabschieden, dann ergreift der Gehende die rechte oder linke Hand des Zurückbleibenden am Handgelenk und reibt die flache Freundeshand an seiner Brust. Die Umarmungen beim Gruss finden nur bei Freunden statt. Begegnen die Eingeborenen ein Kind, so rufen sie ihm äkä läu to*γ*a zu; wenn es ein kleines

Mädchen ist, äkä läu dóγai; ein alter Mann sagt zu einem jüngeren äkä läu ši rou, zu einer verheirateten jüngeren Frau äkä läu ši maišo; begegnet er seine Schwester, äkä läu baliu; Frauen werden beim Grusse nicht umarmt. Für das Dorfoberhaupt haben sie keinen besonderen Gruss. Hat dagegen ein Mann seine Frau verloren, wird er mit tä-täu begrüsst, auch im entgegengesetzten Fall tritt dieser Gruss für eine Frau ein. Tä-täu heisst Witwer oder Witwe. Haben verheiratete Leute ihr einziges Kind durch den Tod verloren, begrüsst man sie mit ši-boto.

Höflichkeitsformen. Eine ganz eigentümliche Sitte von Höflichkeitsansicht haben die Eingeborenen noch beim Niessen. Hocken oder sitzen z. B. mehrere Eingeborene zusammen, was entweder dadurch geschieht, dass sie die Beine kreuzweise untereinander geschlagen haben oder sie haben es sich auf ihrem Gesäss bequem gemacht und die Beine nach der Brust angezogen und niesst einer von ihnen, so darf sich keiner in dem Augenblick des Niessens etwa erheben wollen um sich zum Fortgehen anzuschicken. Der gute Ton verlangt es, dass alle sitzen bleiben, wenn einer niessen muss. Zum Niessen sagen sie paiší; den Schleim fortwerfen golok.

Sklaverei. Sklaverei kennen die Eingeborenen von ši Oban nicht, ebenso ist ihnen Schuldsklaverei etwas Unbekanntes.

Rechtsbegriffe. Ich wende mich jetzt dem schwierigen Kapitel der Rechtsbegriffe zu und ist's mir gelungen, eine Basis für weitere Forschungen festlegen zu können. Natürlich sind die Begriffe von Recht und Unrecht dem geistigen Niveau der Eingeborenen entsprechend. Da diese nun weder lesen noch schreiben können, existiert auch kein urkundliches Material, in dem die Grundsätze von einem Recht hätten formuliert werden können. Eine Rechtspflege ist demnach nur im abstrakten Sinne vorhanden und findet darin ihre Ausübung, dass sich jeder nach seiner Auffassung sein Recht zu verschaffen sucht ev. oft unter energischer Zurhilfenahme seiner Angehörigen. Das Dorfoberhaupt kümmert sich in Streifällen seiner Bewohner nicht um dieselben. Ich möchte jetzt einzelne besonders markante Fälle, die ein Rechtsverfahren erheischen, beleuchten.

In erster Linie würde da nun dem schwersten Verbrechen mein Augenmerk zugelenkt werden müssen, dem Totschlag. Dieser wird einfach von den Angehörigen des Erschlagenen auf gleiche Weise gesühnt. Die Eingeborenen dürfen ohne Urteil ihres Priesters einen Menschen töten, wenn er nach ihrer Ansicht etwas Unrechtes begangen und sie dessen gewiss sind. In zweifelhaften Fällen wenden sie sich an ihre Priester und entscheidet dieser dann, ob der Betreffende getötet werden soll. Sind in einer Ortschaft mehrere Bezirke, so rächen alle diese den Tod eines Mannes aus denselben gegen ein entfernt liegenderes Dorf. Tötet aber ein Mann eines Bezirkes einen anderen aus dem Nachbarbezirk, so rächt nur dieser Bezirk den Mann gegen den benachbarten, in welchem der Mörder sich befindet. Dagegen wird der Kindesmord bei Neugeborenen nicht bestraft. Es kann z. B. eine Mutter, wenn sie zu viel Kinder hat oder ein Kind nicht nähren kann, ruhig töten, ohne dass von ihren Stammesgenossen etwas dagegen zur Verhinderung oder Bestrafung gethan würde.

Dem nächsten Verbrechen, welchem ich meine Aufmerksamkeit widmete, war der Ehebruch. Der Modus des Sühneverfahrens ist folgender. Der betrogene Gatte schlägt hier zuweilen die ehevergessene Frau, aber auch den Ehebrecher; er kann denselben auch töten, wenn er will, je nachdem sein Ich von Hass gegen diesen erfüllt ist. Gefällt einem Mann seine Frau nicht mehr, dann kann er sie fortschicken, sie darf aber nicht eine neue Ehe, wenn sie von einem anderen Manne begehrt wird, eingehen; vielmehr muss dieser sie dem ersten Gatten abkaufen.

Hat ein Eingeborener eine Schuld kontrahiert und ist nicht in der Lage, selbige zurückzuerstatten, so ist nichts zu machen, also tout comme chez nous.

Sind Schulden von einem Verstorbenen vorhanden, bezahlen sie in der Regel die nächsten Verwandten, wenn sie sich in zahlungsfähiger Kondition befinden. Im Nichtzahlungsfalle, auch wenn ein konditio vorhanden, entsteht gewöhnlich ein

Streit zwischen den Verwandten und Schuldforderern, wobei natürlich das Recht des Stärkeren siegt.

Beim Vergleich fordern die Eingeborenen gewöhnlich mehr als das Abgemachte, oft das drei- bis vierfache.

Auch Begriffe vom Pfandrecht sind ihnen nicht unbekannt. Sie geben Pfänder; wird der bestellte Auftrag, sei es aus irgend welchen Mängeln, nicht abgenommen, verbleibt das Pfand in Händen des Auftraggebers als Entschädigung, wozu dieser zuweilen noch den zwei- bis dreifachen Preis fordert. Sie bezeichnen das Pfand mit ūpa auch pa-nuru-at = Geschenk, das Geliehene mit balä. Das Pfandrecht ist bei den Insulanern seit alten Zeiten gebräuchlich. Ich selbst habe mir praktische Erfahrung darin beim Bau eines Modellhauses gesammelt. Zur Bekräftigung dessen, dass dieser seltene Auftrag auch bestimmt meinen Wünschen entsprechend ausgeführt würde, übergab mir einer der beiden Baumeister seinen Kopfschmuck als Sicherheit für gute Effektuierung meines Auftrages. —

Auch Kenntnisse vom System der Anzahlung sind bei den Eingeborenen vorhanden, sie haben sich diese durch die handelnden Chinesen und Malaien erworben. Jedoch existieren heute nur Anzahlungen zwischen Handelsleuten und Eingeborenen, nicht aber zwischen letzteren unter einander.

Im Erbrecht werden die ši ka lä-lägat von folgenden Grundsätzen geleitet. Nach dem Tode der Eltern erben nur die männlichen Sprossen der Familie zu gleichen Teilen; will dagegen der Vater den Mädchen auch etwas zukommen lassen, geschieht dies durch Schenkungen bei seiner Lebzeit. Sind keine näheren Angehörigen vorhanden, wird nach den entfernteren Verwandten gesucht und unter diesen nach dem Modus der Gleichheit geteilt. Uneheliche Kinder werden bei Aufteilung des Nachlasses den legitimen gleichgestellt, auch werden sie von beiden Teilen einer Ehe übernommen. Die Nachlassteilung, welche also zu gleichen Rechten und Pflichten nur unter den Söhnen einer Familie geschieht, ist jedoch durch den guten Willen dieser noch erweiterungsfähig in sofern, als diese der Mutter oder den Schwestern etwas vom Erbteil abgeben können,

wenn sie wollen. Eine schöne Sitte ist's nun wieder, wenn die Erben hartherziger Natur sind, dann legen sich die alten Leute eines Dorfes ins Mittel, damit dem feminalen Teil der Familie auch etwas zugute kommt. Das Dorfoberhaupt beeinflusst auch hier nicht gegebene Situationen. Stirbt jemand ohne Erben, können die in seinem Hause Wohnenden seinen Nachlass nehmen, sogar sein Haus, als auch Ländereien. Das Dorfoberhaupt hat keinen Anteil daran.

Der Diebstahl wird je nach der Wiederholung seines Vorkommens bestraft. Beim ersten Mal wird dem Dieb etwas von seiner Habe genommen; wird er im wiederholten Falle ertappt, wird ihm sein ganzes Eigentum an Gerätschaften genommen, sogar wenn er mehrere Gärten, auch einer. Sie lassen ihm sein Haus, Boot, Ruder. Beim dritten Male wird er aus dem Stamm gestossen. Das Eigentum seiner Frau bleibt jedoch dieser erhalten.

In Streitfällen benutzen die Eingeborenen zuweilen den Bogen und schiessen auf einander. Im allgemeinen sollen die Eingeborenen viel stehlen, mir ist nur einmal ein Badetuch entwendet worden, was ich jedoch durch energische Einwirkung des Regierungsagenten nach 3 Tagen unvermutet wieder vorfand. Ich muss offen gestehen, dass ich mehr die guten Seiten von meinen braunen Freunden habe kennen gelernt, namentlich wiederholt manches schöne Beispiel vom Wort halten. So hatte mir der über 2 Stunden von uns entfernt liegende Dorfhäuptling von tai barau Amulette versprochen, die er in 2—3 Tagen bringen wollte und er hielt Wort, was mich umsomehr erfreute, als diese kleinen Halsamulette überhaupt nur nach langem Zureden des Regierungsagenten immer bekommen konnte.

Krieg. Tapferkeit. Streithammel. Als ich eines Tages die Leute frug, ob sie denn auch Kriege führten mit den Nachbarstämmen, wurde mir gesagt: „Wir führen seit alten Zeiten keinen Krieg, wir wollen es auch nicht, wir verstehen es auch nicht mehr.“ Kommen Länderstreitigkeiten zwischen Gartenbesitzern vor, so entscheidet in einer regulären Prügelei das Recht des Stärkeren, welcher dann Eigentümer des Streitobjekts

wird. Die Tapferkeit besteht bei den Eingeborenen in der Furchtlosigkeit. Öfters wird sie durch vom Zaun gebrochene Streitigkeiten derart zur Geltung gebracht, dass dieser oder jener Insulaner das Bedürfnis in sich verspürt, durch Ländereien sein Eigentum zu vergrössern. Er nimmt dann einfach dem ursprünglichen Besitzer das begehrte Stück Land fort, wenn er im Stande ist, es sich durch seine Überlegenheit in der Stärke zu erhalten. Sogenannte Streithammel werden aus dem Stamme ausgestossen. Gewöhnlich bittet dann der Ausgestossene, um Aufnahme bei einem Nachbarstamm, will ihn dieser nicht, muss er in dem Walde oder auf einer der kleinen unbewohnten Inseln sein Dasein zu fristen suchen. Hat jedoch der Ausgestossene die Absicht, sich zu bessern und ein guter Freund findet ihn, so darf ihn dieser aufnehmen; auch ein anderes Dorf, wenn er Besserung verspricht. Die Frau des Ausgestossenen bleibt gewöhnlich in ihrem alten Heim zurück; doch kommen auch vereinzelte Fälle vor, wo sie dem Manne folgt. Sie kann sich auch ohne Erlaubnis ihres Mannes wieder verheiraten.

Bei den Eingeborenen der Insel ši Berut, die an und für sich kriegerischer gesinnt, als die übrigen Inselbewohner der Mentawaigruppe, ist ein sehr entwickeltes Gefühl der Blutrache ausgebildet. Man erzählte mir, dass Eingeborene von ši Berut einen Mann getötet hätten, der vor 25 Jahren einen der Ihrigen im Kampfe gemordet habe. Die Regierung untersuchte den Fall und war es in der That so. Sie vergessen Beleidigungen nicht, es geht so weit, dass sie die Rache dafür vom Grossvater auf Kinder und Enkel forterben. Es ist ihnen gleichgültig, wen sie in der befehdeten Familie töten. Hat dagegen einer von den handelstreibenden Chinesen oder Malaien einen ihrer Stammesgenossen erschlagen, dann muss dafür ein Chinese oder Malaie sein Leben lassen.

Stellung des Mannes. Die Stellung des Mannes begründet sich vornehmlich darin, dass er als Oberhaupt der Familie angesehen wird. Als ich mich nach der Begründung dieser Thatsache erkundigte, antwortete mir der ši ka lä-lăgat, weil er älter als seine Frau ist. Auch steht dem Manne das

Recht zu, seine Frau fortzuschicken, wenn sie ihm nicht mehr gefällt. Die Verwandten derselben erheben keinen Einspruch dagegen. Die Kinder bleiben jedoch in diesem Falle beim Vater und dürfen nicht mit der Mutter gehen. Ferner liegt in der Stellung des Mannes die Verrichtung gewisser Arbeiten. Sie bauen Häuser, fertigen sämtliche Hausgerätschaften an und sorgen für den Lebensunterhalt der Familie; sie päppeln sogar ihre kleinen Kinder zuweilen. Ihre Frauen behandeln sie im grossen ganzen gut, züchtigen thun sie dieselben nicht, sondern suchen sie durch eindrückliche Ermahnungen und Strenge zur Ordnung zu bringen. Ein ši ka lä-lāgat meinte, „würden wir unsere Weiber schlagen, dann könnten sie krank werden und uns abends den Rücken anstatt den Magen zuwenden“. Ebenso gehört es zu den Funktionen des Mannes. dass er das Holz für die Feuerung im Hause besorgt, Wasser wird von beiden Teilen getragen, auch das Essen können beide Familienoberhäupter bereiten.

Stellung der Frau. Mich jetzt zur Stellung der Frau wendend, so gestaltet sich diese bei den Eingeborenen derart, dass den Frauen ebenso wie bei uns der grössere Teil häuslicher Pflichten zukommt, besonders haben sie über das Wohl und Wehe ihrer jüngeren Kinder zu wachen. Strafen thun sie dieselben nur durch Schlagen mit der Hand, oder es dienen ihnen die aufgespaltenen Bambusrohre, in denen sie Essen bereitet haben, als Züchtigungsinstrument. Gewöhnlich wird der Rücken oder Oberschenkel beim Schlagen bearbeitet. Die Kinder werden in den meisten Fällen von der Mutter gestraft. Streiten fremde Kinder unter einander, kümmern sich die Erwachsenen nicht darum. Schlägt aber einer von den Eltern ein fremdes Kind, welches mit ihrem Kinde in Streit geraten, dann kann es zuweilen vorkommen, dass die fremden Eltern ihr geschlagenes Kind durch Prügel bei dem andern rächen. Von den Ungezogenheiten der Kinder konnte ich feststellen, dass auch diese die üble Angewohnheit haben, ihren Eltern die Zunge herauszustecken und Gesichter zu schneiden. Dagegen ein Anspucken der Eltern

noch nicht kennen. (Die Zunge zum Vater herausstecken bȧla djala djala ka-ama; Gesichter schneiden libi.)

Zu den ferneren Obliegenheiten der Frauen gehört, dass sie sich ihre Kleidungsstücke selbst anfertigen, soweit diese nicht durch Tauschhandel in Form von Zeug erworben werden.

Das geschlechtsreife Mädchen darf sich frei bewegen und ist es keine Schande, Verkehr mit Männern vor der Ehe zu haben.

Über die rechtliche Stellung unehelicher Kinder habe mich bereits in den Rechtsprinzipien der Eingeborenen geäussert.

Das Weib in der Ehe nimmt natürlich, wie auch bei anderen Naturvölkern, eine untergeordnete Stellung ein und möchte ich sagen, da die Monogamie bei den Insulanern vorherrschend, sie die Gehilfin resp. Haushälterin des Mannes ist.

Dass sich auch hier unter dem sogenannten schöneren Geschlecht, welches nur zuweilen in der Jugend durch anmutige weiche Formen sich zeigt, sonst aber nicht existiert, einige Zankteufel befinden, dürfte nicht überraschend erscheinen, da diese Spezies wohl auf dem ganzen Erdball anzutreffen ist.

Bezüglich der Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau, werde ich diese noch später in dem Abschnitt über Ackerbau zu erörtern haben.

Eheschliessung und Ehescheidung. Über Eheschliessung und Scheidung möchte ich folgendes berichten. Die Lage der weit auseinanderliegenden Ortschaften bedingt schon an und für sich, dass die Frauen aus dem eigenen Dorf oder dessen Bezirke mit Vorliebe genommen werden; also die Endogamie als Regel angenommen werden darf. Doch ist auch die Exogamie gebräuchlich. Ein besonderer Wert auf die Jungfrauschaft oder Reinheit eines Mädchens wird nicht gelegt. Gewöhnlich kommt eine Ehe derart zu Stande, dass der junge Mann (ši laińä) ein Mädchen (ši oko) frägt, ob sie ihn gern hat oder haben möchte. Bejaht dieselbe, dann erhält sie von ihm kleine Geschenke an Zeug, Glasperlen, Draht etc. Der Vater des jungen Mädchens oder ihr Bräutigam bauen dann das bereits erwähnte rusuk, in welchem die jungen Leute öfters

einige Flitterjahre verleben bis zu ihrer definitiven Heirat. Diese tritt gewöhnlich mit dem Moment ein, wo der junge Mann in der Lage ist, sich ein Familienhaus (läläp) zu bauen und ein Gärtchen erwerben kann. Die aus einem derartigen Verhältnis entstehenden Konsequenzen haben zur Folge, dass es zu dem Gewöhnlichen zählt, vor der Heirat einigen Kindern — ich möchte fast sagen, zur festeren Begründung einer Ehe — das Lebensdasein zu geben. Die unehlichen Kinder fallen den Eltern des Mädchens zu, wenn der Schwiegersohn ins spe stirbt oder seinem Mädchen untreu wird.

Hat ein Junggeselle einem Mädchen die Heirat versprochen und hält nicht sein Wort, dann geht das Mädchen in ein anderes Dorf.

Ein Kaufpreis oder Geschenk an die Eltern für das Mädchen existiert heute nicht mehr, wohl aber war es in alten Zeiten gebräuchlich und ist auch ferner noch in ši Berut und Tabekat üblich. Hat ein junger Mann nun soviel erworben, dass er heiraten möchte, dann geht nicht er zu seinem künftigen Schwiegervater, sondern einer von seinen Eltern, oder wenn diese tot, jemand aus der nächsten Verwandtschaft und hält bei diesem um die Heirat an. Da jener bereits seinen gesinnungstüchtigen Schwiegersohn kennen gelernt hat während der Brautzeit, so ist wohl ein Korb für den jungen Mann nicht zu befürchten.

Es giebt aber auch unter dem sonnig lachenden Himmel der Mentawai-Inseln Don Juans, die gelegentlich ein Mädchen sitzen lassen, die gute Sitte, welche dann in ihr Recht tritt, bemerkte bereits im Vorhergehenden. Ich möchte jedoch die Gelegenheit hierbei wahrnehmen, den geehrten Lesern einen solchen Ritter mit grossem Herzen vorzustellen, der zugleich der beste Freund des Herrn Dr. Morris war und ihm manche wertvolle Bereicherung für seine Spracharbeit geliefert hat. Mit Stolz erzählte uns dieser ši ka lä-lāgat, dass er bereits 2 Mädchen in tai bäu ūma, eine in ša koi-koi sitzen gelassen habe und jetzt im Begriff stehe, eine neue Liebschaft einzufädeln.

Hat ein Mann geheiratet, so muss er in ši Oban einen 5tägigen pūnän halten, dann baut er ein Boot und legt einen



Unser Dorf Don Juan šara ina sara-t oba.

Kladdigarten an. Der Zeitraum, in welchem er diese Dinge zu verrichten hat, dauert cr. 22 Tage; erst nach diesen führt er in seiner jungen Ehe den coitus aus. — In ša uräinu sind die pūnän Gebräuche bei der Heirat andere und werde ich darauf später zurückkommen.

Den Verheirateten ist es zu allen Zeiten verboten in den kleinen Häusern (rušuk) am Fluss, am Meer oder in den Gärten den Beischlaf zu vollziehen, weil es der böse Geist sehen könnte, und die zu erwartenden Kinder dann sterben würden, dagegen ist es den Junggesellen überall gestattet, zu coitieren.

Geschwister und Stiefgeschwister können sich nicht mit einander verheiraten, wohl aber kann ein ši ka lä-lăgat seine Cousine heimführen als Frau.

Hat ein Junggeselle ein Verhältnis mit einem Mädchen und empfindet ausserdem das Bedürfnis, noch ein ferneres einzugehen, dann suchen die Eltern des ersten Mädchens dies zu verhindern, sie werden sogar sehr böse, wie mir mein Gewährsmann sagte.

Sehr wertvolle Nachrichten gab mir der Dorfhäuptling von tai bäu ūma über die verschiedenen zu beobachtenden Grundsätze, welche für die Schwangerschaft in Betracht kommen. Befindet sich eine Frau oder Mädchen in diesem Zustand, und bedarf eines neuen Hüftschurzes, oder hat den Wunsch nach selbigem, so verfertigt sie in ihrem Garten einen solchen und legt den alten ausgebreitet dahin, doch kann dies auch an einem anderen Ort geschehen, während in anderen nicht Schwangerschaftsfällen sie den alten Schurz einfach wegwirft. Der Grund, weshalb sie den Schurz ausbreitet, findet sich in dem Glauben, dass dadurch das Kind gerade und nicht krumm geboren wird. Alle Sachen, welche sie während dieser Periode benutzen, suchen sie gerade hinzulegen.

Während der Schwangerschaft darf der Mann den coitus nicht ausführen, ebenso (ungefähr 8 Monate) nach der Geburt des Kindes, bis es sitzen kann. Diese Gebräuche sind den ši ka lä-lăgat ta kä-käi-käi, d. h. heilig. In demselben Raum mit einem Weibe während dieser Zeit schlafen, ist gestattet.

Die hier angeführten Vorschriften haben auch die Unverheirateten, die in wilder Ehe oder in ihren Flitterjahren leben, zu befolgen, weil die Eingeborenen die Stellung dieser Mädchen den Frauen gleich achten. Weiter dürfen die Frauen während der Zeit, wo sie ihre Kinder unter dem Herzen tragen, wenn sie aus dem Fluss Wasser holen, keinen Bambusbehälter benutzen, in dem sich ein Schossring ausser am Boden befindet; derselbe muss ganz glatt sein, weil die Frau gern leicht gebären will; ebenso liegt dem Manne in dieser Zeit die Reinigung der Gerätschaften nach dem Essen ob, während die Frau auf der Veranda des Hauses sitzen darf und der Ruhe pflegen. Der Mann verrichtet deshalb all' diese kleinen häuslichen Funktionen, damit sich das zu erwartende Kind nicht im Leibe der Mutter herumdreht, die Frau keine Schmerzen hat, wenn sich dieselbe durch Arbeit viel bewegt. Auch sind's die Gesetze des pūnän, welche diese Verhaltungsmassregeln vorschreiben. Ein Ausserachtlassen aber dieser Bestimmungen hätte den Nachteil, dass die Nachgeburt (aläi to*γa*, d. h. der Gefährte des Kindes) folgen und die Frau krank würde. — Ist eine Frau schwanger und wird ihr Mann krank, dann geht dieser zum Priester, welcher ihm sagen kann: „Du bist krank, das Kind ist nicht Dein, ein anderer ist Vater; ich habe es vom Teufel, mit dem ich gut befreundet bin, erfahren.“ Natürlich ist's nicht ausgeschlossen, dass dem Kranken der Priester auch sagen kann, dass er durch etwas anderes auch krank geworden sein könnte. Jedenfalls soll die erste Antwort, welche mir als charakteristisch dafür bezeichnet wurde, dass die Priester durch eine solche feststellen, wenn eine Frau mit 2 Männern Umgang gepflegt hatte. Der Mann nach ihrer Ansicht wird in diesen Fällen immer krank, bleibt er gesund, darf er das alleinige Recht der Vaterschaft für sich in Anspruch nehmen. — Während der Schwangerschaft können Frauen alles essen ausser dem Tintenfisch, den sie gurīta (malayisch kurito) nennen, weil dieser in Höhlen und zwischen Korallen lebt. Während der Ebbe hält er seinen Kopf heraus und ist schwer aus seinen Schlupfwinkeln heraus zu bekommen, weil er sich dann aufbläht. Die

Frauen der Eingeborenen denken nun, wenn sie sich des Genusses dieses Fisches hingeben, dass es ihnen bei der Geburt mit ihren Kindern dann ähnlich ergehen könnte. — Während der Schwangerschaft bedürfen die Weiber nicht des Priesters, auch erhält der böse Geist keine Speisen von ihnen. — Ebenso hat das Mädchen in dieser Zeit pūnān zu halten, nicht dagegen der unverheiratete Mann. Besondere Feierlichkeiten finden nicht statt. — Die Mädchen schämen sich nicht, Kinder zu erhalten, auch suchen sie ihren Zustand nicht zu verbergen.

De reliquis vitae „ši ka lä-lägat" familiaritatibus haec mihi, quam afferam, digna videtur quod coïtum ita perficiunt, ut femina inter coitum humi recubet, vir inferiorem corporis sui partem una cum genitalibus inter feminae cura distantia interponat, superiorem feminae imponat. — Eodem igitur illi quo nostri modo coëunt.

Benutzt ein Unverheirateter die Frau eines anderen, dann muss er dem Manne eine Entschädigung geben, die ganz seinem freien Willen überlassen ist. Dem betrogenen Gatten jedoch steht das Recht zu, sich dann von seiner Ehehälfte ohne weitere Zeremonien zu trennen und kann eine solche Frau sich ohne Zustimmung ihres ersten Mannes dann wieder verheiraten. — Im allgemeinen sind die Männer den Frauen treu. — Frauen, welche mit anderen Männern anbändeln, nennen sie šitjo.

Die Witwen. Anschliessend hieran möchte ich einige Worte über die Behandlung und Stellung von Witwen folgen lassen. Eine Witwe bleibt nach dem Tode ihres Mannes bei ihren unverheirateten Söhnen oder Töchtern, wenn sie welche hat; auch kann sie zu ihrem Bruder, wenn ein solcher vorhanden, gehen und fällt diesem dann das Besitztum seiner Schwester resp. seines verstorbenen Schwagers in diesem Falle zu. Wenn eine Witwe nur eine verheiratete Tochter hat, geht sie zu dieser. Hatte der verstorbene Mann eine Tochter und eine Schwester, dann wird das Eigentum zwischen dieser und seiner Tochter geteilt. Nach dem Tode eines Mannes ist es seiner Witwe ebenso gestattet, zu ihrem Vater, zu ihren verheirateten Söhnen, ihrer Schwester, wenn diese verheiratet, zum Bruder oder



Wittwe (die im Rufe einer Giftmischerin stand.)

Schwester von ihren Eltern und zu einem Freund zu gehen, niemals aber zu den Verwandten des Mannes. Eine Witwe kann nach dem Tode ihres Mannes alles machen, da sie vom pūnän der Verheirateten befreit ist. Sie darf ebenso wieder alles essen, was Verheirateten in gewissen Fällen nicht erlaubt ist, worauf ich noch in dem Kapitel über „Das tägliche Leben der Eingeborenen“ mich näher äussern werde. Ebenso ist eine Witwe von dem Schwangerschaftszeremoniell befreit, deshalb, damit der böse Geist weiss, ihr Mann ist tot. — Es ist einer Frau gestattet, sich nach dem Tode ihres Mannes in 3 Tagen wieder verheiraten zu dürfen. — Auch bekunden die Witwen keine Angst für den verstorbenen Gatten. Der böse Geist desselben (š'a-nitu) geht dann zu seinem Hause, dort thut er an den Wänden kratzen; klopfen und rütteln am Hause; sogar soll er zuweilen die Leute kneifen. Die Anwesenheit des Geistes dauert 3 Tage lang; hierauf kehrt er in den Wald oder zu dem Toten zurück; was er dort macht, weiss der ši ka-lä-*lăg*at nicht. Zu den weiteren Dingen einer Frau, wenn ihr Mann gestorben, gehört das Anlegen der Witwentracht. Die Bananenstreifen des Schurzes und der Oberkörperbedeckung werden breit geschnitten, Perlen, Armbänder, sowie sonstiger Schmuck abgelegt, auch die so reizend wirkenden Blumen. Die Hüte werden glatt ohne Bananenstreifen getragen. Der Schmuck wird nicht eher wieder angelegt, bis sie sich verheiratet.

Moral. Die moralischen Ansichten der Eingeborenen scheinen mir ziemlich laxer Natur zu sein. Zur Behauptung dieser Ansicht möchte ich auf einige Erzählungen hinweisen, die im Werke meines Begleiters Dr. Morris, pag. 185—195, sich vorfinden. Es sind süsse Reden, Gespräche mit Mädchen, sie geben den priapischen Liedern oder dem Satiricon des Marcus Petronius an Inhalt nichts nach. — Eine besondere Beschränkung dagegen, die unzweifelhaft Spuren eines mehr oder minder entwickelten Schamgefühls zeigt, beobachten die Männer in Gegenwart von weiblichen Wesen. Es gehört bei ihnen zur guten Sitte, dass im Beisein dieser keine unanständigen Redensarten



Witwentracht.

geführt werden dürfen, oder es wird im Flüsterton von denselben gesprochen.

Cum e caelibe quodam quaererum quomodo viri suae gentis cum feminis coïrent, ille eodem modo quod mihi präter opinionem accidit — quo etiam nostri homines uti solent, coïtum digitorum opera describere atque imitari conatus est. Alterius enim manus pollice et digito curoatis atque inter se conjunctis rimae vel cunnus formam effecit in quam alterius manus digitum immisit immissumque aliquoties ultro citroque agitavit.

Eine Prostitution in unserem Sinne kennen die Eingeborenen nicht, wohl aber haben sie für nymphomanische Mädchen den trefflichen Namen iba lagai, d. h. Dorfspeise. Diese Mädchen leben in einem rušuk nur einzeln und nicht zu mehreren. Für die Hingabe ihres Körpers erhalten sie weder Geschenke, noch eine Art von Bezahlung, sie thun es aus freien Stücken, um einzig ihren krankhaften Trieb zu befriedigen. — Treibt jemand mit einem Mädchen Notzucht, so muss er dem Vater desselben oder ihrem Liebhaber Schadenersatz zahlen.

Geburt. Bei der Geburt eines Kindes müssen die Eltern diät leben und dürfen keine Nahrungsmittel von anderen annehmen. Wenn eine Frau schwer gebärt, lässt sie den weiblichen ši käräi, der Priester, Zauberer und zugleich auch Arzt ist, holen; versteht es dieser nicht, erst dann schickt sie nach dem männlichen Kollegen. Nur bei schweren Geburten wird Hülfe in Anspruch genommen, sonst nicht. Dieselbe besteht darin, dass der männliche ši käräi eine Blättermischung mit Wasser herstellt und damit den ganzen Körper der Frau einreibt. Die Behandlung des weiblichen ši käräi ist die gleiche, darauf werden vier verschiedene Blätter būluk täbak (malay. paku tonga); bòbolo (mal. linjuang, Condyline terminalis); oši (mal, sikai, Lygodium microphyllum); šoung (?) genommen und der Körper der Frau damit gefächelt, ebenso der Raum und das Haus in dem sie sich befindet. Nunmehr erfolgt ein pūnän, zu dem ein Schwein oder Huhn geschlachtet wird. Einige Speisepartikel von dem Mahle erhält auch der böse

Geist š'a-nitu, während das Essen gemeinsam von den Hausbewohnern verzehrt wird. Der ši käräi nimmt je ein Blatt von den vier genannten Pflanzen, deren Heilkraft darin besteht, dass der š'a-nitu dem ši käräi sagt, diese Blätter sind gut. Es können auch andere Leute die Blätter bringen und auch zusammen binden, doch keiner kann mit ihnen so fächeln, wie der ši käräi; auch massiert derselbe ein wenig den Bauch der Frau. Hebeammen giebts nicht; andere Frauen und Verwandtschaft sind manchmal bei der Geburt zugegen. — Die Nabelschnur kann die Gebärende selbst, ihr Mann oder eine andere Frau abschneiden, dagegen haben während der Geburt andere Männer keinen Zutritt, ausser den Gatten. Das Abschneiden der Nabelschnur geschieht mit einem scharfen Bambusstäbchen oder eingeführtem Messer. Dieselbe wird auf eine unreife Banane gelegt. Sie binden den Nabel mit Zwirn kulit bakä, der aus den Rindenfasern von Gnetum Gnemon hergestellt ist, ab und schneiden dann; hierauf wird derselbe mit Kokosnuss-Öl eingerieben. — Liegen die Kinder schlecht, dann ist keine Hülfe vorhanden, sie müssen sterben. — Ist dagegen die Mutter bei der Geburt gestorben und das Kind lebend zur Welt gekommen, wird es vom Vater getötet, dann an die Brust der toten Mutter gelegt und mit ihr begraben. Die Eingeborenen töten derartig verwaiste Kinder, dass ihnen der Kopf eingedrückt, Mund und Nase zugehalten wird. — Diese für unsere Auffassung grausame Art begründen die Eingeborenen damit, dass das Kind keine Milch als Nahrung erhalten könnte und aus dieser Ursache sowieso sterben würde; ausserdem, dass es als Unglückskind angesehen wird. — Nachdem das Kind von der Nabelschnur losgelöst ist, wird es in die Hand genommen und mit Wasser gereinigt; als erste Speise erhält es Milch. Das Kind wird in der Regel von der Mutter gewaschen, nur wenn diese zu schwach, besorgt es eine andere Frau. — Zur ferneren Nahrung erhält der Sprössling gleich am ersten Tag von der Mutter gekauten kladdi. — (Colocasia esculenta) Zum besseren Säugen der Kinder werden die reich mit Nahrung versehenen Brüste oberhalb der Brustwarzen durch eine ge-

färbte Rotangschnur (lai-lai) herunter gebunden. Gestillt werden die Kinder bis zum Gehen und im Spaltsitz auf der Hüfte getragen. Ist die Mutter krank, kann sie ihr Kind zu einer anderen Frau zum Stillen bringen, auch wenn die Mutter einige Tage nach der Geburt stirbt, geschieht dasselbe. — Einen Unterschied in der Behandlung von Jungen und Mädchen existiert nicht bei der Geburt; ebenso bevorzugen die Eingeborenen kein Geschlecht. — Die Nachgeburt wird in einen offenen Bambuscylinder, in dem sich bereits Asche befindet, gebracht. Auf dieselbe wird dann wieder Asche und Öl gethan, um die Verwesungsgerüche zu inhibieren. Dieser Behälter wird an einen Pfahl vor der Veranda des Hauses vermittelst einer Rotangschnur aufgehangen. Dies darf nur der Vater besorgen, ein anderes Familienmitglied oder wer sonst gerade zugegen, darf es nicht. Hier bleibt er solange hängen, bis die Befestigungsschnur abfault und der Cylinder herunterfällt. Die Art solcher Behandlung besteht seit alten Zeiten. Die Nachgeburt nennen die Insulaner aläi to*γ*a (Begleiter des Kindes.) — Zwillinge sind sehr selten, als ich frug, ob die Frauen auch drei Kinder bekommen könnten, meinten die Eingeborenen, es sei nicht möglich. — Frühgeburten, Todtgeborene werden auf dem Begräbnisplatz begraben.

Missgeburten entstehen, weil Vater oder Mutter nicht einen pūnān gehalten haben, lassen aber selbige am Leben. — Die Eingeborenen wissen, dass nach 9 Monaten Kinder geboren werden und Abortus stattfinden kann.

Die Verheirateten haben am ersten Tage nach der Geburt einen pūnān zu halten. Mit der Bedeutung desselben werde ich in dem Abschnitt über Religion mich noch eingehend zu beschäftigen haben. Dieser pūnān dauert zwei Tage. Die Eltern und Kind schmücken sich am ersten Tag gleich nach der Geburt mit neuen Blumen und Blättern. Das Kind erhält den Pflanzenschmuck an einer Schnur um den Hals und wird derselbe ein Monat lang von diesem und den Eltern getragen. Nachdem diese beiden Tage verstrichen sind, gehen die Eltern, wie mir die Eingeborenen sagten, 30 Tage lang auf die Suche

nach Nahrung, wie die Vögel. Der Mann fängt Fische, die Frau geht nach dem kladdi-Garten. Nach gethaner Arbeit treffen beide im Hause wieder zusammen. Das Kind erhält gekauten Reis (der importiert wird), während die Eltern die Fische und kladdi verspeisen. — Nach Verlauf der 30 Tage wird ein neuer dreitägiger pünän gemacht, in welchem das Kind ein Perlenhals- und Armband erhält; die Eltern verspeisen in demselben ein Huhn. Dann geht der Mann in den Wald und sucht einen Affen zu erlegen, wozu er 10 Tage Zeit hat. Ist ihm St. Hubertus nicht gewogen, so zieht dies keine weiteren Konsequenzen nach sich; im entgegengesetzten Falle dagegen bringt der glückliche Nimrod seine Beute nach dem grossen Hause, dort wird sie gekocht und zerlegt, so dass jede Hütte ein Stückchen erhält; während der Essenszeit abermals pünän. Nach Ablauf dieser 10 Tage nehmen die Eltern des Neugeborenen denselben nach ihrem Garten mit, dort empfängt auch der böse Geist von ihnen Essen, würden sie dies nicht thun, dann würde der š'a-nitu ärgerlich und das Kind könnte womöglich krank werden. Die Eltern gehen 5 Tage mit dem Kind nach den Plantagen, nach diesen bauen sie ein Boot (sampan), weil sie glauben, dass wenn dies unterbliebe, ebenfalls das Kind von Krankheit befallen würde. Die Zeitdauer des Baues wird auf 10—20 Tage angenommen. Hierauf beginnt das Alltagsleben wieder in seine Bahn einzulenken. — Im fünften Monat erhält das Kind ein Armband, ebenso Fussknöchelringe von Messingdraht. Dieselben werden bis zum Engwerden getragen, dann abgenommen und für kommende Kinder verwahrt. Fingerringe werden von grösseren Kindern nicht getragen, wohl aber Armbänder von Mädchen, Frauen, Junggesellen und Männern; letztere tragen auch Fingerringe, seltener Zehenringe namentlich für die grosse Zehe. Nachdem das Kind im fünften Monat das Messingarmband erhalten hat, können die Eltern machen, was sie wollen, nur ist's noch untersagt, während dieses Zeitabschnittes den Beischlaf zu vollziehen, erst nach Ablauf dieser Periode dürfen sie es, wenn nicht gerade ein grosser pünän wieder während dieser Zeit ist. Kommt es nun vor, dass sich

ein Ehepaar oder andere sich gegen dieses Verbot vergehen, dann kann das Dorfoberhaupt den pūnän nach Belieben verlängern, auch können die, welche das Gebot übertreten haben, aus dem Stamm oder Dorf ausgestossen werden.

Am 1. Tage der Geburt wird das Kind im Hause gepflegt, am folgenden wird es einer befreundeten Frau oder Schwester der Mutter gegeben, welche mit demselben zum Flusse geht, dort dem Kinde gekauten kladdi mit Flusswasser giebt und es dann der Mutter zum Stillen wiederbringt. Die Frau sitzt im Wasser, hält das Kind im linken Arm und füttert es; mit dem anderen Arm wirds dann noch gewaschen. Diese Waschung geschieht aus zweierlei Gründen, weil die Eingeborenen glauben, dass Kind wüchse dadurch schneller und würde widerstandsfähiger. Die Neugeborenen werden alle Tage 4 mal zum Fluss getragen und dauert dies solange, bis sie gehen können. In den ersten 3 Tagen besorgt eine andere Frau das Kind zum Fluss, nach diesen die Mutter. — Ganz kleine Kinder werden vorn getragen; die linke Hand ruht unter dem Gesäss; der Kopf legt sich auf die Schulter der Mutter und sieht darüber hinweg, während ihn die rechte Hand hält. Erst später, wenn die Kinder grösser, sitzen sie wie schon erwähnt, auf der Hüfte; in beiden Fällen werden die Kinder rechts getragen. — Sterben Kinder, dann kehrt auch der böse Geist, wie bei erwachsenen Toten zum Hause zurück, man kann ihn 3 Tage hören. Totgeborene Kinder oder solche lebenden, die in beiden Fällen durch ihre Geburt die Mutter getötet haben, dann selbst getötet werden, werden mit ihrer Mutter in einer Matte (ṅarä) zusammen begraben und zwar hält dann die Mutter das Kind auf der Hüfte der rechten Seite in ihrem Arm. — Endlich möchte ich noch eine Bemerkung hinzufügen, die mit den religiösen Ansichten der Eingeborenen verknüpft ist. Eines Tages wollten Dr. Morris und ich den Kindern Blumen anstecken, doch liessen es die Eingeborenen nicht zu, da sie meinten, es wäre nicht gut. Dagegen hatten Jünglinge sich dieses Anstecken von Blumen durchaus ruhig gefallen lassen.

Name. Eine ganz eigentümliche Art und Weise herrscht

bei den Eingeborenen, den Kindern einen Namen zu geben, dieselbe steht in ganz anderem Verhältnis als bei uns. Die Kinder erhalten durch den Vater ihren Namen nach 6 Monaten oder in einem grossen pūnān z. B. wenn die Eingeborenen ein Schwein verzehren; er wird dann gegeben, wenn sie gehen können. — Hat z. B. ein Vater seinen Namen lange gebraucht und ist desselben überdrüssig, dann nimmt er einfach einen neuen an und erhält das Kind seines Vaters alten Namen, es ist gleichgültig, ob Sohn oder Tochter; nur darf der Vater seinen Namen nicht 2 mal in der Familie vergeben, resp. gebrauchen. Dagegen finden die Eingeborenen nichts, wenn ein Name mehrere Male im Dorf vorkommt. Auch das Wechseln des Namens bei einem Individuum kann zuweilen vorkommen. Z. B. hat ein Eingeborener in einem Dorf mit einem anderen denselben Namen und stirbt dieser, wechselt er seinen Namen. Derselbe Fall kann auch eintreten, wenn ein Eingeborener eines anderen Dorfes den gleichen Namen hat. Solche Namen dürfen nicht Kindern gegeben werden; wohl aber andere alte vorhandene Namen. Frauen haben auch andere Namen wie ihre Männer und dürfen sie ändern. Nach den Namen jemandes fragen wird für unschicklich gehalten, weil es ta kä-käi-käi ist. Als gute Freunde gaben sie uns zwar ihre Namen an, aber gewöhnlich waren es falsche, oder die anderer Eingeborenen. Für uns hatten die Eingeborenen folgende Namen: Dr. Morris, der Herr, dem die Haare heruntergerutscht waren. Mr. Roslados tuan ši atā ašak, der mit der langen Nase, und für mich ši atā tubu, der lange Herr. Eine gewisse Erziehung findet dadurch statt, dass ihnen alles beigebracht wird, was ta kä-käi-käi d. h. heilig, aber auch schrecklich ist. In Gegenwart von weiblichen Wesen die Schamteile entblössen, ist aufs Strengste untersagt. —

In der Familie und Verwandtschaft haben die Eingeborenen folgende Bezeichnungen:

Vater ukui, Mutter ina, Kind toγa,
älterer Bruder käbu, Schwester ta maniu oder baliu,
jüngerer „ bagi,
Onkel, Tante von seiten des Vaters ka-ma-ama-n,

Onkel, Tante von seiten der Mutter ka-ma-ina-n,

Neffe, Nichte mómoi oder bua, je nachdem sie vom Bruder oder Schwester des Vaters oder der Mutter abstammen,

Cousin, Cousine taluba,

Grosseltern tä-täu; Urahnen ukui ši buru, die Vorfahren ši bu-bua, Enkel punu tä-täu,

Braut, Bräutigam, madi,

Ehemann, Ehefrau ši koi; verheiratete Frau ši maišo; ein Ehepaar ša-ňa laläp, verheiratete Leute ši ma-mu-koliu,

Schwiegereltern taliku, ebenso wird auch die Schwiegertochter genannt,

Jungfrau ši oko, Jüngling ši laiňä, Knabe ši rou, kleiner Knabe ši ărau,

Schwager des Mannes lakun, Schwägerin des Mannes šaolu,
" " " " " der Frau ira,

das vater- oder elternlose Kind, die Waise, ši lušai, die mutterlose Waise, tä ina.

Die Pubertät war nicht genau festzustellen. Der Anfang der Tätowierung ist hier kein Zeichen für die Mannbarkeit. Knaben können hier sogar zu Mädchen gehen, wenn diese noch nicht ihre Periode haben. Hat ein Junggeselle ein solches Mädchen gern, geht er zum laläp, dem Hause der Eltern des Mädchens, frägt bei der Mutter desselben an, ob er sie erhalten kann, diese verhandelt nun weiter mit dem Vater, wenn derselbe es zugiebt, baut er dem jungen Mann ein rušuk, oder wenn er darin behindert ist, baut der Schwiegersohn in spe es selbst. Ist das Mädchen noch sehr jung, so kommts auch vor, dass kein rušuk gebaut wird und die jungen Leute wo anders zusammentreffen, um ihre Liebe zu geniessen. — Auch sind keine besonderen Ceremonien bei der Periode, wie bei einigen afrikanischen Stämmen gebräuchlich. Das Eintreffen der weiblichen Geschlechtsreife, der Menstruation, schilderte uns ein Eingeborener wie folgt: „Es sind Jungfrauen. Bei zunehmenden Mond kommt Blut heraus, bei abnehmendem Mond kommt es nicht heraus; nimmt der Mond zu, kommt es wieder heraus."

Krankeit, Tod, Bestattung. Die Ursache der Entstehung von Krankheiten wird infolge des Glaubens der Insulaner an böse Geister diesen zugeschrieben. Der böse Geist š'a-nitu kommt, wenn Südwind von Pageh baru (Nassauinseln), wenn Nordost-Wind von Sumatra, bei Westwind von ši Berut. Der böse Geist kommt in einem grossen Schiff ka-lāba in der Nacht; weht dann geráde Nord- oder Südwind, bekommen die Eingeborenen Fieber. Tritt dies nur in mässiger Form auf, sagen sie, die Winde, in denen auch die Geister hausen, bringen es. Haben die Eingeborenen dagegen viel Fieber und grosse Krankheiten, dann bringen es die Teufel, welche im Meere zwischen ihrer Insel ši kobo und Sumatra wohnen. Sie kommen während der Nacht, der Priester kann sie sehen, am Tage kehren sie in ihrer ka-lāba zu ihren Wohnstätten im Meere zurück. Ferner neigen die Eingeborenen zu der Ansicht, dass auch böse Menschen ihnen Krankheiten zufügen können. Ein Mann erzählte uns eines Tages, dass schlechte Menschen Gift unter seine Hütte gelegt hätten und dadurch sein Kind krank geworden wäre. Sieht ein Eingeborener, der nicht Priester, den bösen Geist auch, so kann er ein wenig, aber auch sehr krank werden.

Beim Tode werden nun folgende Gebräuche beobachtet. Da ist zunächst Vorschrift, dass beim Eintritt desselben die nächsten Verwandten und gute Freunde drei Tage lang pūnän halten und den Toten beweinen und klagen — der Tote wird in eine Lattenmatte ṅarä gelegt, dann in ein Boot gebracht und bis zur Begräbnisstätte gefahren; dort angelangt wird er aus der ṅarä herausgenommen und im Boot gewaschen, darauf in weisses Zeug (komaṅ ši ma-būlau mal. kain marekan) gewickelt, und in eine neue am Begräbnisplatz angefertigte Matte gehüllt. Reiche Eingeborene werden in 12 oder 20 Armspannen Zeug gewickelt. Diese Längen sind die eines malayischen Längenmasses kaju; arme Leute erhalten nur in 3 Armspannen. Die alte Matte wird wieder nach Hause mitgenommen. Sie waschen den Toten deshalb, weil die Leute, welche um ihn stehen, buchstäblich beweinen, diese Thränen aber müssen wieder

entfernt werden, da sonst die Klagenden krank würden. Ferner fügen sie dem Toten eine Kokosnussschale mit Wasser bei, damit die Seele weiterlebt und nicht stirbt. — Den Inhalt eines Klagegesanges konnten wir leider nicht ermitteln, da er ta kä-käi-käi ist. Wir sahen nur eines Mittags 2 Boote, das eine mit 3, das andere mit 2 Personen am jenseitigen Ufer unserer stillen Bucht vorüberziehen. Aus diesen erscholl nach Angabe des Regierungsagenten ein Klagegesang, dessen Ton aus der Ferne wie ein langgezogenes O mit einem harmonischen Toneinfall sich anhörte. — Unpassend ist es auch zu einem Eingeborenen zu sagen: „Ich habe dich lange nicht gesehen", wenn ich weiss, es hat ein Todesfall in seiner Familie stattgefunden. Es darf aber niemals darauf hingewiesen werden im Gegensatz zu uns, die wir unser Beileid bezeugen möchten. — Bei der Bestattung dürfen nur Jünglinge und Unverheiratete den Toten zur Begräbnisstätte bringen. — Ein Witwer darf zum Grabe seiner Frau folgen, aber nicht, dieselbe tragen helfen. Ist ein Mann gestorben, begleitet die Witwe den Toten, aber nicht die Kinder, wenn ein Priester gestorben, geht nicht der rimata mit; hat ein Dorfoberhaupt das Zeitliche gesegnet, dann begleiten ihn auf seinen letzten Gang viele Jünglinge. — Das eigentliche Begraben besteht nun darin, dass der Tote einfach auf die Erde, in seiner Matte eingehüllt, hingelegt wird. Die Wohlhabenderen werden an einer Stange befestigt, die auf je zwei gabelförmig zusammen gebundenen Bäumen ruht; ist dies geschehen, dann weinen und klagen die nächsten Verwandten. Perlen und Schmuck gehen in beschränktem Massstabe mit ins Grab. — Die Trauernden legen denselben während der Trauerzeit ab. Die Männer, wenn ihre Frau gestorben, legen Kopfschmuck, Perlen, Fingerringe, Armbänder und sonstigen Schmuck ab, bis sie sich wieder verheiraten. Von Kindern werden, während sie trauern, die Schmucksachen ein Monat lang abgelegt. Die Trauer erstreckt sich auch, wenn jemand seine Eltern, Schwestern und Brüder sterben und dauert auch einen Monat lang; sie wird gleichfalls durch Ablegen der Schmucksachen dokumentiert. — Ein Abschneiden von Fingernägeln oder Haaren zum

Zeichen der Trauer findet nicht statt; auch können alle Dinge des Verstorbenen von den Erben nach seinem Tode weiter benutzt werden. — Stirbt ein Eingeborener eines anderen Dorfes auf der Reise in einem fremden Dorf, dann wird er dort begraben. Seine Angehörigen und Freunde kommen nach dem Hause, in welchem er gestorben, beklagen und beweinen ihn, auch fragen sie, woran er gestorben ist. Sie gehen aber nicht nach dem Begräbnisplatz mit, da dies ihnen ta kä-käi-käi ist. — Den Tod durch Erschlagen vom Blitz kennen die Eingeborenen nicht. — Auch singen die Priester beim Tod ebensowenig, wie bei einer Geburt; wohl aber kommt es bei Wohlhabenden, wenn Hochzeit ist, vor. Zu dem Tod eines Giftmörders erzählte uns der alte rimata von tai bäu ūma folgende Geschichte. Die Benutzung des Galgens kommt sehr wenig vor und wird nur bei Giftmördern angewandt. Er hatte in seinem Leben, welches jetzt wohl 55 Jahre zählen mochte, nur einmal in seiner Jugend einen Mann fangen helfen, der im Verdacht des Giftmordes stand. Vor langer Zeit — so fuhr der rimata fort — war im Dorf ein Mann, der 4 Brüder und einen Vater hatte, da starb der eine Bruder. Nach ungefähr 9 Monaten wurde der andere Bruder krank, als der Vater den si käräi fragte, sagte dieser, dass der Mann durch Gift den verstorbenen Bruder getötet und dem Kranken dasselbe gegeben. Der Vater erzählte dies seinen Kindern und sagte, wir müssen ihn ergreifen, sonst tötet er uns alle. Darauf fingen die Söhne mit noch 6 anderen Jünglingen den Bruder. Der Vater durfte sich nicht daran beteiligen, weil es für Verheiratete verboten d. h. pūnän oder ta kä-käi-käi ist. Es wurden ihm die Hände auf den Rücken und die Füsse gebunden, dann wurde er in ein Boot gelegt und zur Stätte des Toten, dem Begräbnisplatz gebracht. Hierauf fertigte einer der Begleiter eine ṅarä d. h. eine Matte aus dünnen Latten an, in welcher der Tote eingewickelt wird. Während der Deliquent zum Richtplatz geschleppt wurde, sagte er: „Vater, Vater ich habe nicht Gift gegeben, ukui, ukui ta mandä aku“. Warum wollt ihr mich töten, ich habe nicht Gift gegeben, aber einige Leute hatten es gesehen. Ja du

musst sterben, sagten die andern. Im Moment des Hängens sagte er dann: „Ich will sterben“. Begraben wurde er dann wie jeder andere. Eingewickelt in die bereit gehaltene ṅarä und mit 3 Paar kreuzweise über dieselbe gelegten Pflöcken am Boden befestigt. — Aufgehangen werden die Toten, wie ich schon erwähnte, wenn ein Reicher begraben wird, aber es geschieht dies nur dann, wenn die Träger stark genug sind, die Bäume zu biegen. — Ist ein Eingeborener gestorben, so erkennen sie es daran, wenn der Athem weg ist, oder der ši-käräi sagt, sein käčat ist fort. Sein Körper wird nun ein böser Geist, während die Seele für die Eingeborenen von ša uräinu nach der Insel Dau wandert, hatten unsere braunen Freunde von ši Oban sich den Berg ši a-bäu lagai d. h. grosses Dorf zur Wanderung ihrer Seelen auserkoren, dorthin wurde sie entführt, wo bereits die alten Voreltern wohnten. Sie leben dann als böse Geister weiter.

II. Religion.

Unzweifelhaft ist die Religion eins der interessantesten Kapitel über Naturvölker. Die Religion der Mentawai-Insulaner ist ein mit dem Glauben an guten und bösen Geistern (ša buluṅan und š'a-nitu) innig verwachsener Fetischdienst. Wir begegnen in demselben jene psychologischen Voraussetzungen, welche die Urquelle, aus dem jeder Fetischismus hervorsprudelt, bilden: „Erstens den besonderen Schätzungswert, welchen der Wilde den Objekten giebt, zweitens die anthropopathische Naturauffassung, drittens die kausale Beziehung der Vorstellungen, viertens die Gemütsbewegungen, insbesondere der Furcht und der Hoffnung“.

In prächtiger Urwaldlandschaft, nur wenige Schritte vom Meeresufer der Bucht von ši Oban, erhebt sich das grösste Heiligtum unserer braunen Freunde, die ka čaila pu-koat-an. Sie wird namentlich, wenn Leute auf das Meer fahren oder zum Fischen ausziehen, verehrt. Dieses Heiligtum besteht aus einem grossen eingekerbten Bambuscylinder, der mit bunten Streifen Zeugs, an denen Blumen oder Blätter



Urwaldlandschaft bei der ka čaila pu-koat-an.
(Am Boden aufgeschlagene Bambuscylinder, in denen Speisen waren).

gebunden, behangen ist; ferner aus einem hölzernen Stab, dessen oberes Ende gespalten und somit in mehrere Spitzen ausläuft, zwischen diesen liegt ein kleines Brettchen aus dem Schafte der Sagopalme. Dasselbe deutet den Sitz für den guten Geist (ša buluṅan) an. Geopfert wird nun derartig, dass neue Streifen Zeug mit daranhängenden Blumen oder Blättern an dem Bambuscylinder befestigt werden und auf dem Sitz legen die Eingeborenen kleine Partikel von Speise nieder für den Geist. Essen sie Eier, so werden die Schalen auf die Spitzen, welche den Geistersitz umgeben, gesteckt.

Ein kleineres Heiligtum, die sogenannte Haus ka čaila, benutzen sie in ähnlicher Weise in ihren Hütten. — Beim Gewitter wird dieselbe gerüttelt, um die bösen Geister, welche dasselbe veranlasst haben, zu vertreiben. — Im Häuptlingshause befindet sich das ṅalau ūma als grosser Hausfetisch. In kleinem Maassstabe gleicht es dem ṅalau ši käräi der Priester, welches diese als Amulet, um den Hals tragen. — Die Familienhäuser haben andere Fetische, wie den Schnabel des Nashornvogels, das Rückenschild von Seekrebsen und in Tuch gewickelte Blätter, sowie Holzstückchen, die mit rotgefärbtem Rotang (lailai) verschnürt sind, ebenfalls aber auch mit bunten Bändern verziert werden.

Parallel mit dem Glaubensbekenntnis der Eingeborenen, welches in dem Bewusstsein des Vorhandenseins verschiedener Geister, die sich im Walde, im Wasser, in der Luft, in ihren Dörfern befinden, gipfelt, geht eine Summe von Gebräuchen, die ihnen heilig und in denen den Eingeborenen gewisse Observanzen auferlegt werden, welchen sie sich zu unterwerfen haben. Die Mentawai-Insulaner bezeichnen diesen Zustand mit pūnän.

Allein das Studium zur Kenntnis aller der Momente zu gelangen, in welchen sich die Insulaner im pūnän (malayisch pantang) befinden, würde eine interessante wissenschaftliche Ausbeute sein, die allerdings nur durch unumschränktes Vertrauen bei den Eingeborenen erlangt werden könnte und einen jahrelangen Verkehr wie durch Missionare voraussetzen müsste. Ich habe mich bemüht, so viel es mir möglich gemacht wurde,



Grosser Waldfetisch ka čaila pu-koat-an.

mich in die Summe dieser Gebräuche hineinzudenken und möchte annehmen, dass es mir wohl gelungen ist, eine breite Operationsbasis für fernere Reisende zu schaffen, um das Bild in nochmehr durchgearbeiteter Form zu vollenden.

Ist pünän vorhanden, schmücken sich die Insulaner mit der ihnen besonders heiligen roten Blume bäkäu (Hibiscus rosasinensis L.), welche in den Haaren, hinter dem Ohr und an der Stirn getragen wird und nur in demselben angelegt werden darf. — Die Priester einiger Stämme schmücken sich während dieser Zeit mit Hahnenfedern in einem Ohrläppchen.

Bei einem allgemeinen pünän geht das Dorfoberhaupt in den Wald, sucht Blätter und Blumen, womit die Haus ka čaila geschmückt wird. Diese wird gewöhnlich an einem Thürpfosten befestigt. Dann kocht der Häuptling Essen für den bösen Geist von kladdi (Colocasia esculenta), oder dem Herzen eines Schweins, zuweilen wird auch ein Hühnerherz genommen, ferner sind noch Krabben gebräuchlich. Dies sind die hauptsächlichsten Nahrungsmittel, von denen der š'a-nitu erhält, doch dürfen ihm auch noch andere Lebensmittel gereicht werden. Hat das Dorfoberhaupt den bösen Geist gespeist, geht er in die kleine Kammer seines Hauses und giebt dort ebenfalls dem š'a-nitu Nahrung, dann begiebt sich der rimata nach dem grossen Gemeinderaum zurück, hockt in der Mitte desselben nieder und wartet ein Weilchen, bis der böse Geist seine Mahlzeit vollendet hat. Er schlägt nun das Gong, eine Art Tam-Tam, das von Chinesen importiert wird, geht dann abermals in eins der kleinen Zimmer, um jetzt mit seiner Familie zu speisen Der rimata darf solange keine Nahrung im pünän zu sich nehmen, während die anderen Dorfbewohner speisen, da er glaubt, sonst sterben zu müssen; ebensowenig darf er während dieser Zeit irgend welche Arbeit verrichten, denn dann würden seine Leute sterben. Diese haben, solange er seine Mahlzeit einnimmt, zu warten. Ist ein rimata alt und kann nicht mehr gehen, dann trifft sein Sohn oder der nächste Anverwandte die Vorbereitung zu einem pünän namentlich das Holen der notwendigen Blätter, gleichzeitig wird der damit Beauftragte, besonders wenn es der Sohn ist, in die Kunst pünän

zu machen eingeweiht und angelernt. Den pūnän selbst hält aber der Unter- oder kleine rimata ab.

Bei grossen, längeren pūnän's werden Hühner und anderes Vieh aus den Gärten nach Hause gebracht, um dieselben füttern zu können, da die Eingeborenen dann das Dorf nicht verlassen dürfen, ebenso keinen Umgang mit Fremden pflegen.

Kleine pūnän's finden beim Bootsbau, Gartenanlagen, beim Bau eines kleinen Hauses, wenn Sago bereitet wird, bei Geburt und 8 Monate nach derselben, Krankheit, Hochzeit, Tod, beim Erlegen der durch pūnän besonders geheiligten Tiere, wie Hirsch, Affe, Meerschildkröte und schliesslich, wenn ein Eingeborener sein Dorf wechselt, statt; auch bei Gartenbestellung, wenn ein Baum im Walde fällt. — Während des pūnän durften sie auch keine Aufträge von uns, wie die Herstellung von Armbändern, ausführen. Da sich nun die Eingeborenen mehr oder minder fast das ganze Jahr hindurch in grösseren oder kleineren pūnän's befinden, so war es ausserordentlich schwierig, ihre Dörfer zu sehen. Ein ferneres Hindernis war der sie ausserdem noch beherrschende Aberglaube, welcher allerlei Auswüchse trieb, da wurde uns dann gesagt, dass Kinder Furcht vor Fieber hätten, wenn wir kämen. Mit grosser Geduld musste ich mich in mein Schicksal finden und die wertvolle Zeit bis zum Besuch eines Dorfes kostete mich wochenlange, wiederholte Unterhandlungen, eh das Vertrauen zu uns gefestigt war.

Eine fernere wichtige Rolle in den Religionsanschauungen der Eingeborenen spielt der Begriff des ta-kä-käi-käi, welchen ich schon öfters erklärt und den sie als vorzügliches Abschlussmittel gegen alles das, was sie nicht wollen, auch besonders Fremden gegenüber, ins Treffen führen. Einige Beispiele mögen zur besseren Begründung hier Platz finden. z. B. ist pūnän und wird im Häuptlingshause die grosse ka-täuba geschlagen, dazu getanzt, dann dürfen Fremde nicht zusehen, da es ta kä käi-käi. Diese ka-täuba darf nur beim Tanz geschlagen werden. Weiter erstreckt sich dieser Begriff, wenn in Gegenwart von weiblichen Wesen das Bewusstsein des Anstandes verletzt wird; oder kommt jemand zu mir, ich habe viel Aerger gehabt, er

frägt nun, wie es mir geht; ich antworte schlecht, in bin behext (ái kai mu käi-käi oder ái kai mu pūnän).

Zu den weiteren Verboten im pūnän gehört, dass der Beischlaf jedweder Art nicht vollzogen werden darf. Erlaubt dagegen sind im pūnän alle Speisen.

Ein pūnän kann nun ferner entstehen, wenn ein von den, den Insulanern heiligen Tieren, die ich bereits oben erwähnte, erlegt wird. Dieses wird dann zum Dorfoberhaupt gebracht, der darauf das n̈on̈ schlägt, darauf versammeln sich die Dorfbewohner in dem grossen Häuptlingshause. Der Unterrimata teilt nun das Tier in so viel Stücke, wie Häuser im Dorf sind, jedes Familienoberhaupt nimmt sein Stück zum Essen mit. Zuerst essen all die Leute des Dorfes, dann der rimata. Die Zeit, während das Stück verzehrt wird, ist pūnän, bei kleinen Tieren dauert es 1 Tag, bei grossen zwei Tage. Die Schädel dieser geheiligten Tiere, auch das Rückenschild von der Schildkröte werden beim rimata aufbewahrt in dem Glauben, wenn sie solche aufheben, dass sie bald wieder so ein Tier erhalten.

Wenn nach dem Begräbnis eines rimata der 5tägige pūnän beendet ist, dann dürfen die Eingeborenen 8 Monate lang ihre Felder bepflanzen, nach Ablauf dieser Zeitperiode ist wieder ein grosser pūnän, der sogenannte pūnän n̈'otu, d. h. der pūnän der Hundert, in dem das neue Dorfoberhaupt gewählt wird. Die verheirateten Leute machen dann zwei Klösse aus Kladdi mit geriebener Kokosnuss, die sie zum „Grossen Haus“ bringen. Das neue Dorfoberhaupt nimmt ein wenig von diesen Klössen, giebt dem š'a-nitu davon etwas, während die Leute den Rest nach ihren Häusern mitnehmen, um ihn zu verspeisen.

Während des pūnän müssen alle Männer im Häuptlingshause schlafen. Sie gehen nach Sonnenuntergang zu demselben hin, und am Morgen, wenn es dämmert, so gegen $^1/_2$7 Uhr, verlassen sie es wieder, um nach ihrer eigenen Hütte zurückzukehren.

Während des pūnän dürfen Männer nicht mit Frauen zusammenschlafen; doch kann der ši käräi diese Vorschrift auf-

heben, wenn in einer Familie z. B. keine Kinder sind und der Wunsch nach solchen vorliegt. In diesem Falle gestattet der Priester den ehelichen Beischlaf im pūnän. Er sagt: „Geh' nach Deinem Hause, schlafe am Tage mit Deiner Frau während des pūnän;" ferner giebt der Priester der Frau Blätter und Blumen, die sie an den Kopf stecken muss. Nach dem coitus geht die Frau zum grossen Hause, sucht dort ein kleines Kind zu erhalten, dem sie Kladdi giebt.

Ich möchte jetzt an dieser Stelle die bereits in Aussicht gestellten pūnän-Gebräuche, wie sie in ša urärinu bei einer Eheschliessung bestehen, hier erwähnen. Am ersten Tage werden die jungen Leute verheiratet, den zweiten bleiben sie in ihrer Behausung, 3.—5. Tag fangen sie kleine Krebse im Fluss; der 6. und 7. Tag ist dem Fischfang an der Flussmündung gewidmet; am 8.—16. Tage gehen sie zu ihren Gärten, welche an der Quelle des Flusses liegen, also die sog. Dorfgärten. — Ta-kä-käi-käi ist dem Eingeborenen noch, wenn er nach einem anderen Orte geht, verheiratet ist und sich dort mit Weibern einlässt. Ebenso sind ihnen ta-kä-käi-käi die Häuser in den Gärten, wo sie ihre Hühner bewahren; wenn ein Fremder dort gehen würde, dann würden diese Tierchen krank werden.

Noch einmal möchte ich jetzt kurz rekapitulieren, in welchen Fällen pūnän stattfindet. Der grosse pūnän wird beim: 1. Bau des Häuptlingshauses, 2. wenn grosse Krankheiten im Dorf, 3. wenn ein Kokosnussbaum von selbst fällt, 4. bei Wahl eines Dorfoberhauptes, der von seinen Verwandten dazu ausgerufen wird; folgen ihm die anderen Leute, dann grosser pūnän, 5. bei Priester-Wahl, 6. wenn ein Eingeborener durch ein Krokodil getötet wird, 7. wenn ein Giftmörder gefangen wird, 8. wenn bei einem Streitfalle ein Eingeborener getötet wird im Dorf, 9. wenn die pūnän-Tiere Hirsch, Affe, Meerschildkröte erlegt werden, abgehalten. Kleine pūnän (pūnän ūma) finden statt: 1. beim Bootsbau, 2. Garten machen, 3. wenn kleines Haus (läläp) errichtet wird, 4. beim Sago bereiten, 5. in der Schwangerschaft, 6. Kindergeburt und

8 Monate nach derselben, 7. bei Krankheit eines Menschen hat sein Haus pŭnän, 8. beim Tod, 9. wenn ein Priester kommt, den bösen Geist des Verstorbenen aus dem Hause zu treiben, 10. Hochzeit, 11. haben diejenigen, welche die geheiligten Tiere fangen oder erlegen, machen pŭnän, 12. von den vorhandenen Schildkröten dürfen sie nicht während des pŭnän die kaıra (karah), d. h. Karetschildkröte, fangen, wohl aber die ši malina oder iba laut (mal. katuong) und elato (katuong balimbiäng), 13. wenn jemand fortzieht, z. B. nach ši Berut.

Der Blitz im Volksglauben. Von den Naturerscheinungen, welche mit dem Religionskultus der Eingeborenen innig verwachsen sind, spielt zunächst der Blitz eine besondere Rolle. Die Ursache seiner Entstehung hat bei den Eingeborenen folgende Vorstellung in ihnen grossgezogen. Sie meinen, die Blitze sind eine Menge böser Geister (š'a-nitu), welche während eines Gewitters ihr Wesen im Dorfe treiben. Um sich gegen dieselben zu schützen, bedienen sich die Insulaner einer Fackel, welche sie mit dem Namen ka šila bezeichnen. Sie besteht aus einem Stückchen Holz, welches im grünen Zustande geklopft, dann getrocknet und angebrannt wird. Es verbrennt mit wohlriechendem Rauch, welcher die bösen Geister vertreibt.

Mütter bedienen sich ihrer auch bei Kinderkrankheiten zum Vertreiben der Dämonen; wenn sie dies Holz nicht anwenden thäten, dann würden die Kinder den Teufel riechen, aus Furcht weinen und wollten auch dann nicht baden.

Seit langen Zeiten haben die Eingeborenen nicht gehört, dass jemand vom Blitz erschlagen worden wäre.

Fährt der Blitz in einen Baum, so sass ein š'a-nitu in demselben, jedoch läuft dieser fort und der Baum wird getroffen. Gleichzeitig möge diese Notiz darauf aufmerksam machen, dass sich die Eingeborenen in ihrem Glauben an guten und bösen Geistern dieselben auch in Bäumen denken. Hat der Blitz nur einen Baum getroffen, so entsteht ein Loch in der Erde, über dieses legen sie ein Birablatt, dies wird an einer kleinen Stelle trocknen, unter dieser soll sich zuweilen bŭlau-Zinn befinden; jedoch müssen die Eingeborenen ein bis zwei

Fuss graben, um es zu finden. Dann wird es geschmolzen und zu Dolchen als Zwinge benutzt.

Stammes- und Ortsgottheiten (Dorffetische). Sogenannte Stammes- und Ortsgottheiten giebt's im eigentlichen Sinne nicht. Die Dorffetische sind in jeder Ortschaft dieselben, mit kleinen Varianten in der Herstellung; dagegen sind die Geister in den einzelnen Dörfern verschiedene und nicht die gleichen. Stirbt z. B. jemand in einem Dorf, der aber in einem anderen seinen Wohnsitz hat, so kehrt sein š'a-nitu nach demselben zurück; im Leben dagegen ist der š'a-nitu ständiger Begleiter des Menschen.

Die Geister und die Geisterwelt. Zu den fesselndsten Mitteilungen, welche mir die Eingeborenen machten, gehörten ihre Vorstellungen von Geistern und deren Wirken. Eine eigenartige Ideenwelt ist's, die sich dem lauschenden Ohr des Reisenden hier mitteilt; emsig fliegt die Feder über die zu füllenden Tagebuchblätter, um möglichst viel aus diesem Kapitel menschlicher Anschauung schöpfen zu können.

Als Grundbasis dieses Vorhandenseins von Geistern, die sich die ši ka lä-lägat als männliche und weibliche denken, möchte ich den Glauben der Eingeborenen, die gute und böse Geister verehren, betrachtet wissen. Die guten Geister nennen sie ša bulu-ňan, die bösen š'a-nitu. Den ersteren schreiben sie eine grössere Kraft zu, da die letzteren Furcht gegen dieselben hegen; auch sind die guten Geister in grösserer Anzahl, als die bösen vorhanden. Bei Speiseopfern, die Eingeborene ihren Geistern zuweilen darbringen, giebt der gute Geist dem bösen davon ab, um ihn zu versöhnen. Auf diesen Glauben baut sich nun weiter ihre Ideenwelt derart auf, dass sich diese beiden Arten überall für sie befinden, sei es in der Luft, sei es auf der Erde oder im Wasser.

Ungemein schwankend war die Vorstellung der Eingeborenen von der Grösse ihrer Geister. Sie nannten die Grösse eines Zeigefingers und dehnten dieselbe bis zu der eines 4 bis 5jährigen Knaben aus; sogar die Grösse eines grossen Fischnetzes, wie sie es zur Meerfischerei gebrauchen, wurde mir an-

gegeben. Ausser den Geistern spielt das käčat und ūnou tubu noch eine besondere Rolle in dem Leben der Mentawai-Insulaner. Das käčat ist das Leben, welches man bei Kindern an der Stelle der grosse Fontanelle sieht. Ich bezeichnete es mit Seele, während das übrige im Menschen pulsierende Leben, besonders das Klopfen des Herzens von den Eingeborenen mit ūnou tubu benannt wird.

Das käčat, die Seele des Menschen sieht aus wie er selbst. Morgens 4 Uhr und abends 10 Uhr zu einer Zeit, wo die Eingeborenen der Nachtruhe pflegen, also sich in einem abstrakten Dasein befinden, geht's zum Bade im Flusse, wenn es dort von š'a-nitu angetroffen und mitgenommen wird, dann stirbt der Mensch. Nach dem Bade kehrts wieder zurück zu dem Menschen. Hat ein š'a-nitu ein käčat gefangen, nimmt er es nun auf seine ka-lāba, die ein grösseres Boot ist, mit und stösst er dann demselben ein Messer in den Leib und sagt, nun kannst du wieder zu deinem Besitzer zurückkehren, dann muss derselbe auch sterben. Nach seinem Tod geht das käčat wieder zum Teufel auf die ka-lāba. — Ist jemand krank und das käčat kehrt zurück vom Teufel, dann bleibt es bei seinem Besitzer, wenn der Priester es weiss und durch seine Medizin den Menschen zu heilen vermag, wobei auch ein pūnän abgehalten werden muss. Ferner hegen die Eingeborenen die Ansicht, dass nur das käčat aber nicht der Mensch krank werden kann. Woher das käčat kommt, konnten mir die Eingeborenen nicht angeben, sie sagten mir, dass Kinder gleich mit demselben geboren würden.

Wenn die Eingeborenen sich im pūnän befinden und in demselben einen Affen oder sonst eins von den ihnen heiligen Tieren verspeisen, abends dann coïtieren, regt sich in ihnen das käčat und zwickt sie am Körper, weil sie den heiligen Brauch des pūnän verletzt haben. So tragen selbst nach Ansicht der ši ka lä-lāgat die Geister dafür Sorge, die Menschen zu strafen, wenn sie die von alters her heiligen Gesetze verletzen.

Jetzt möchte ich eine kurze Unterhaltung des Herrn Dr. Morris mit einem Eingeborenen über Geister folgen lassen.

Dr. M. Hat der Teufel Angst vor dem ši käräi?

E. Der Teufel hat Angst vor den Zaubermitteln des Priesters.

Dr. M. Kannst du die bösen Geister sehen?

E. Ich kann die š' a-nitu nicht sehen, der ši käräi kann sie sehen. Ich bin kein Priester.

Dr. M. Wo ist der Teufel?

E. Der Teufel ist im Dorf.

Dr. M. Einer blos?

E. Viele, soviel wie Menschen; am Abend, sind Teufel da.

Dr. M. Was essen sie?

E. Sie essen nicht, das giebts nicht bei den Teufeln; bei uns, den ši ka la-lägat, giebt's Essen.

Dr. M. Sterben sie denn nicht, wenn sie nicht essen?

E. Wenn die Teufel nicht essen, sterben sie nicht, wenn die ši ka lä-lägat nichts essen, sterben sie, sie haben Hunger.

Antwort von Dr. M. Ich habe ihn noch nicht gesehen.

E. Du kannst den Teufel sehen, Du bist ein ši käräi, deine Augen sind nicht klar.

Dr. M. Sind die Teufel schön oder hässlich?

E. Sie sind nicht hässlich, sie sind schön; am Abend können sie sehen; ihre Augen sind rot, ihr Körper wie ein Mensch.

Dr. M. Sind sie bekleidet?

E. Sie sind gekleidet wie die ši ka lä-lägat

Dr. M. Coïtieren sie?

E. Ja, Teufel oben, des Teufels Weib unten.

Dr. M. Wie lange dauert bei ihnen Schwangerschaft?

E. 9 oder 10 Monate wie beim Menschen.

Dr. M. Kann der Teufel auch wie ein Tier aussehen?

E. Der Teufel ist nicht wie ein Schwein, Hahn, Huhn, er ist wie ein Mensch bloss.

Ferner stellten wir folgende Namen von Geistern fest.

Gute Geister.

1. tai la ki-kiau sie essen nicht, wohnen im Himmel.
2. tai ka ma-nua der im Himmel wohnt, er isst nicht.
3. ši ku-kuti wohnt auf der Erde, er isst Fische.
4. tä-täu der Alte, der am Hause rüttelt, wohnt im Walde.
5. ši kom mäk-mäk die die reifen Bananen essen, wohnen auf der Erde.
6. ši pu-ma-batu-oinan der den Fluss steinig macht, wohnt an der Quelle des Flusses.
7. ši ta šulät die ohne Nagel wohnen im Flusse, sie fahren auf Segeböten.
8. š' ái ma-dju-dju wohnen auf dem Berge.

Böse Geister.

1. tai la ki-kiau wandert auf dem Berge.
2. ši bäu läpä der mit der grossen Jacke wohnt am Flussufer, (er isst nicht.)
3. ši la-ko-koina wohnt auf dem Gipfel grosser Bäume.
4. tai ka täńa loina der auf der Mitte der Bäume wohnt.
5. tai ka baγa-t koat die im Meere wohnen. (Sie essen nicht.)
6. tai ka tiri-t oinan die an der Flussquelle wohnen.
7. tai ka läläu die auf dem Berge wohnen.
8. š'a-nitu polak der auf der Erde wohnende a-nitu.
9. tai ta alai die Haarlosen wohnen auf der Erde am Strande.
10. ši ńu ńu djō-djō die Hundeschnauze wohnt im Walde.
11. ši njap-njan alai der die Haare abschneidet wohnt aussen an den Bäumen.
12. ši ta lo-lokat der ohne Hals wohnt unten an den Bäumen.
13. ši ta utä der ohne Kopf wohnt ebenso.

Vom ši la-ko-koina erzählte uns ein Eingeborener, dass er seinen Sitz auf einem Baume habe. Den Kokosnussbaum aber liebe er nicht, sondern auf einem grossen Baumwipfel sässe er. Er isst Hühner, geht nach den Hütten der ši ka lä-l̄ägat, stiehlt dort Hühner, rupft die Federn aus, wirft sie weg. Kochen thut er die Hühner nicht. — Auch möchte ich noch erwähnen, dass den Eingeborenen angenehme, sowie unangenehme Träume bekannt sind.

Nicht uninteressant dürfte es sein, die Erzählung eines Eingeborenen zu hören, wie Menschen wahnsinnig werden können. Erlegt ein Mann einen Hirsch, dann wird dieser im pünän verspeist. Schläft der glückliche Schütze bei seiner Frau während des pünän, dann nimmt der Hirsch sein käčat, trägt es zum Walde und der Mann wird wahnsinnig, da sein käčat dem Hirsch immer folgen muss, so wird der Mann alle Sachen machen, die das käčat thut. Wenn der Hirsch todt bleibt im Walde liegen, so bleibt auch dort sein käčat, da selbiges immer im Kopfe sich befindet.

A m u l e t t e u n d Z a u b e r m i t t e l. Wunderkraft von A m u l e t t e n. (ńalau) Diese zu erhalten gelang mir nur durch das Vertrauen, welches der Regierungsagent bei ihnen besass. Ihre Zähigkeit am Festhalten derselben war jedoch eine so grosse, dass sie mir von der kleinen Anzahl, welche ich erhielt, nur 2 getragene brachten, während sie die anderen neu angefertigt hatten.

Die Amulette haben den Zweck, die Menschen gegen Gift, Krankheiten, böse Geister und Menschen zu schützen. Der Eingeborene wird dabei von der Vorstellung geleitet, dass diese zum š'a-nitu sprechen „komm nicht, ich schütze die Menschen“. Als ich einmal einen Dolch mit daranhängendem Amulett von einem Eingeboreuen kaufen wollte, sagte er mir, dass er sich von seiner Waffe und dem Amulett nicht trennen dürfte, da er sonst sterben würde.

Der gute Geist sagt zum Priester: „Nimm Blätter, 5—6 Arten, thue sie in ein zumachendes Amulett, damit, wenn der š'a-nitu kommt, es den Menschen schützen thut.“

Mehr als zwei Amulette haben die Insulaner nicht, die Wirkung in beiden ist eine gleiche. Die Leute von ši Berut haben noch besondere Amulette für den Krieg, die sie zuweilen am Schildgriff befestigen. Wenn die Eingeborenen von ši Pora nach ši Berut fahren, haben sie noch ein besonderes Amulett um, welches sie schützen soll, dass ihnen von ihren Stammesbrüdern in ši Berut nicht der Kopf abgeschlagen wird. Kommen sie wieder nach Hause, legen sie dieses Amulett fort

und heben es auf. Die Amulette werden vom ša bulu-ñan durch den ši käräi oder rimata gegeben. Gewöhnlich besteht ein Amulett aus einem Stückchen importierten Zeugs von blauer oder roter Farbe, in das die schützenden Blätter gethan werden, dann wird es mit einem dünnen rotgefärbten Streifen Rotang oder Schnur fest umwickelt und verschnürt. An einer Schnur oder Messingdraht um den Hals getragen. Zuweilen finden sich auch noch an den beiden Enden des rollenförmigen Amuletts kleine Hühnerfedern als Verzierung. — Nicht ein jeder kann Amulette machen. — Im Amulett können folgende Pflanzen oder deren Bestandteile sich befinden:

1. Kopuk (mal. xekur) Kaempferia galanga,
2. tikup (mal. dukung anak) Phyllanthus oxyphyllus Miqu,
3. Kulu,
4. popui (mal. lalang laut),
5. laiga (mal. sapedas) Macaranga megalophylla),
6. akaba (mal. akar barak) Chailletia sumatrana Miqu,
7. Kåra,
8. takodán,
9. pa-ka-šailäu Polygala Simassan Miqu. var. lanceolata,
10. pai-pai (mal. puar) Curcuma Zedoaria Rosc.,
11. lagīgī (mal. djerudju) Acanthus ebracteatus,
12. padoimin,
13. bobo (mal. linjuang auch djiluang),
14. šūra (mal. puding ami) Tabernae montana mallacacensis,
15. bäkäu (mal. bungarajo) Hibiscus rosa sinensis L.,
16. Kainau (mal. bunga šuli oder kambäliu),
17. to-tonàn (mal. sambong) Scindapsus pertusus,
18. ailäpät ši ma-šorou (mal. puding itam),
19. šarī (mal. paladang) Sonerila insignis Bl.,
20. po-pou-pou (mal. perupu),
21. ailäpät ši bulaɣat (mal. puding telor),
22. pakalä Öl aus der Kokosnuss gewonnen.

Beim Begräbnis behalten die Eingeborenen ihre Amulette um. Eine besondere Art von Amuletten haben noch die Priester, auf welche ich näher bei Beschreibung derselben ein-

gehen werde. Auch an ihren dolchähnlichen Messern befestigen sie manchmal ein Amulett und sind dann natürlich solche Waffen nicht verkäuflich.

Im Zauberwesen der Eingeborenen ist's besonders die kā-čaila. Diese kommt vor als kā-čaila ūma, welche zum Fernhalten der bösen Geister im Hause dient. Sie wird entweder geschüttelt oder kurz hintereinander auf den Boden gestossen und befindet sich im Hause oder am Thürpfosten befestigt. Ihr Äusseres besteht aus einem Bambuscylinder, der zur Aufnahme heiliger Blumen und Blätter dient. Ein Zahnschnitt am unteren Ende dient dazu, um Streifen bunten Zeugs mit Blättern und Blumen ebenfalls als Anhängsel aufzunehmen. Auch im Walde befinden sich grosse ka-čaila's aufgestellt und möchte ich die Aufmerksamkeit des geehrten Lesers noch einmal auf pag. 66 und 69 gelenkt wissen, wo bereits die ka-čaila pū-koat-an erwähnt wurde; ebenso möchte ich nochmals an die als Fackel beim Blitz und Kinderkrankheiten benutzte ka-s̆īla auf pag. 73 erinnern. Dann wäre noch die ka-čaila ūma s̆'a-bäu, welche sich im grossen Hause befindet, zu erwähnen; aus Bambus und Blättern der Sagopalme hergestellt, dient sie gleichfalls zum Fernhalten böser Geister.

Neben der ka-čaila ist das ṅalau von Bedeutung. Wir finden es in besonderer Grösse und als Haupttheiligtum, als sog. ṅalau ūma, im Hause des Dorfoberhaupts und erwähnte ich auch dieses bereits auf pag. 18. Ferner kommt es auch als solches, aber in anderer Form, noch in den Hütten der Eingeborenen vor. Hier besteht es aus einem geschnittenen Stück schweren Holzes, von den Eingeborenen tarap (mal. madan prawas) genannt, welches mit blauem Zeug umwickelt ist und dann netzartig mit rotgefärbtem Rotang verschnürt wird. Ein gelber Behang von pälăkak (mal. pua) und verschiedenen Läppchen blauen, roten, weissen Zeugs, letzteres ist gelb gefärbt durch kinäu (kuni) und Fahnenfedern vom Hahn dienen als Verzierung.

Dem ṅalau ūma s̆'a-bäu gleicht das ṅalau s̆i käräi; es ist eine Diminutivform des ersteren und wird gebildet von einem Halsring aus Bambus, an welchem sich das Hauptteil des

eigentlichen ṅalau befindet. Dieser Teil wird nach seiner Umwickelung mit rotgefärbtem Rotang lai-lai bezeichnet; ein als Zier dienender Behang, manai genannt, ist aus to-tonan (sambong) gemacht; rotes Zeug, kleine Muschelstückchen an Perlkettchen, Hahnfedern, ferner noch zwei kleine Streifen lai-lai mit Perlen, welche an dem Hauptteil angebunden sind, vervollständigen das Ganze. In dem ṅalau befinden sich die als Zaubermittel bekannten und Heilkraft besitzenden Blätter, wie bä-băgät (rotan bezar); bäkäu (bungarajo); uka-na (das Blatt von pisang iri); ferner inu (manä) kleine blaue Perlen und būlau (tima itam) Blei, endlich lai-lai (rotang janang) und wird es im pūnän getragen. Auch die Knollen von laiga (sapedas) werden zuweilen an einer Schnur als ṅalau getragen, dienen dann als Amulett.

Zu den weiteren Fetischen, in welchen eine Zauberkraft für die Eingeborenen wohnt, wird das kaman gezählt. Ist pūnän vorhanden, werden sie geholt; in ihrem Innern befindet sich Medizin, d. h. Blätter, gegen den Teufel; wenn die Eingeborenen in den Wald gehen, nehmen sie es mit. — Ebenso erfreut sich als Zaubermittel das låläp eines Rufes. Es ist dies ein in gefärbtem Rotang eingeschnürter Stein, welcher an einem Holzhaken durch einen Rotangstreifen befestigt ist. Er wird in der Behausung aufgehängt; wenn ihn der Teufel sieht, läuft er weg.

Den Beschluss in den Zaubermitteln bilden einige Fackeln. Da möchte ich zunächst eine solche für Priester beschreiben. Sie wird ma-ṅaiṅai genannt, besteht aus dem kienartigen Holze túkälä-akå̂ und ist mit kōmaṅ ši ma-pušu, blauem Zeug, umwickelt, welches in lai-lai netzförmig eingeschnürt ist. Der zu ihr gehörige Vogel dient als Verzierung. Die Priester benutzen sie beim Fieber, indem sie selbige anzünden und schwenken, dann ausdrücken und die Asche auf den Körper des Menschen tupfen.

Endlich bedienen sich noch die ši ka lä-lägat einer Fackel beim Gewitter, die sie mit lo-loiši bezeichnen, um auch mit dieser die bösen Geister zu vertreiben.

Eine besondere Rolle nehmen natürlich in diesem Zauber-

kultus die Gesänge der Priester ein, die ihre besondere Berücksichtigung in dem Buch des Herrn Dr. Morris gefunden haben. Ich möchte hier nur eine kurze Probe geben.

Einer dieser Zaubergesänge lautete:

„Konat, — konat, — konat, — konat
Kina käčat aläi, ši ron,
doγai, ba pu-ru — ruša kam,
ba pu-äpa-kam, iba-ta,
šakoko, iba-ta gou-gou."

„Kommt, kommt, kommt, kommt
her, ihr Seelen; ihr Knaben
ihr Mädchen, erregt keinen Wind,
lauft nicht durcheinander.
Unsere Speise sind Schweine, unsere Speisen sind Hühner."

Die Art und Weise, wie der Priester seine Zauberkräfte entfaltet, besteht darin, dass er sich zunächst mit dem grossen Priesteramulett behängt; dem seinem Stande zukommenden Schmuck, die Hahnfeder, in das Ohrläppchen steckt und mit Blumen sein Haupt schmückt; dann nimmt er in die eine Hand eine kleine Glocke, in der anderen hält er einen Strauss Blätter von bóbolo (linjuang); nun ruft er durch einen Gesang die Geister herbei, verspricht ihnen Speise und zaubert sie in den Strauss hinein. Dieser wird nun von ihm den Leuten auf den Kopf gehalten, und er bewirkt dadurch, dass der gute Geist im Kopf bleibt und nicht herauskommt, um dem bösen Geist den Eintritt zu verweigern. — Im grossen pūmän tanzt er noch dazu. — Ist ein Mensch in übler Verfassung, hat er Fieber, geht der ši käräi zu ihm und singt eine seiner Zauberformeln „Kommt her, die ihr im Busch wohnt, ihr guten Geister", dann ist pūnän, und der Mensch ist nunmehr befreit von seinem Übel, erzählte uns ein Eingeborener.

Anschliessend hieran möchte ich nunmehr etwas Näheres über den Priester-, Ärzte-, Zaubererstand berichten. Alle 3 Funktionen vereinigen sich bei den Mentawai-Insulanern in einer Person, die sie mit dem Namen ši käräi d. h. der oder die Erleuchtete bezeichnen, da es männliche und weibliche giebt.

Unsere erste Bekanntschaft mit einem solchen Vertreter

so vielseitiger Thätigkeit führte dazu, dass sich mein Begleiter, Herr Dr. Morris, mit seinem ši Obaner-Kollegen und unserem Dolmetscher hinter eine verschlossene Thür zurückzog, um ihm die Künste abzuhorchen. Allerdings brabbelte der ši käräi dann auch einige unverständliche Zauberformeln Herrn Dr. Morris vor, war jedoch zu anderen, eingehenderen Erörterungen nicht zu bewegen, vielmehr liess er uns beim Abschied nur in der Hoffnung, in 3 – 4 Tagen wieder zu kommen; er zog es aber vor, sich hinter Schweigen und Unsichtbarkeit fernerhin zu verschanzen.

Im gewöhnlichen Leben, wenn die ši käräi nicht in Ausübung ihres Berufes sind, haben sie kein Unterscheidungsmerkmal ihren Stammesgenossen gegenüber. In ihrer Thätigkeit werden sie, wie bereits erwähnt, durch das ṅälau ši käräi und die Fahnenfeder eines Hahnes ausgezeichnet. Letzterer Schmuck war jedoch in ši Oban nicht gebräuchlich, wohl aber in anderen Dorfschaften. Die beigegebene Abbildung zeigt das wohlgelungene Porträt eines jungen Arztes, geschmückt mit den Abzeichen seiner Würde.

Priester kann nur derjenige werden, welcher den guten Geist ša bulu-ṅan gesehen, und dieser bezeichnet ihm auch die Blätter und Pflanzen, welche von heilbringender Wirkung sein sollen. Zu diesem Zweck hat der Betreffende dem guten Geist in den Wald zu folgen, nachher teilt er seinen Verwandten die Unterredung mit demselben mit; diese bringen nun das Ereignis unter die Dorfbewohner und sprechen besonders mit dem Dorfoberhaupt und alten Leuten darüber, welche ihn dann zum ši käräi machen. Die Ceremonie besteht in einem fünfmonatlichen pünän, in welchem der jugendliche, angehende Priester den Kopfschmuck läi-läi d. h. die Fahnenfeder des Hahnes sich beschafft und das Amulett ṅälau anfertigt. Nur wenn er seine Funktionen ausübt, ist er ši käräi, sonst wird er, wie jeder andere Mensch behandelt. Als Priester, Arzt, Zauberer erhält er kleine Geschenke, wie Zeug, Perlen, Draht, Hühner etc. von seinen leidenden Mitmenschen. Im grossen pünän bekommt er sogar das halbe Schwein, sobald



Ein junger ši käräi.

er sich in ausübender Thätigkeit befindet. Hat der Kranke nichts, um den Arzt zu bezahlen, ruft er ihn auch nicht, sondern leidet ohne zu klagen und stirbt lieber ohne jede Hülfe. Wenn jemand krank ist, so geht der ši käräi von der Hypothese aus, dass das käčat den kranken Menschen verlassen habe und durch seine Kunst demselben wieder zugeführt werden müsse. Dies geschieht unter den bereits beschriebenen Formalitäten; die dabei in Kraft tretenden Zaubergesänge kommen öfters in alten, feststehenden, erstarrten Formen vor, die teilweise selbst alten Leuten unverständlich sind, auch wohl dadurch den Zauber des Mystischen erhöhen. Leider waren die Bemühuugen des Herrn Dr. Morris, diese veralteten Formen zur Translation zu bringen, nicht immer von Erfolg gekrönt, da der Sinn der Wörter den Leuten im Laufe der Zeit abhanden gekommen war.

Wenn zu einem grossen pūnän die den Eingeborenen heiligen Tiere gebraucht werden, dann ruft der ši käräi das käčat dieser Tiere an und erhält dies dann kleine Teilchen Fleisch von den zu verspeisenden Tieren, auch etwas Kladdi ab.

Ist jemand gestorben, so kann der ši käräi die Seele des Verstorbenen als bösen Geist sehen. Wenn die beiden bösen Geister des Menschen, in welche sich das käčat ūnou tubu verwandelt hat, zur Behausung des Verstorbenen zurückkehren, kann man zuweilen den einen dieser beiden Teufel hören, den anderen nicht. Es soll sogar vorkommen, dass man ihn 3 Tage lang hören kann. Die Witwe des Verstorbenen oder die Überlebenden rufen dann den Priester an, welcher einen Strauss Blätter zusammenbindet, diese an dem Thürpfosten befestigt oder in einem Bambuscylinder vor dem Hause in die Erde steckt. Der Grund, welcher in dieser Ceremonie zu suchen ist, kennzeichnet sich dadurch: Wenn der böse Geist kommt, dann kann er das Haus nicht sehen, da der Priester ja seine heilkräftigen Zaubermittel angewandt hat. Daraufhin kehrt der böse Geist des Körpers, der š'a-nitu, nach dem Berge ši-a-bäu lagai, dem Ort, wo die Seelen der Abgeschiedenen weiter leben, in das schöne Land des Jenseits zurück, während das käčat und ūnou tubū es nicht thut. Ein anderes Mittel des Priesters, um die

Dämonen von dem Hause Verstorbener fern zu halten, ist eine Einreibung, die er allen Insassen des Hauses befiehlt. In das Wasser der Bambusbehälter mischt er einige der uns bereits bekannten Blätter. Am ersten Tage reibt der ši käräi die sämtlichen Bewohner des Hauses ein, am dritten Tag reiben sich die Leute selbst den ganzen Körper ein und betupfen den Kopf mit einem Tropfen Kokosnussöl. Wenn die Leute auf diese Weise den š'a-nitu nicht aus dem Hause heraus bekommen, fürchten sie, sterben zu müssen.

Auch weibliche ši käräi haben die ši ka lä-lāgat der Mentawai-Inseln; bei ihrer Wahl 1 Monat pūnān. Die Berufung eines Priesters glaube ich am besten wieder durch ein Gespräch des Eingeborenen šara-t oba mit Herrn Dr. Morris darstellen zu können.

Dr. M.: Wie viel Ärzte sind in deinem Dorf?	šara-t oba: Viele; 5 oder 6.
Möchtest du ein ši käräi werden?	Ich möchte gern.
Was gebt ihr dem ši käräi?	Die Menschen geben Schweine, Hühner, Affen alles dem ši käräi.
Kommt der gute Geist zu dir?	Der ša bulu-ñan kommt nicht zu mir, er will mich nicht.
Wer kann denn Priester werden?	Die Auserwählten, Geeigneten werden ši käräi.
Sind die Kinder des Arztes auserwählt? Werden sie Arzt?	Will sie der ša bulu-ñan, geht er zu ihnen; ist er bei ihnen, werden sie ši käräi; ist er nicht bei ihnen, werden sie es nicht.
Wer macht denn die Ärzte zu Auserwählten?	ši käräi werden durch Geister gewählt; wenn du in einem Dorfe wohnst, kommt der ša bulu-ñan zu dir, so bist du Arzt.

Woran siehst du denn, dass jemand auserwählt?	Ob ein Mensch auserwählt ist oder nicht, kann ich nicht sehen. Die Geeigneten werden Ärzte.
Kann der ša bulu-ṅan auch zu dir kommen?	Kommt der ša bulu-ṅan zu mir, das will ich, das ist schön.
Sehen denn Ärzte die Geister?	Wenn ein Arzt da ist, kann er sehen; sieht er die bösen Geister, sieht er die guten Geister.
Kann eine Frau auch Arzt werden?	Ist eine Frau geeignet, wird sie Arzt.
Können es mehrere in einem Dorf werden?	Viele Frauen in einem Dorf haben die Berufung.
Kann der rimata die Geister sehen?	Wenn rimata kein ši käräi, sieht er sie nicht, blos mit dem pünän weiss er Bescheid.
Warum sehe ich die Geister nicht; ich bin doch ein Arzt?	Die Ärzte der Herren sehen die Geister nicht. Deine Augen sind blöde.

Als ferneres interessantes Beispiel von Geisterglauben möchte ich unsere Bekanntschaft mit einer Eingeborenen von ši ma-tobä, die in dem Ruf einer Giftmischerin bei ihren Landsleuten stand, erwähnen. Eines Tages landete in unserer abgeschiedenen Bucht, die vom Frieden des Urwaldes umrauscht wurde, ein Boot mit 3 Insassen, 2 Weibern und 1 Mann. Es waren Leute von ši ma-tobä, die von dem weissen ši käräi gehört hatten. Unser Dolmetscher sagte uns, dass dieselben eine alte Frau mit Namen ši gori manai zu uns brachten, welche wir nach Europa mit uns nehmen möchten, um sie gegen die Verfolgungen ihrer Landsleute zu schützen, bei denen sie in den Ruf einer Giftmischerin stände, was auch der ši käräi behauptete. Da mir der Wunsch der Eingeborenen gerade nicht verlockend schien, so liess ich den Leuten den Vorschlag machen, wir wollten die Frau untersuchen (d. h. ich photographierte sie,

nahm ihre wundervolle Witwentracht für meine Sammlung, gab ihr dafür komaṅ und andere kleine Geschenke, Herr Dr. Morris nahm einige anthropologische Masse), ob sie wirklich eine Giftmischerin sei, denn unsere ärztliche Kunst könnte dies ergründen. Natürlich entliessen wir die Leute mit der Erklärung, es sei ganz unmöglich, dass diese Erau solches Verbrechens beschuldigt würde und sie sollten das ihrem ši käräi sagen. Nach einigen Tagen kam jedoch die Gesellschaft wieder und liess uns der ši käräi bestellen, wir könnten das nicht sehen, somit waren unsere Bemühungen, den Ruf der Frau zu rehabilitieren, an der Zähigkeit des Glaubens der Insulaner und der Macht eines ši käräi gescheitert.

Die medizinischen Kenntnisse der ši ka lä-lāgat sind sehr beschränkt. Den Hauptbestandteil ihrer Heilmittel bilden Blätter von Bäumen oder Sträuchern, die entweder zerrieben oder in frischem Zustande auf den schmerzenden Körperteil gelegt werden. Die Anwendung innerer Mittel ist sehr selten, daher in wenigen Fällen bis jetzt noch angewandt. Nachfolgende Pflanzen oder deren Bestandteile, sowie die Form ihrer Anwendung konnte ich feststellen.

No.	Pflanze	Name malayisch und wissenschaftlich	Anwendung
1.	karamanjoṅ	bajem-bajem	äusserlich angewendet u. zwischen Fingern gerieben.
2.	čäp-čäp-ät	rumput tjirit babi. Blainvella latifolia	auch gerieben, bei Bauchschmerzen mit Wasser getrunken.
3.	ši-gau-gau		zerschnitten, äusserlich, bei Kopfschmerzen.
4.	ši mada	schabei	bei Bauchschmerzen; trinken.
5.	taliṅ-äṅän	siri antn. Chavica miniata Miqu.	bei Kopfschwindel aufgelegt.
6.	doguru		bei Kopfschmerzen zum Kühlen.
7.	šūra	puding ami. Tabernaemontana mallaccensis	bei Körperkrankheit durchlöchert aufgelegt.

No.	Pflanze	Name malayisch und wissenschaftlich	Anwendung.
8.	ailäpät	puding telor. Graptophyllum hortense (?)	bei Kopfschmerzen aufgelegt.
9.	ailäpät ši-mašurou	puding itam.	bei Kopfschmerzen auflegen; bei Bauchschmerzen trinken.
10.	paka šälä	šugi-šugi. Polygala Simassan Miqu.	bei Kopfschmerz auflegen.
11.	djagbuk		dito
12.	bäkäu	bungarajo. Hibiscus rosa cinensis L.	dito, ebenso bei Bauchschmerzen.
13.	kašika	puro damungu.	bei Husten angewandt.
14.	to-tonan	sambong. Scindapasus pertusus Schott.	bei Kopfschmerzen benutzt.

Die Schale einer Schnecke, welche sie lala djō-djo (Chrysostoma Nicobaricum) nennen, wird in einem Stückchen Kokosnussschale über dem Feuer geröstet, dann zu Pulver zerstampft und mit Kokosnussöl zusammengerieben und als Brei zur Heilung der abgeschnittenen Nabelschnur bei Neugeborenen benutzt. Brechmittel, Entbindungs- und Abtreibemittel sind den Eingeborenen unbekannt.

Pfeilgift. Sie stellen dagegen ein Pfeilgift aus mehreren Pflanzen her. Zunächst benutzen sie den Rindensaft des ōmai Baumes (mal. ipu) Antiaris toxicaria, dann den tuba-Strauch (mal. tuba) Derris elliptica, dann daro (ladok), baglai (langkuas) (Alpinia galanga L.) Die Säfte dieser Pflanzen werden in Wasser ausgedrückt, dann wird der Pfeil damit bestrichen, an der Sonne getrocknet und wird diese Manipulation mehrere Male wiederholt. Eine ausführliche Giftbereitung liess ich mir eines Tages von den Eingeborenen selbst zeigen. Sie bedienen sich dabei eines Giftmörsers nebst Klopfer und Presskörbchen mit Zange. Die Rinde von ōmai wird abgeschabt dann geklopft, damit sich der Saft aus derselben herauslösen kann, dazu setzten sie baglai und ein Stück von der Wurzel tuba, beide werden gleichfalls bis zum Entquellen des Saftes

mit dem Klopfer behandelt; weiter fügen die Eingeborenen noch den Saft der Pfefferschote hinzu. Hierauf wird die breiartige Masse in ein zierlich geflochtenes, kleines Körbchen gethan, welches in ein Bananenblatt gelegt ist und durch eine Quetschzange wird dann der Brei gehörig ausgepresst. Der so gewonnene Saft ist das Pfeilgift ōmai. Die Wirksamkeit desselben hält sich einen Monat lang auf Pfeilen. Selbst in gut verschlossenen Flaschen zersetzt es sich leicht.

Herr Professor Dr. Lewin einer unserer besten Kenner der Pfeilgifte der Naturvölker, hatte die Güte, die mitgebrachte Probe zu untersuchen und teilte mir darüber folgendes mit:

„Es wurden mir 3 ccm einer gelblichen, dünnen, emulsionsartigen Flüssigkeit in einem zugeschmolzenen Glasrohr übergeben. Ein Stoff mit glycosidischem Charakter konnte nicht darin gefunden werden.

Die Substanz erwies sich als giftig. Nach subcutaner Beibringung von etwa 1 ccm stellte sich bei einem Frosche nach 35 Minuten systolischer Herzstillstand ein.“[1])

Von den hier vorkommenden Krankheiten beobachtete Herr Dr. Morris bei einer alten Frau rheumatische Affektion der Gelenke; bei einem Mädchen eitrige Hautaffektion am linken Unterarm, sowie bei einem kleinen Jungen dieselbe Krankheit zwischen den Zehen; weiter kam uns eine alte Frau mit einem Geschwulst in der linken Bauchseite vor. Ein Mann mit Hautbläschenausschlag (Herpes iris), hier guluk genannt, mehrere Leute mit grossen Flechten, ein Eingeborener mit einem Gerstenkorn, einer mit tiefeiternden Beingeschwüren und endlich eine Anzahl von Fieberfällen. Eine gute Beschreibung des Malariafiebers erhielt ich von Herrn Dr. Morris, der dieselbe durch einen der Eingeborenen hatte. Zugleich zeigt die folgende Darstellung, wie ein Einzelner die Natur dieser Krankheit beobachtet hat. „Am anderen Tage ist Fieber, nach zwei Tagen ist es nicht da, (am nächstfolgenden Tage) ist es wieder da.

---

[1]) Näheres über Pfeilgifte der Mentawai-Inseln findet sich in dem Werke des Herrn Professor Dr. Lewin „Die Pfeilgifte.“ Berlin 1894. Verlag Georg Reimer.

Wenn Fieber ist, (fühlt man) Kälte, es kommt Schweiss, (dann) ist es zu Ende.“ Ausser diesen Fällen möchte ich noch hinzufügen, dass auch die Pocken zeitweise unter den Eingeborenen grassieren und sie gegen diese kein Heilmittel besitzen. Den Biss einiger Giftschlangen heilten die Eingeborenen früher durch Abbinden des gebissenen Gliedes, welches dann abfaulen musste. Häufig stellte sich bei diesem Heilungsprozess ein 7—8tägiges Delirium ein. — Jetzt thun sie nichts mehr gegen giftigen Schlangenbiss.

Ich möchte mich jetzt zu einem anderen interessanten Gebiet, der Zeitrechnung der Eingeborenen, wenden. Eine Einteilung, wie wir dieselbe haben, darf natürlich nicht bei einem so primitiven Volke, wie die ši ka lä-lägat der Mentawai-Inseln erwartet werden, dennoch sind ihnen Begriffe für dieses Kapitel ethnographischer Forschung bekannt.

Die Tageszeiten werden von den Insulanern nach dem Stande der Sonne unterschieden. Einen Tag nennen sie go-gói, Sonnenaufgang bāla šulu, dann 6—7 Uhr pato, Morgen matjäp, Vormittag tago, 9 Uhr vormittags šulu pu-a-tälu-at gou-gou, $^1/_2$11 Uhr tabo, 12 Uhr mittags tugä-rio šulu, 2 Uhr nachmittags gilik šulu, 3—4 Uhr nachmittags pa-näu-kam gätä d. h. die Zeit wo Kladdi bereitet wird, Sonnenuntergang bālā-šulu, Abend, Nacht šoibo, Mitternacht täña m'-ói, einen Monat lago. Für die Zeitdauer eines Jahres, sowie für Festtage haben sie keinen sprachlichen Begriff. Dagegen unterscheiden die Eingeborenen in dieser Zeitspanne zwei grosse Perioden: rura und agau. Rura ist die Zeit von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends, in der das Siebengestirn abends im Westen erscheint und morgens im Osten untergeht; agau diejenige Zeitspanne, wo von morgens 7 bis abends 7 Uhr die kalaba, der Skorpion am Himmel sichtbar ist. Sie fällt in die Zeit der 6 malayischen Monate muharam, sapal, maolut, jethaida, jumi, diawan, die anderen 6 Monate rura (mal. bintang banjak). Die trockene Zeit auf den Inseln ist vom Januar bis Juli, die Regenperiode in der zweiten Hälfte unserer Jahresrechnung, von August bis Dezember.

Auch über die astronomischen und physikalischen Kenntnisse der ši ka-lä lägat konnte ich einiges erfahren. Den Himmel nennen sie ma-nua, den Horizont koilup ma-nua, Tag und Nacht entsteht dadurch, dass die Sonne šülü von einem Berge kommt, dessen Name leider nicht in Erfahrung gebracht werden konnte, dann in das Meer, welches an der Erde hängt, untertaucht, um nun wieder den Berg zu besteigen; so wird in ewigem Wechsel dieser Erscheinungen Tag und Nacht hervorgerufen. Den Regenbogen nennen sie luni, Wolken tanai ruša, Morgenröte lańit. Die Sonne dagegen kommt aus einem Lande, in welchem nur Frauen wohnen, und wurde uns eine Erzählung von den Südostwinden darüber berichtet:

„Es sind Frauen, der Südost nur ist ihr Bräutigam. Wenn er in ihre Geschlechtsteile hineinweht, kommen Kinder. Ihr Speise sind die Himmelssprossen. Kommen die Frauen Morgens, sind die Sprossen zart, kommen sie Mittags, sind sie hart.“

Beim Mond lago unterscheiden die Eingeborenen genau die Phasen, welche auch wir an demselben beobachten können. Neumond lago kina bäla, erstes Viertel takäp lago ši goišo, Halbmond lago ši goišo, drittes Viertel takäp ma-mutu lago, Vollmond ma-mutu lago. Der Mond geht auf bäla lago; der Mond geht unter bälä lago. Den Mondhof bezeichnen sie mit pu-turu-kan. Auch die Erscheinung einer Mondfinsternis ma-rapät mata-t lago ist den Eingeborenen bekannt. Sie sagen auch dazu ma-ramun mata-t lago. Desgleichen kennen sie die Sonnenfinsternis. Beide flössen ihnen Furcht ein. Gründe, wie diese Naturereignisse entstehen, wussten sie nicht anzugeben. Im Monde sitzt für die ši ka lä-lägat ein Mann Namens ši kobut, auch dessen Herkunft ist ihnen unbekannt. Von diesem wissen sie eine kleine Fabel zu erzählen. Er soll ein Tau spinnen, an dem er sich zur Erde herunterlassen will, da aber eine Maus es immer wieder anknabbert, so kann er nicht herunterkommen und so wiederholt sich dieses Spiel jede Nacht. — Die Sterne pa-njan-njań sind nach Vorstellung unserer Insulaner — Menschen, und zwar die grossen — Männer, die kleineren — Weiber, die ganz kleinen — Kinder. Fällt ein Stern zur Erde, besuchen sich zwei

Sterne, ein Mann und eine Frau. Das Herabfallen ist das Zurückkehren des einen Teils in seine Hütte. Die Sterne sind Kinder des Mondes. Eine niedliche Erzählung darüber wussten uns die Eingeborenen von diesen Kindern zu geben.

„Die Sonne verspeiste einst Sterne und sagte dies dem Mond, darauf erwiderte derselbe, ich will sie selbst essen, und machte sie für die Sonne unsichtbar. Nunmehr entstand ein Streit zwischen Sonne und Mond.“

Sternbilder, die natürlich in den seltensten Fällen mit unsern identisch sind, gaben uns die Eingeborenen folgende an und versinnbildlichten mir einige durch das Hinlegen kleiner Korallenstücke.

1. *** tälänaṅa der Skorpion.
2. *** ši ka tä-tälu tai oko die drei Jungfrauen.
3. *** bákala sa koko Unterkiefer des Schweines.
4. * ši gai-tat šaša Rotangschnitzel.
5. *** ši ka tä-tälu birut die 3 Mäuse.
6. kinapat (mal. utä muri) das Schiff aus 8 Sternen bestehend.
7. ši ka ruku-at balu die 8 Späne aus 8 Sternen bestehend.
8. pu-ri-manu das Fischnetz (?) aus 4 Sternen bestehend.
9. šo-šoat die Lanze aus 2 Sternen bestehend.
10. pói (mal. taradju) die Waage.
11. kalaba oder muri (mal. bintang kola).
12. šukat (katjoran) der Planet Venus.
13. pa-abaṅ-an (mal. naga) der Drache.

Der Regenbogen luni ist ihnen gleichfalls bekannt, eine Geschichte wussten sie darüber nicht zu erzählen, wohl aber unterschieden sie an demselben als Hauptfarben rot, grün, weiss.

Für Wolken haben sie die eigenartige Bezeichung Windkot tanai ruša. Sie kommen von den Bergen Sumatras über das Meer zu ihnen. Auch fragten wir wiederholt, wer denn die Welt gemacht hätte. Sie hatten keine andere Idee davon und konnten uns auch nichts Näheres darüber mitteilen, wer ihre Inseln gemacht habe, ausser was ihnen aus ihren Sagen bekannt war.

Von den physikalischen Eigenschaften im Weltall waren ihnen Wind ruša, Sturm ruša ma-ron, Regen uran, Blitz bila, Gewitter, Donner lä-lägu, Flut odju, Ebbe ma-laläp odju bekannt. Auch Nebel ki nobut, Thau lo-lo kannten sie, desgleichen starke Erdbeben, welche die Inseln heimsuchen und Hütten der Eingeborenen zerstören. In den 6 Monaten des agau ist die Flut stark, während in der Zeit der rura See und Wind angenehm sind. — Von den Himmelsrichtungen kennen die Eingeborenen acht. 1. Norden barä, 2, Nordwesten barä ušut ṅäi, 3. Westen ušut ṅai, 4. Südwesten šika läläu d. h. die Richtung, nach der das Land liegt, 5. Süden ši ka olak, 6. Südosten kaiaman, 7. Osten kaiaman mata-t šulu, 8. Nordosten si ka laut d. h. die Richtung, nach der das Meer liegt.

Beim Rechnen unterscheiden die Eingeborenen Ganze und Halbe; jedoch ist ihnen von den Brüchen nur die Hälfte bekannt. Sie können bis 1000 pulu-n'otu zählen und wird diese Zahl besonders beim Verkauf von Rotang und Kokosnüssen benutzt. Soll ein Eingeborener die Aufgabe „eine ungerade Anzahl Perlen teilen“ lösen, so teilt er zunächst die gerade Anzahl und setzt hinzu, es fehlt eine auf der einen Seite oder es ist eine auf der anderen Seite zu viel. Für Stück haben die Eingeborenen das Wort bä und wenden es öfter zur Bezeichnung von Gegenständen an. Auch ein sogenanntes Quaseleinmaleins besitzen sie, wie mir Herr Dr. Morris sagte. Die bei Handel und Wandel nötig werdenden kleinen Berechnungen sind ihnen im Grossen und Ganzen geläufig, selbstverständlich dienen ihnen auch die Finger zuweilen als Hülfe im Zählen. Einige Zahlenproben, welche ich Herrn Dr. Morris verdanke, mögen hier angeführt sein.

1	šara.	8	balu.
2	rua.	9	šiba.
3	tälu.	10	pulu.
4	äpat.	11	pulu šara tära.
5	lima.	12	pulu rua tära.
6	änäm.	20	rua-ṅa pulu.
7	pitu.	21	rua-ṅa pulu sara.

30 tälu-ṅa pulu.	80 balu-ṅa pulu.
40 äpat-ṅa pulu.	90 šiba-ṅa pulu.
50 lima-ṅ pulu.	100 ša-ṅ'otu.
60 änäm-ṅa pulu.	200 rua-ṅ'otu.
70 pitu-ṅa pulu.	1000 pulu-ṅ'otu.

In alten Zeiten hat in tai-bä-ūma eine Auswanderung stattgefunden. Die alten Leute sind zurückgeblieben und haben den Ort tai bäu-ūma d. h. das Haus der Alten genannt.

Über die Entstehung der Erde und der ši ka lä-lägat konnten wir folgende Geschichte in Erfahrung bringen:

„Es war einmal ein guter Geist mit Namen tai ka-ma-nua, der lebte im Himmel und machte die Erde, die Bäume, die Tiere im Walde, die Fische, er machte alles und warf Erde nach Sumatra hin. Es waren dort keine Menschen. Tai ka-ma-nua machte einen Mann und eine Frau. Als diese 3 Monate dort waren, fragte tai ka-ma-nua, warum vermehrt ihr euch nicht. Sie antworteten, wir verstehen es nicht. Er antwortete: Ich will euch einen Hund und eine Hündin zeigen, wie die es machen, so müsst ihr es auch machen. Die ersten Menschen folgten dem Beispiel und es wurde eine grosse Bevölkerung. Ein Krokodil sagte zu den Menschen, ihr seid viele, macht eine ka-lāba, eine alte Art Prau (Boot). Sie segelten dann nach ši Berut, wo sie blieben. Nach einiger Zeit kehrte die Hälfte nach Sumatra wieder zurück und kamen abermals nach einiger Zeit nach ši Berut wieder zurück. Es kam nun ein Vogel manjaṅg von Pageh baru, dieser verspeiste einige, die wieder von Sumatra mit der ka-lāba gekommen waren. Diese kehrten nun nach Sumatra wieder zurück. Der tai ka-ma-nua sagte zu den Leuten, die in ši Berut geblieben waren: Braucht den kabit (d. h. macht euch einen Hüftschurz aus Baumrinde). Kain (ein kattunartiges Gewebe) braucht ihr nicht mehr, ebenso Eisen. Ihr braucht nicht zu wissen, wie Kain und Eisen gemacht wird, wenn ihr es wissen thätet, würdet ihr nicht mit ihren Verwandten zusammenkommen. Nun reisten einige Leute mit der ka-lāba nach Pageh baru und liessen dort Leute und kehrten dann nach ši Berut zurück. Als sie dort ankamen, fragten sie,

warum sind nicht viel hier, sagten die anderen, der manjañ hat uns gefressen. Dann kehrte die Prau nach Sumatra wieder zurück und erzählte, dass dort so wenig Leute waren. Die Menschen in Sumatra sagten, wir wollen das Nest des manjañ suchen. Es war auf einem hohen Baum. Die Leute arbeiteten viele Tage daran, um ihn zu fällen, da sie arbeiten nicht gewohnt waren. Nachts wuchsen ihre Streiche immer wieder zu. Sie machten Feuer an während der Nacht und hieben sie Tag und Nacht. Sie sahen Körperteile aus dem Nest heraushängen. Endlich fiel der Baum, da die Streiche nicht so schnell zuwachsen konnten, wie sie selbige dem Baum zufügten. Der Baum fiel nach 3 Tagen, als die ka̤-lāba dort angekommen war. Der Vogel flog nun nach einem anderen Baum, wo sie ihn dann schossen, er wurde nur verwundet. Der Vogel flog nun nach Sumatra und starb dort. Als er daselbst ankam, wurde er ein kleines Gewässer."

Einen besonderen Wert legte ich bei der Verfolgung meines Reisezweckes in der Sammlung anthropologischen Materials. Leider war es mir nicht möglich, bei dem grossen Misstrauen, mit welchem meine braunen Freunde mir in diesem Zweig wissenschaftlichen Forschens entgegenkamen, auch nur eine zweckmässige Körper-Messung, die sich für die Publikation eignete, zu erlangen. Ich gebe mich jedoch der Hoffnung hin, dass der verdienstvolle italienische Reisende Dr. Mogdigliani, dem es in ši ma-tobä besser gelungen ist, bald sein anthropologisches Material veröffentlichen wird. Andererseits begünstigte mich das Glück, 12 Schädel zu erlangen. Es sind diese die ersten, welche in grösserer Anzahl nach Deutschland gebracht worden sind, und dürfte die Publikation einiger typischer Repräsentanten derselben Interesse in Fachkreisen beanspruchen. Ich hatte dieselben seiner Zeit meinem, um die anthropologische Wissenschaft sich hohe Verdienste erworben habenden Lehrer Herrn Professor Dr. von Luschan für seine Sammlung geschenkt. Dieser hatte die Güte, dieselben in einem Kapitel zu meinem opus zu besprechen. Ich möchte nur hier noch anführen, dass die Eingeborenen von mittlerem Wuchs sind, sehr

schöne, weiche Körperformen zeigen und eine sammtartige Haut haben, die nach der Brocaschen Farbentafel für Kinder zwischen 36 und 37, für Jünglinge, Frauen, Männer zwischen 28 und 43 liegt; natürlich erscheinen die wenig bekleideten Stellen etwas heller.

Einige anthropologische Aufnahmen sollen meine Resultate auf diesem Gebiet abschliessen und verweise ich die geehrten Leser auf die beigegebenen Abbildungen.

Bezüglich des sprachlichen Materials möchte ich hier nur einige Eindrücke wiedergeben, da dasselbe ausschliesslich von Herrn Dr. Morris bearbeitet worden ist und dieser seine Ergebnisse in einem besonderen Werk, „die Mentawai-Sprache, Berlin 1900, Verlag Conrad Skopnik," veröffentlicht hat, worauf ich meine Leser hiermit hinweisen möchte. Weiter möchte ich bemerken, dass dieses ausserordentlich interessante Werk zunächst eine Sprachskizze, dann Märchen, Sagen, Rätsel, Gespräche und ein alphabetisches, sowie sachlich geordnetes Wörterverzeichnis nebst Nachträgen enthält. Mir persönlich sei es an dieser Stelle gestattet, Herrn Dr. Morris für seine sehr fleissige Arbeit, die somit den 2. Band meines opus bildet, hiermit nochmals meinen herzlichen Dank zu sagen. Ich gestatte mir aus diesem Werke nur eine kleine Skizze von einer Erzählung hier beizufügen.

Die Stammsage.

Sie kamen von si Berut, langten hier an (und) gründeten ein Dorf. Da gab es als Nahrung Bananen, es gab als Nahrung Kokosnüsse, es gab Baumfrüchte. Danach warfen (Teufel) einen Menschen tot, die Teufel hatten nach ihm geworfen. Danach schoss der Priester die Teufel, zwei, ein Weib und einen Mann. Da-

bara da ka ša Birut, sägä sā̈ nā̈, tada lagai. ái-at kan bago ái-at kan toität, ái-at bua-t kaju. läpa ribai ši ri-ma-nua matäi š'a-nitu pa-ši-ribai. läpa ši käräi mu-pana š'a-nitu dua, šara ši na-naläm, šara ši ma-täu. läpa ši ri-ma-nua ma-ši-ala lå



ši sara-t oba.

nach holten die Menschen zu trinken aus dem Flusse, (da) schossen (die Teufel sie) tot. Es starben viele, die anderen zogen fort, sie machten sich fort. Es gab keine (Menschen) im Dorfe. Zwei blieben übrig, ein Mann (und) eine Frau. Danach segelten sie nach tai Barau, dann folgten (die andern), sie kamen nach ši Berut, riefen, (die Leute) kamen von den Dörfern hierher, sich niederzulassen. Danach kamen die Anverwandten hierher sich niederzulassen. Danach kauften sie das Dorf, sie kauften den Fluss, danach liessen sie sich nieder. si Oban ist der Name des Dorfes; der Name des Menschen gab den Namen dem Dorfe.[1]) Seit langer Zeit (sitzen) die Nachkömmlinge (hier). Aus.

oinan, bob - bob - bob, matäi. matäi ma-igi šia, tui ši bagäi, tui šia ta-ta ka lagai. dua mulägä-i, šara ši ma-täu, šara ši na-naläm. läpa gäti ladjo tai Barau, tut nañat šia, ã̈i ka ša Birut, šoga-i, ói šia ka lagai, läpa ói šia ka lagai kudu šã̈ nã̈, läpa ói kái kudu ši bu-bua läpa a-da-šaki lagai, a-da-saki n-oinan, läpa gäti kudu. ši Obat oni lagai, oni-t ši ri-ma-nua káu oni lagai ma-udju-t ši bubua. läpa.

Die Sprache der Mentawai-Insulaner ist eine in Stammwörtern ungemein blühende. Es giebt Praefixe, Infixe und Suffixe in ihr. Der Artikel ist ši oder tai, was dasselbe bedeutet. Ein gewaltiger Wortreichtum tritt natürlich in den Dingen und da zutage, wo das Interesse der Eingeborenen sich bekundet. So erinnere ich mich, dass eines Tages, als Dr. Morris Körperbewegungen notierte, die Eingeborenen für alle möglichen und unmöglichen Stellungen besondere Namen hatten und meines Begleiters Gymnastik zu Erhärtung ihrer Worte nachahmten. Ausserordentlich geschickt waren die ši ka-

---

[1]) Nach der Herrn Dr. Morris gegebenen Erläuterung meint der Erzähler, dass tai Oban seinen Namen davon habe, dass seine Bewohner von dem einen alten Ehepaare abstamme.

lälägat in ihren vielseitigen Bewegungen, die ihnen der Jägerberuf beim Anschleichen des Wildes oder beim Fischfang auferlegte. Es war ihnen sogar eine gewisse Eleganz in der mimischen Darstellung aller dieser Bewegungen nicht abzusprechen; natürlich hatten die weichen, geschmeidigen Körperformen ihren Anteil daran. Einzelne sogar wussten mit bewundernswertem Pathos Geschichten zu erzählen. Besonders der alte ši badja i-otu. Die Worte wurden dann kurz hervorgestossen, was den Ausdruck bedeutend hob; um aber der Darstellung noch eine besonders fesselnde Kraft zu geben, begleitete ein sehr bewegtes Mienenspiel und lebhafte Gestikulation die Erzählungen. Viel Wert scheinen die Eingeborenen auf eine richtige, gute Betonung zu legen.

Es wurden eine grössere Anzahl Männer- und Frauennamen festgestellt, wovon ich nur einige, deren Bedeutung ermittelt werden konnte, hier anführen möchte.

I. Namen von Männern auf si Kobo:

1. ši ta api der kein Feuer (hat).
2. ši goišo uma der Kleinhaus.
3. ši bolot lulak der Tellerlecker.
4. ši badja i-otu der Altteiler.
5. ši ta i-oba der Unmögliche.
6. ši šarak lagai der Dorfstosser.
7. ši toṅ akă der Zieher.
8. ši pušu para der Schwarzarm.
9. ši ta i-oba golu der Friedliche.
10. ši šara-t oba der nur will.

II. Frauen-Namen auf si Kobo:

1. ši káu die Geberin.
2. či kaila Huhn.
3. ši pa-igi tiboi-ät Vielschwatz.
4. ši tu-tu baγa Bösherz.
5. ši lälät lagai Dorfstein.[1])

Ihre Flüche entnehmen sie von Geschlechtsteilen z. B. tilăĭ (äussere weibliche Geschlechtsteile), pärät (penis), kuou (prolapsus uteri), lalan (vulva). —

[1]) cfr. Max Morris Mentawaisprache, pag. 45—58, § 21 Eigennamen.

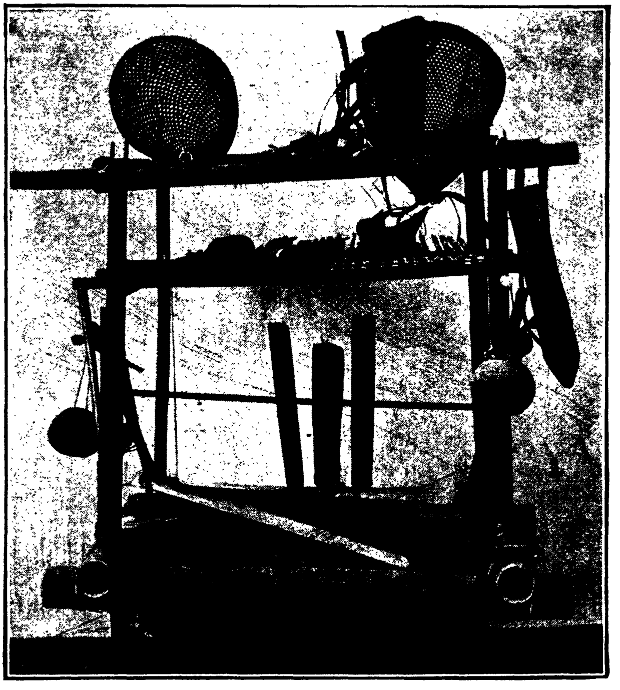
Auch Witze haben die Eingeborenen; z. B. bezeichnen sie schlechten Tabak mit Witwentabak.

Von den Rätseln möchte ich die für unsere Begriffe verständlichsten Exemplare anführen; z. B. man fragt, was ist das? hier ist's, da ist's, überall, wo ich will, zeigt mit dem Zeigefinger nach verschiedenen Richtungen hin. Lösung der Finger. Ferner: Man hat's äusserlich und sieht's doch nicht. Die Ohren sind gemeint, bei der Voraussetzung, dass die Eingeborenen früher keine Spiegel kannten. —

Besondere Namen haben sie noch für Weiber, welche mit anderen Männern anbändeln šitjo, für eine Diebin manako, für eine Giftmischerin ši pa-nanai.

Ein besonderes Zimmergewerbe ist bei den Eingeborenen nicht vorhanden; vielmehr werden die Häuser unter Zuhülfenahme guter Freunde und Verwandten von dem Interessenten und dessen Familienangehörigen errichtet. Da die Hütten ausschliesslich aus Balken von Holz und viel Bambusrohr hergestellt werden, so kennen sie die Thätigkeit eines Maurers nicht. Beim Bau des grossen Hauses für das Dorfoberhaupt helfen die Gemeindeglieder mit.

Die typische Form der Häuser ist der Pfahlbau. Die kleinen Familienhäuser stehen auf 8—10 Pfählen von 2,50 bis 3 m Höhe und sind in ihrer Grundfläche rechteckig gehalten. Eingekerbte Baumstämme führen als Treppe über eine kleine Veranda zu dem einzigen Raum, den sie enthalten. Im hinteren Teil desselben befindet sich der gleich mit dem Hause eingebaute Kochherd, welcher das wesentlichste Repräsentationsstück der Häuslichkeit ist. Der Fussboden ist aus Bambusstäben hergestellt, das Dach oft mit schön ausladenden Giebeln aus Atap d. h. mit den starken Blättern der Nipapalme gedeckt. Unterhalb des Daches werden die Hausgeräte placiert, während der unter dem Hause befindliche Raum, welcher von den Pfählen begrenzt wird, für das Aufhängen kleiner Käfige oder zur Aufbewahrung von Brennholz bleibt. Bei reicheren Leuten ist er noch umlattet und dient als Stall für das schwarzgraue, unansehnliche Borstenvieh, welches mehr



Kochherd
in der Sammlung des Kgl. Museum für Völkerkunde Berlin.

wilden Schweinen als zahmen Hausgenossen ähnlich sieht. Die Pflöcke, welche die Balken zusammenhalten, überhaupt den Hauptverband des Hauses bilden, sind Tierformen, besonders Vögeln nachgeahmt.

Es werden folgende Bauarten unterschieden: das grosse oder Häuptlingshaus ūma š'a-bäu, das kleine Familienhaus läläp und das Haus für junge Leute, in welchem sie mit ihrem Mädchen hausen, rušuk. In den Gärten der Eingeborenen haben sie zwei Arten Häuser. Das sichtbar gebaute šapou ši ma-būak und ein versteckt liegendes šapou kańu. Im ersteren kochen sie Essen und haben ihre Gerätschaften zum Landbau darin, das letztere ist sehr klein und dient den Eingeborenen als Rendezvousplatz des Abends; hier kommt Mann und Frau oder Junggeselle mit seinem Mädchen zusammen; es enthält weiter nichts als eine Lagerstätte für zwei Personen, um dort Schäferstunden zu geniessen. Es ähnelt in dieser Beziehung dem netten, allerliebsten rušuk in den Dörfern. Besondere Mischstile in den Bauten giebt es in ši Oban nicht.

Der vornehmste Bau natürlich im Dorfe ist „das grosse Haus". Es ist Eigentum des Dorfoberhaupts und gewöhnlich von 50—60 m Länge bei einer Breite von 12—15 m. Thatsächlich ist ein solcher Bau nur ein kolossales Dach (sogenanntes Satteldach) mit gewaltig ausladenden Giebeln, welche neben Grösse die charakteristische Zier des Hauses ausmachen. Die Diele ist von Bambusstäben oder rohen Brettern hergestellt, auf derselben erheben sich niedere, kaum nennenswerte Wände mit fensterähnlichen Luftlöchern. Im Innern befindet sich dann die Balkenkonstruktion, welche das massige Dach trägt. Der Hauptbalken im Häuptlingshause ist stets schön ornamentiert. Je nach den Verzierungen nennt man diesen Balken; z. B. schmücken ihn Tiere, wie der Hirsch, dann heisst er käräkat oder tulań-an šä-šä auch ši ma-šura. Sind Affenarten in demselben eingeritzt, dann giebt es tulań-an djōdja (xinku) tulań-an ma djäpdjäm (eine Affenart, die in Sumatra nicht vorkommen soll), tulań-an sitäu (monjet baharu), tulań-an bīlou (Gibbon). Weiter giebt es von den mit Tieren gezierten Balken tulań-an gougou (Hahn), tulań-an



Das grosse Haus uma š'a-bäu

ša koko (Schwein), tulaṅ-an manjori (Adler, Falke), tulaṅ-an ūa (mal. puxung) endlich noch tulaṅ-an labai (Reiher).

In Pageh tenga sollen die Balken nur mit taka arīgī d. h. Ornamenten verziert werden und finden sich eingeschnittene Tierfiguren bloss an den Wänden.

Ausserdem zeichnet sich noch das grosse Haus durch eine Anzahl von Frauenkammern, 3 oder 6, aus, die nach der Hinterseite des Hauses liegen und daselbst durch einen Gang getrennt zu je 3 liegen, dieser führt zur Ausgangsthür auf die Veranda; ebenso ist neben den vier Hauptthüren des Hauses noch auf jeder Seite der Kammern eine Thür zur Seitenveranda. Über die innere Einrichtung habe ich bereits im Kapitel 1 gesprochen. An dieser Stelle möchte ich nur noch einige Worte über den Bau eines solchen Hauses mit den damit verbundenen Zeremonien hinzufügen. Es beteiligen sich an demselben die Anverwandten, sowie Dorfleute, auch der rimata selbst und ši kärai. Zunächst werden mehrere 8—10 Fuss hohe Pfähle als Unterbau des Hauses, auf dem es zu stehen kommt, in das Erdreich gegraben. Diese Pfahlanlage hat den Zweck, das Gebäude bei Überschwemmung zu schützen; ebenso können wegen der auf den Inseln herrschenden Feuchtigkeit die Häuser nicht auf dem Boden gebaut werden. Um in das Innere zu gelangen, führen je nach der Entfernung vom Ufer mehr oder minder grosse Laufbrücken, die desto niedriger werden, je mehr sie von den Häusern entfernt sind. Der Aufbau eines solchen Hauses dauert oft 2—3 Jahre.

In ši Berut herrscht der Brauch, wenn ein neues Haus erbaut worden ist, dasselbe durch ein Menschenopfer zu weihen. Eine Anzahl Bewaffneter eines Stammes zieht aus und sucht sich ein Opfer im Nachbarstamm, welchem der Kopf, die Arme und Beine abgeschlagen werden. Diese drei werden dann in dem neuen Hause 3 Tage lang aufgehangen, dann zur Begräbnisstätte gebracht und dort niedergelegt. Während der Brustkorb des Erschlagenen dadurch zerstückelt wird, dass jeder der Ausgezogenen hineinschlägt. Jeder Kopf, ob Mann Frau, Kind, ist als Einweihungsopfer den Insulanern genehm.

Als Wahrzeichen schneiden sie denselben in einem der Pfosten der Hausthür ein. In ši Oban herrscht die Sitte der Kopfjägerei nicht mehr.

Alle verheirateten, sowie ledigen Männer gehen abends, nach Eintritt der Dunkelheit, 6—$^1/_2$ 7 Uhr, nach dem grossen Hause, wo sie eine Schlafstätte unter einem Moskitonetz finden. Den Gebrauch dieses Netzes, sowie den Stoff dazu haben die Eingeborenen von den chinesischen und malayischen Händlern kennen gelernt. Gewöhnlich bleiben die Männer 2 Stunden im Häuptlingshause, gehen dann nach ihrem eigenen zurück, oder nach dem rušuk, wie es die Junggesellen machen. Auch Frauen schlafen im grossen Hause zuweilen, wenn es ihnen gefällt.

Treffen sich nun mal zwei Leute dort zusammen, von denen einer der Bruder seiner Schwester ist und diese von dem anderen geliebt wird, dann richtet der Liebhaber es so ein, damit der Bruder nichts erfährt, dass der andere nachts zu seiner Schwester gehen will, dass sie auf entgegengesetzten Seiten zu schlafen kommen, damit einer den anderen nicht gleich sehen kann, wenn er fortgeht.

Ist nun ein Häuptlingshaus mal im Laufe der Jahre baufällig geworden, so dass sich die Notwendigkeit eines Neubaues geltend macht, dann wird nach einem geeigneten Bauplatz gesucht und dem Besitzer des betreffenden Stück Landes einfach gesagt, wir wollen auf deinem Grund und Boden ein neues, grosses Haus errichten. Ohne jedwede Entschädigung hat dann der Eigentümer des Grundstücks dasselbe unentgeltlich abzutreten.

Frauen beteiligen sich nicht bei den Arbeiten zum Hausbau.

Aus dem alten Hause werden dann sämtliche Fetische, wie ka čaila, die an einen Thürpfosten gebunden wird, dann die geheiligten Hirsch- und Affenschädel, die Schilde der Schildkröten, dann die grossen Musikinstrumente, wie ka täuba, tudūkat, goṅ und bulūan hinübergebracht und an bestimmten Plätzen wieder placiert.

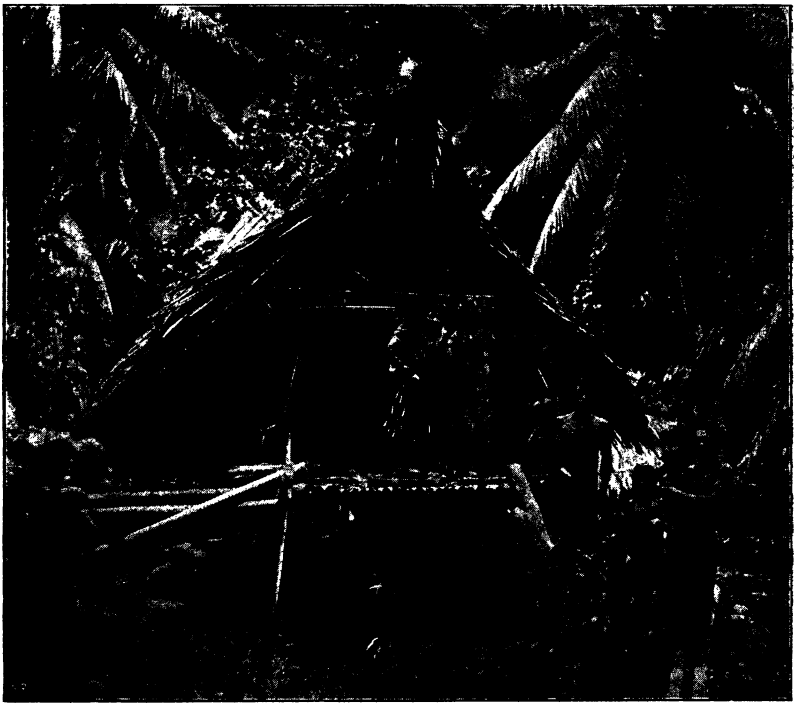
G a n z e D o r f a n l a g e n. Die Dorfanlagen sind vollkommen unregelmässig ohne jedwede Strassenanlage. Typisch ist bei ihnen nur,

dass sie weit aufwärts des Flusses liegen, damit die Bewohner sich gegen räuberische Einfälle schützen und besser im Fluss baden können. Ein Eingeborener führte mir noch als Grund für diese allgemein herrschende Anlage der Dörfer an, dass diese vorherrschende Lage auch für die primitive Schweinezucht besser sei, da die Schweine nicht im Meerwasser baden dürfen, weil es sonst keine Ferkel giebt. Die Eingeborenen aller Inseln leben flussaufwärts am Ufer und nicht im Innern des Landes. Dasselbe ist vielmehr von dichtem Urwald beschattet. Ganz ohne Zusammenhang mit der Dorfanlage findet man im Walde öfters grosse, lange Schuppen, gewöhnlich in der Nähe des Meeresufers, worunter die Eingeborenen bei grossen, allgemeinen Fischzügen ihre Fische aufbewahren oder rösten; ebenso sind die Bootsschuppen am Flussufer entfernt vom Dorfe isoliert angelegt; endlich bilden noch die kleinen entferntliegenden Gärten der Eingeborenen wieder Siedelungen für sich. Die Grösse der Dörfer ist natürlich auch sehr schwankend und richtet sich nach der vorhandenen Anzahl der Familienhäuser läläp; diese können die ši ka lä-lāgat in der Regel besser angeben, als die vorhandenen rušuk's. In tai bänūma sind z. B. 25 Stück. Der Grund ist darin zu suchen, dass die Leute wissen, in wie viel Teile ein Affe beim pūnän geteilt wird, da nur die läläp-Bewohner davon erhalten. Ist jedoch in einem solchen Familienhause der Mann oder die Frau gestorben, erhält die Hütte keinen Anteil von den dem pūnän geweihten Tieren. Auch kennen die Eingeborenen nicht Kommunaleigentum; bei ihnen giebt's nur Besitztum und besitzloses Land, wozu die Berge und höher gelegenen Urwaldstücke an den Lehnen der Berge oder wohl besser gesagt Hügelketten gerechnet werden.

Aborte. Dass die hygienischen Anschauungen bei einem Volk, wie die Mentawai-Insulaner, auch noch sehr der Verbesserung bedürfen, mag nicht überraschend klingen, zumal der geehrte Leser aus all den vorangehenden Seiten bereits zu der Erkenntnis der Primitivität des Volkes gekommen sein dürfte. Es wird deshalb nicht unglaublich klingen, wenn ich berichte, dass

die Eingeborenen die Anlage von Aborten nicht kennen; und dennoch haben sie eine vorzügliche Einrichtung, die billiger und ebenso gut wie unsere Kanalisation funktioniert, sie bedienen sich des einfachsten Schwemmsystems der weiter zum Flusse sich heraufbewegenden Flutwelle, welche alle Exkremente dem Meere zuführt.

Etwas böser siehts jedoch in den Dörfern mit der Fortschaffung von Asche und Kehricht aus; dieser bleibt einfach vor oder unter der Hütte liegen, wo er gerade hingeworfen wird; dass sich dabei allerlei wenig parfümöse Gerüche in einem Dorf breit machen, geniert die Eingeborenen wenig; so war's seit alten Zeiten, sagte mir ein älterer Mann, und so wirds wohl auch noch für unabsehbare Zeit bleiben — eine Logik, die wir ja bei uns auf dem Lande auch noch öfters antreffen. Regelrechte Befestigungen sind den Leuten unbekannt gewesen, sie kennen nur das Sperren des Flusses durch hineingelegte Baumstämme, wenn sie angegriffen werden. Was nun die innere Einrichtung eines typischen Hauses betrifft, so besteht dieselbe aus einem einzelnen, grossen Raum, an dessen hinterer Wand sich der mit dem Hause engverbundene, unverrückbare Kochherd befindet, welcher das Hauptinventarstück einer mentawaischen Einrichtung bildet. In den Nähten des Atapdaches stecken eine Menge neuer Pfeilspitzen, welche als Vorrat dort aufbewahrt werden. Hübsch geflochtene Körbe, die gewöhnlich an Dachlatten mittelst einer Rotangschnur befestigt waren, Sagobehälter aus einfachen Bambusröhren, Beile mit importierten Eisenteilen, auch Feilen ergänzten die Hausgeräte. Zur weiteren Komplettierung gehört auch ein sehr beliebtes Musikinstrument lä-läga, bestehend aus 4 ca. 1 Fuss langen Hölzern, die auf die Oberschenkel gelegt und dann mit 2 Schlägeln geschlagen werden. Trotz der Monotonie des Klanges hatte gerade die ungemein primitive Art der Herstellung, sowie die einfache Technik des Spiels, mit der die oft willkürlichen Weisen zur Geltung kamen, für mich einen besonderen Reiz. Ferner sah ich noch Löffel aus Kokosnussschalen, Feuerzangen aus Bambus, ebenso Haarauszieher von gleichem Material. Als Schlafstätte dient eine latten-



Ein typisches Haus sog. läläp.

artig angefertigte Matte. An dem Hauptbalken befestigt, ist der kleine Hausfetisch, die ka čaila; als weitere Ausschmückung des Raumes dienen auch die Rückenpanzer von grösseren Taschenkrebsen, sowie der Schnabel des Nashornvogels. Manchmal werden die Hausgeräte durch kleine Kerbschnitzerei verziert, jedoch selten; auch eingeritzte Ornamente findet man bisweilen auf den Bambussachen. — Eine besondere Zunft der Besenbinder giebt es nicht, da alle Leute Hausgeräte fertigen können, so auch Besen, deren Haare aus (mal.) pohon kaju hergestellt werden.

Als Schluss des III. Abschnitts möchte ich die Kunst der Mentawai-Insulaner zu schildern versuchen und mich zunächst dem einfachsten Grundbegriff derselben, des Stils, zuwenden. Bei näherer Betrachtung dieses Wortes fällt uns wieder ein, dass es seinen Stamm in dem griechischen stylos-Griffel hat und somit die Art und Weise bezeichnet, in der ein Gegenstand durch diesen zur Anschauung gebracht wurde. Die unmittelbaren Erzeugnisse des Griffels sind die geschriebenen und gemalten Werke, im weiteren Sinne übertragen nennen wir stilvoll die Architektur, Sculptur und Musik. — Dass der Stil in den verschiedenen Ländern unter dem Einfluss des Klimas, Materials, den Bildungsgrad eines Volkes und des Einzelnen verschieden ist, versteht sich von selbst. Im ästhetischen Sinne ist stilvoll nicht immer gleichbedeutend mit schön; stilvoll ist aber immer charakteristisch. Der Buffonsche Ausspruch „le style c'est homme“ hat somit in letzterer Beziehung seine volle Berechtigung. Bei den Mentawai-Insulanern liegt nun die Force ihres Stils in linearischen Figuren. Die Frage über die Entstehung des Ornaments hat man früher sehr leicht genommen, während man heute mit anthropomorphen, zoomorphen, biomorphen, physicomorphen Elementen rechnet. Es giebt in der Kunst von Naturvölkern keine geometrischen Ornamente, sondern linearische Figuren. Sobald Ornamente auftreten, denken sich Naturvölker etwas dabei. Sie interpretieren oder symbolisieren das Muster. Die Kunst der Eingeborenen, wenn man überhaupt im Sinne einer solchen von derselben reden möchte, findet demnach

gleichfalls ihre höchste Entwicklung in linearischen Figuren. Da sind es besonders *die taka arīgī*, die Verzierungen des Hauptbalkens der grossen Häuptlingshäuser, neben diesen, aber primitiver, finden wir Tiere in eingeritzter Manier, auch als *Flach-Relief auf Thüren* als Verzierung.

Auch verstehen die Insulaner, aus dem Wachs wilder Bienen *Tiere* roh nachzuformen und kleine Ornamente zu bilden; aus dem gleichen Material verzieren sie mit Perlen und roten Fruchtkörnern zuweilen *die Deckel ihrer Pfeilköcher*. In der Schnitzerei sind es *Griffverzierungen von Löffelstielen und Pflöcke*, welche einzelne Balken im Hause zusammenhalten, denen namentlich Tierformen gegeben werden; auch verstehen es die Eingeborenen, in den *Puppen ihrer Kinder* die menschliche Gestalt roh nachzuahmen, Vögel aus Holz zu schnitzen, die sie zur Verzierung ihres Heims benutzen. Weiter ritzen sie in den Wänden ihrer Häuser oft *kleine Abbildungen* von *Tieren* oder *Ornamenten* ein, letztere finden sich auch noch an den Enden der *Bogen* und haben dort besondere Bezeichnungen.

Bezüglich der taka-arīgī, der Hauptzier im grossen Hause, ist zu erwähnen, dass in diesen die Spirale die weitausgeprägteste ist; besonders sah ich sie noch in der Form des laufenden Hundes, jenes reizenden Ornaments, welches die alten Griechen schon so vorteilhaft zu verwenden wussten. In ši Berut giebts auch sogenannte ta lañ-an oder kärä-kat ši ri-ma-ma d. h. Menschenbalken, welche mit Schädeln verziert und auf denen Menschenfiguren eingeritzt sind, ebenso Hirschbalken mit Abbildungen dieses Tieres. In den Blättern aus dem *Zeichenbuch der Mentawai-Insulaner* habe ich versucht, die verschiedenen Formen und Auffassungen der Eingeborenen, wie sie selbige zeichnerisch wiederzugeben vermögen, fixieren zu lassen. Ich möchte jedoch bemerken, dass sie die Kunst des Zeichnens mit einem Stift oder einer Feder nicht kennen, sondern nur durch Einritzen mit scharfen Gegenständen. Auch ist es nicht statthaft, (ta kä-käi-käi), dass Männer Frauen abbilden dürfen. Zu der Kunst im weiteren Sinne rechne ich noch das Tätowieren, wo-

8





ši m'-aila.

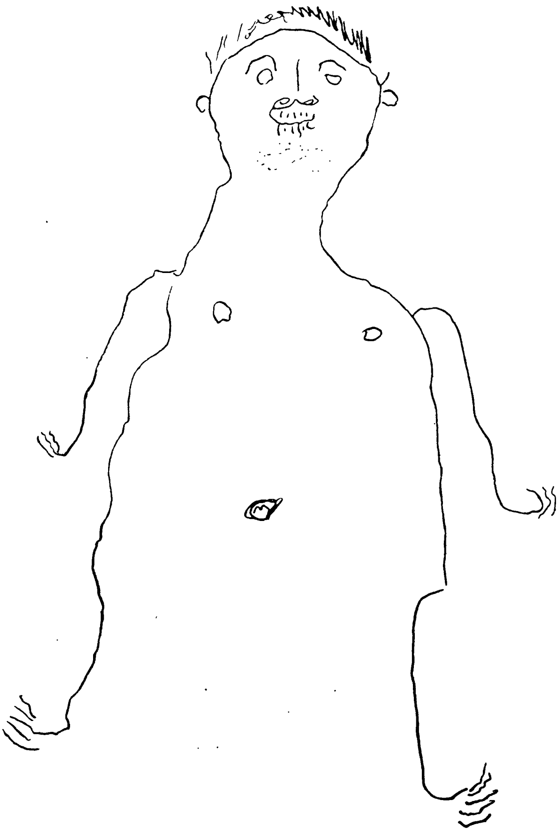
rauf ich in einem besonderen Abschnitt noch einzugehen habe; ferner das Filieren, Flechten, welches durch Körbe und Käfige repräsentiert wird, ebenso das Herstellen kleiner Boote, Häuser, erstere für Kinder, letztere, wie sie dieselben für uns machten.

Endlich sind einige Insulaner noch hervorragende Portraitmaler. Ich hatte dem Insulaner ši m'-maila (d. h. der Verschämte) eine Sitzung gewährt und wird die Kunst seines Stiftes, welcher ein Konterfei von mir entwarf, alles andere besagen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt dürfte es an dieser Zeichnung interessant erscheinen, auch hier die alte Beobachtung bei Naturvölkern zu machen, dass sie die Zahl der Zehen und Finger sehr rigoros behandeln. Für gewöhnlich ist die Zahl 3 vorhanden; eine Formenwelt als solche ist für die Naturvölker noch nicht vorhanden.

IV. Das tägliche Leben der Eingeborenen.

Vorrichtungen zum Feuermachen. Ich möchte mich jetzt mit meinen Betrachtungen dem täglichen Leben der Eingeborenen zuwenden und zunächst die Vorrichtungen zum Feuermachen berühren. Das Herdfeuer spielte ja schon in alten Zeiten bei Ägyptern, Griechen, Römern ebenso wie bei unseren Vorfahren eine Rolle in ihren heidnischen Begriffen, auch auf den Mentawai-Inseln finden wir Gebräuche, die des Erwähnens wert sein dürften.

Zum Feueranzünden benutzen die Eingeborenen alle möglichen Holzarten. Noch heute wird das Feuer angerieben; es geschieht dies derartig, dass sich ein Eingeborener hinhockt und mit seinen Zehen ein Stückchen Holz festhält, in welchem er eine kleine Höhlung gemacht hat. In diese setzt er ein anderes Stäbchen dünnen Holzes, welches er quirlartig mit beiden Händen dreht. Durch die Reibung beider Stäbchen entsteht



Alfred Maass nach einer Zeichnung des Eingeborenen ši m'-aila.

ein brauner, feinpulverisierter Staub, welcher zu glimmen beginnt und dann zum Feueranmachen benutzt wird. Gewöhnlich bedienen sich die Eingeborenen hierzu des Holzes vom Upasbaum omai (mal. ipu) Antiaris toxicaria. Die hier eingefügte Abbildung zeigt eine typische Darstellung, wie das Feuer durch einen Eingeborenen angerieben wird. Wollen sich die Eingeborenen nicht der Mühe unterziehen, auf die beschriebene Art Feuer zu gewinnen, suchen sie sich es vom Nachbar zu verschaffen. Für gewöhnlich erhalten sie das Herdfeuer unter der Asche glimmend, damit sie es auch nachts schnell finden können, um beim Bedarf grösseres Feuer dann schnell anzufachen. Zündhölzer nach schwedischer Art sind bereits auf der ganzen Gruppe bekannt und stammen aus japanischen Fabriken. Ich fand in ši Oban zwei Arten vor, welche ich später noch in der Beschreibung meiner grossen Sammlung für das Königliche Museum für Völkerkunde in Berlin erwähnen werde. Die Eingeborenen unterscheiden Herd-, Wärme- und Rauchfeuer; ebenso kennen sie den Gebrauch des Feuersteins und Eisens, welche beide importiert werden.



Die Art und Weise, das Feuer anzureiben.

K o c h g e s c h i r r. Ausserordentlich primitiv ist das Kochgeschirr der ši ka lä-lāgat. Es besteht aus einer Anzahl g r ü n e r B a m b u s c y l i n d e r, welche, sobald die Mahlzeit gar, aufgespalten werden; e i n p a a r N ä p f e a u s K o k o s n u s s, aus ebensolchem Material gefertigte L ö f f e l, sowie einige H o l z s c h ü s s e l n, ist eigentlich alles, was die Insulaner bedürfen. Einigen Wandel, natürlich durch Einführung von irdenen Näpfen, Tellern hat hier und da der Tauschhandel schon gezeitigt, doch gilt dies heute noch für wenige Ausnahmen und finden wir dergleichen Gegenstände hauptsächlich beim rimata.

B e s t a n d t e i l e d e r N a h r u n g. Von den Bestandteilen der Nahrung dürften die wichtigsten das Salz und das Öl sein. Ursprünglich salzten die Insulaner ihre Speisen durch Kochen mit Meerwasser, da sie die Gewinnung des Salzes durch Verdunsten aus demselben nicht kennen; erst der Handel schaffte hierin wieder eine Neuerung, indem er durch malayische Händler von Sumatra aus das Salz einführte. Dagegen wissen die Eingeborenen aus den Kokosnüssen Öl zu gewinnen.

Die Bereitung geschieht auf folgende Art: Die Kokosnüsse mit ihrer grünen Schale werden auf einem zugespitzten Stück Holz gespalten und so von ihrer äusseren Umhüllung befreit. Dann wird der Kern freigelegt und die in demselben befindliche sogenannte Kokosmilch ausgelassen. Nunmehr wird das zarte, weiche Fleisch auf einer Raspel, die aus der Blattrippe der Kokospalme hergestellt ist, gerieben und dann tüchtig mit den Händen ausgequetscht. Der dem Fleische entquellende weisse Saft in einer Schale aufgefangen und bis zum Einkochen gebracht. Das Öl scheidet sich aus und die Kokosnussreste, welche sich eventuell noch im Saft befinden, bleiben als Grieben auf dem Boden zurück, während das Öl abgefüllt und in Bambuscylindern verwahrt wird.

Die Eingeborenen verstehen nur zu kochen und ihre Fische zu rösten; braten können sie nicht.

D i e t ä g l i c h e S p e i s e k a r t e. Im weiteren Verlauf meiner Schilderung dürfte es dem Leser nicht uninteressant erscheinen,

wenn ich ihn jetzt mit der täglichen Speisekarte der Eingeborenen bekannt mache. Dass sich gerade für den verwöhnten Magen eines Gourmand Genüsse in dem Speiserepertoir der ši ka lä-lägat befinden, möchte ich nicht behaupten, dennoch aber liefert ihre Insel Freuden für den Gaumen, die dem Reisenden ein sehr angenehmes Äquivalent neben seinen Konserven und dem unumgänglichen Reis bieten. Da sind es besonders eine Anzahl kleiner zarter Seefische 1. tabat (mal. tamban) und Krabben, 2. tu-ṭu-ät (udang sai), neben den wohlschmeckenden Bananen und der Papaja.

Die Hauptnahrungsbedürfnisse der Eingeborenen bestehen aus Früchten, Fischen, Krebsen, Muscheln und den ihnen heiligen Tieren.

Von Früchten benutzen sie folgende Arten: Sago, Kladdi, laikät (mal. ubi gägä) (Batatas edulis); Bananen bago (Musa paradisica) kennen sie in 6 Arten; wilde Ananas, Papaja ši kailo; Kokosnüsse toität (mal. pohon klappa) (Cocos nucifera); lamodó (mal. pario) eine Schwammkürbisart (Luffa acutangula) mit bitterem Saft, aus welcher die roten Kerne gegessen werden.

Von Fischen dienen ihnen zur Nahrung: Besonders die schon erwähnte kleine Art tabat (mal. tamban), dan kapala (mal. nauin), ' mäira (mal. galamba), labo (mal. katumbang), katu-tu (mal. alu alu), eine Art Sardelle oder Meeräsche (Sphyräna), šou-šou (todak) Sägefisch, küràt (mal. kerapu) (eine Art Serranus) Sägebarsch, ši maña (iu) der Haifisch, ši butä ba*γ*a (mal. belanak) Meeräsche oder djumpul (Seebarbe), pa-šä-šäñau (arau), ši ma-rou (mal. mukui), lukuk (mal. garapu), iba moña (mal. bādac), padäman (mal. tjanku), ši maitäp (mal. bajan), surou täi-täi (mal. ambu ambu), der Bonite ein Thunfisch (Thynus pelamys L.), dod-dod (mal. kerung-kerung), kirip (mal. matjo), kanašai (mal balana) Meeräsche; barugäi (mal. gagu), iläk (mal. panjan) Aal, golak (mal. limä) eine Art Seelaal, takä lañiri (mal. bona), kailäa (mal. tadji-tadji), pa-mä-māla (mal. marang) ein flunderförmiger Fisch, tutuk täi-täi (mal. supi-supi), ladjāri (mal. stu), buluk kolä (mal. balēdang), poi (mal. pari-pari) Roche, udun-

an) (mal. kio-kio), ši mä-mä (mal. kurau) (Polynenus), ma-ša-ša (mal. sikik kare).

Von Krebsen lassen sich die Eingeborenen folgende gut schmecken: tu-tu (mal. udang gala), tu-tu-ät (mal. udang sai).

Von Muscheln geniessen die Eingeborenen mehrere Arten von kopäk (mal. lokan bakau) Name für Muschelarten der Gattung Tapes und Spondylus.

Trotz der Reichhaltigkeit an Nahrungsmitteln verschmähen es die Insulaner nicht, auch noch Haarläuse und eine dicke, fette Larvenart zu geniessen, die unseren Engerlingen gleicht und von einem Käfer njuk-njuk (buang), einer grossen Maikäferart, abstammt. Als ich einem Eingeborenen meinen Abscheu gegen das Essen von Läusen auszudrücken versuchte, antwortete er mir ganz treuherzig: „Wir essen die Läuse, weil sie unsere Kinder essen.“ In der Regel werden dieselben von den Eingeborenen nur mit den Zähnen zerquetscht und dann ausgespieen.

Im allgemeinen werden von ihnen 3 Mahlzeiten am Tage eingenommen und zwar des Morgens 7 Uhr, mittags 12 Uhr und abends 5 Uhr.

Zum Dejeuner (ma-kom matjäp) giebts Kladdi mit geriebenen Kokosnüssen darüber und Fische; trinken thun die Eingeborenen nichts dazu. Das Mittagsmahl (mu-djūrut tago) besteht aus gekochten Bananen mit Kokosnussmilch, die mit dem geriebenen Fleisch der Kokosnuss gemischt werden. Serviert wird dies Gericht auf einem zusammengefalteten Bananenblatt und dann ausgelöffelt; gewöhnlich verspeisen sie dieses Mahl in ihrem Garten. Abends (ma-kom šoibo) giebts dann Klösse (šubät) von gekochtem Kladdi mit geriebener Kokosnuss; auch bevorzugen die Eingeborenen ein Gericht ši bogdjan von gar gekochtem Sago unter Zusetzung von Kokosnuss mit etwas Wasser. — Neben diesen Hauptmahlzeiten giebts auch noch solche in der Zwischenzeit, jedoch sind diese ganz der Willkür der einzelnen überlassen. — Kommen grössere Stücke, wie z. B. im pūnän Hirsch, Affe, Schwein oder Schildkröte zur Bereitung einer Mahlzeit vor, so werden diese auch in Bam-

busbehältern gekocht und sehr zerkleinert, um die Verteilung dann an alle Familienhäuser bewirken zu können. — Fleisch kochen sie nie mit Pflanzennahrung zusammen. — Ist z. B. ein Affe geschossen worden, wird er über Feuer gehalten, abgesengt, dann aufgebrochen und ausgeweidet, gewaschen und gereinigt, dann geteilt und in Bambuscylindern gekocht mit etwas Wasser; ist er genügend gar, setzen die Eingeborenen ein bischen Meerwasser zu, um das Fleisch zu salzen. Noch grössere Tiere, wie der Hirsch, werden auf ein rollenartig eingerichtetes Gestell gelegt, auf dem sie beim Absengen hin und her gezogen werden können.

Gebotene und verbotene Speisen. Alle Tiere, die eines natürlichen Todes sterben, dürfen von Verheirateten nicht gegessen werden, wohl aber von Junggesellen und Mädchen, Witwern oder Witwen; wenn ihre Kinder leben, dürfen auch sie gefallene Tiere nicht essen, dagegen ist ihnen gestattet, wenn sie keine Kinder haben, die gestorbenen Tiere zu geniessen. Stirbt zum Beispiel ein Schwein im Dorfe, darf es nur von den Unverheirateten verzehrt werden und von den kinderlosen verwitweten Leuten. — Ein besonderes Vorrecht in Speisen geniessen weiter die Junggesellen; sie dürfen Eichhörnchen, zwei Schildkrötenarten, Leguane, Schlangen, tote Hühner, auch wenn sie diese Tiere tot finden, essen. Den Verheirateten sind die benannten Tiere verboten, weil sie von dem Genuss derselben krank werden. — Das Essen kann von beiden Teilen einer Ehe gekocht werden, aber es ist gebräuchlich, dass es die Frau in einer Haushaltung bereitet.

Tabak. Zu den weiteren Genussmitteln der Eingeborenen zählt der Tabak (ubä). Die grünen Blätter desselben werden am Feuer auf Gestellen mit Namen ši lana getroknet, dann in armdicke Bambusbehälter hineingepresst und bleiben so 1—2 Jahre im Hause stehen, um eine Art Fermentierungsprozess durchzumachen. Da die Insulaner leidenschaftliche Raucher sind, so kommt es auch vor, dass die getrockneten Blätter gleich benutzt werden. Natürlich ist der von ihnen gewonnene Tabak kein erstklassiges Gewächs; die Hauptsache ist bei ihnen, dass

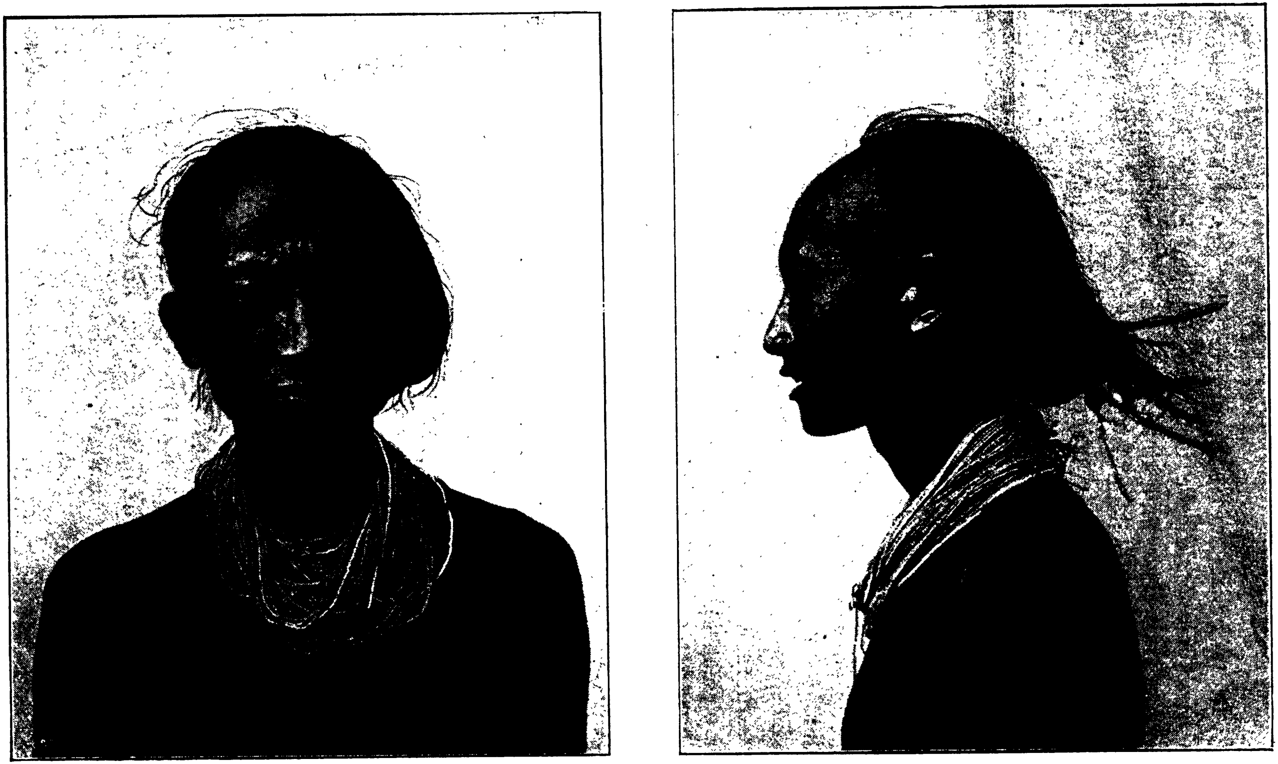
es raucht; als Deckblätter benutzen sie grüne Bananenblätter. — Die von den ši ka lä-lägat so gewickelten Cigarren haben dann im frischen Zustande den respektabelen Durchmesser von 2—2$^1/_2$ cm, während das Mundstück breit gekaut wird. In alten Zeiten waren Tabakspfeifen in ši Oban bekannt, heute sind sie verschwunden. Den Tabak bauen die Eingeborenen in ihren Gärten in kleinen Parzellen an und sie legen nur darauf Wert, dass er durch Ausziehen des Unkrautes von demselben freigehalten wird. Schnupfen und Kauen des Tabaks ist bei ihnen nicht Sitte, dagegen rauchen Männer, Frauen und Kinder.

Alkoholika. Ein grosser Segen für die Eingeborenen ist es, dass Alkoholika noch nicht auf den Inseln ihren Einzug gehalten und die Regierung mit unnachsichtlicher Strenge Übertretungen fahnden würde; andererseits der verhältnissmässig kleine Tauschhandel und die genaue Kenntnis des Regierungs-Agenten von sämtlichen handelnden Prauen dies Verbot nach besten Kräften unterstützt, wozu noch seine strenggläubige Religionsanschauung als Anhänger des Propheten gleichfalls wesentlich beitragen dürfte. Dagegen wissen die Eingeborenen aus dem Rindensaft von paola auch poula (mal. pohon anu anu) der Arengpalme (Arenga saccharifera) ein süsses, nicht berauschendes Getränk zu machen.

Lampen, Leuchter, Fackeln. Zur Beleuchtung ihrer Räume bedienen sich die Eingeborenen einer Anzahl Fackeln, aus verschiedenem Material hergestellt; in neuester Zeit sind auch von Händlern kleine Glaslämpchen palitoat mit Docht, (einfach gedrehtem Volldocht,) für Kyrosin tula polak oder Kokosnussöl eingeführt worden, doch kamen dieselben noch sehr vereinzelt vor. Leuchter habe ich niemals gesehen, auch sind dieselben den Eingeborenen wohl unbekannt, da wir ihnen erst einige Lichte schenkten. Die Benutzung der Fackeln kišou geschieht in und ausser dem Hause und habe ich bereits an verschiedenen Stellen dieselben erwähnt, sowie beschrieben.

Körperpflege. Auch der Körperpflege widmen die Eingeborenen einen grösseren Teil ihrer Zeit. Oben an in hygienischer Beziehung stehen die Flussbäder. Sie baden bis zu

fünfmal des Tages. Das letzte mal um 6 Uhr abends nur im Fluss, der sich langsam an ihrem Dorfe vorbeischlängelt. Nach dieser Zeit noch zu baden, halten sie aus religiösem Bedenken nicht für ratsam, da dann der š'a-nitu ihnen etwas böses zufügen und das käčat die Seele mit einem Messer verwunden könnte. Dieses würde dann dem Arzt ši käräi sagen: „Ich bin verwundet", welcher nun helfen muss, um das Leben des so gefährdeten Eingeborenen zu erhalten. Während des Badens reinigen die Eingeborenen gleichzeitig mit den Fingern ihre Zähne. Die Ohren reinigen sie vermittelst einer Hahnfeder. Auch verstehen die Eingeborenen, welche Moskitonetze besitzen, diese, sowie ihren Hüftschurz aus importierten Stoffen, zu reinigen. Es geschieht dies durch eine Frucht mutäi (liman antu), die Riesenorange oder Pompelmus, citrus grandis auch decumana genannt. Sie drücken den Saft auf das zu reinigende Stück, reiben es tüchtig mit der Frucht und spülen es gut mit Süsswasser des Flusses nach. Auch haben sie eine Wurzel bakala (ubi gading) zum Waschen. Dieselbe wird auf einer Raspel gerieben. Die geriebene Masse benutzen sie dann gleichfalls an Stelle unserer Seife zum Reinigen. Zur Pflege ihres schwarzen öfters sanft welligen Haares bedienen sie sich kleiner Kämme mit engen Holzzähnen, deren Griff aus Schweineknochen hergestellt und zuweilen mit kleinen Bandmustern versehen ist; auch solche von Schildpatt werden benutzt. Damit das Haar einen schönen, matten Glanz erhält, fetten es die ši ka lä-lägat mit dem Öl der Kokosnuss ein. Früher wurde das Haar nicht geschnitten, seitdem die Händler Messer und Scheeren eingeführt haben, schneiden sie es, besonders bei kleinen Kindern. Kinder, deren Eltern ein Scheeren nicht wollen, tragen die Haare lose und lang; die Nägel beissen sie sich gewöhnlich ab, während ältere Personen sich der importierten Messer oder Scheere zum Verkürzen derselben bedienen. Als Kosmetikum bedienen sich die Eingeborenen einer Wurzel kinäu (kuni), Fibraurea chloroleuca Miers, mit dieser reiben sie den Körper nach dem Bade ein, welcher dann eine gelblich glänzende Farbe annimmt. Besonders Mädchen und Jünglinge lieben es, sich dieses Schönheitsmittels zu bedienen.



Eingeborener mit entfernten Stirnhaaren und Haarschopf.

In ta bekat auf ši Berut herrscht der Gebrauch, wenn die Eingeborenen dieser Ortschaft in den Krieg ziehen, ihre Gesichter mit Russ und kinäu, welches mit Kokosnussöl angerieben wird, zu bemalen.

Haartracht. In wenigen Worten habe ich mich bereits über die Pflege der Haare geäussert. Ich möchte jetzt derselben meine fernere Aufmerksamkeit widmen. Bei den Eingeborenen der Mentawai-Inseln herrscht die Sitte, dass sie die Barthaare, Augenbrauen, einen Teil der vorderen Stirnhaare, die Schweisshaare unter den Armen und auf der Brust mit einer Pinzette ausreissen, deren federnder Teil durch ein frisch zusammengedrücktes Blatt hergestellt ist. Wahrscheinlich geschieht es auch bei den Schamhaaren, doch war es mir nicht möglich, es genau festzustellen. Seit der Einführung von Messern rasieren sie auch die Stirnhaare 1—2 cm weit weg. Nur einmal sah ich bei einem kleinen Mädchen blondes Haar.

Die Männer tragen das Haar gewöhnlich hinten zu einem Knoten vereint, in dem ein Chingon ruht. Die Frauen scheiteln das Haar in der Mitte und knüpfen die beiden nach den Seiten herabfallenden Strähnen zu einem Knoten auf dem Scheitel zusammen. Die Einlage im Haarschopf sind Blumenstengel, in blauem Zeug (komañ ši ma-pūšu) gewickelt; sowie Perlschnüre, auch Stirnbänder aus Perlen oder Schnur, zuweilen mit einer Muschel daran oder darauf gesteckte Blätter oder Blumen zieren das Haupt. Auch hinter die Ohren werden öfters Blumen gesteckt. Reizend anmutig ist die Sitte, das Haar mit frischen, leuchtenden Blumen oder Krotanarten zu schmücken. Ungemein lieblich sehen die so geschmückten jungen Mädchen aus; auch Männer und Frauen kleidet der Schmuck mit Floras Kindern gut. Besonders wenn pünän ist, wissen sie sich mit den thaufrischen Kindern des Waldes zu putzen.

Kleidung. Kinder beiderlei Geschlechts laufen bis zum 3. oder 4. Jahre vollkommen nackt umher, ausser einigen Schmucksachen, wie Armband, Fussringe jedoch sehr vereinzelt, die ihnen bald nach der Geburt gegeben werden. Ein Hüftschurz aus Rindenzeug, gewöhnlich bei den Männern, zu-

weilen auch aus dünnem weissen, roten oder blauen Zeug, ein paar Blumenbüschel hinten in den Hüftschurz gesteckt, ein rot gefärbter Rotanggürtel bilden die Kleidung des Mannes. Die Befestigung des Hüftschurzes ist folgende: Ein Ende desselben wird durch die Schenkel genommen und hängt in Gestalt eines herabhängenden Läppchens über die Schamteile. Der so durch die Schenkel genommene Schurz wird von hinten rechts herum nun mehrere Male um den Leib gewickelt. Das Ende wird dann hinten von unten nach oben durchgezogen und hängt dann schwanzartig herunter. Der aus Rindenstoff bearbeitete Schurz wird aus dem Brotfruchtbaume baiko (tarrok) (Artocarpus incisa) gewonnen. Die Rinde kulit wird mit einem gekerbten Holzhammer tüchtig geklopft, wobei sich ein klebriger, harzartiger Stoff ausscheidet, der gleich beim streifenförmigen Abziehen der Rinde hervorquillt. Das soweit bearbeitete Zeug wird sofort tüchtig in Wasser gewaschen und ausgewrungen; es bleibt eine stark von Fasern durchsetzte Masse übrig, die an der Sonne in Streifen getrocknet wird und dann als fertiger Rindenstoff benutzt werden kann. Ein solcher Schurz hält ungefähr 2 Jahre zur Benutzung.

Die Bekleidung der Frauen und Mädchen besteht aus einem Schurz von Bananenblättern, welche nach 8—10 Tagen gewöhnlich erneuert werden. Je nachdem diese geschlitzt sind, unterscheidet man bei Mädchen ganz fein geteilte, bei Frauen etwas breitere und bei Witwen ganz breitgeteilte Schurze. Auch den Oberkörper bedecken sie gewöhnlich mit einem kreuzweise gelegten, feingeschlitzten Schurz von Blättern. Doch ist es nichts ungewöhnliches, das weibliche Geschlecht auch mit entblösstem Oberkörper, besonders in ihrem Heim, zu sehen. Im Hause benutzen die Frauen ein Hüftschurz aus Zeug, da er leichter bei der Arbeit ist. In alten Zeiten trugen sie, wie die Männer Rindenstoffschurze. Die Bananenblattschurze nehmen sie gern beim Ausgehen, da der Regen von ihnen, sowie Wasser besser abtropfen. Abends, wenn die Eingeborenen sich zur Ruhe begeben, entfernen sie nur von ihrer Toilette einige der vielen, ihnen beim Schlafen hinderlichen Perlen.

Fussbekleidung. Befinden sich die Eingeborenen auf Korallenbänken im Meere oder auf steinigem Ufer beim Krebs- und Fischfang, so bedienen sie sich selbstgemachter Sandalen (tarañai), aus Rinde hergestellt und geflochten. Es wird zur Herstellung derselben die Rinde von der tobä Pflanze (mal. baru) (Hibiscus tiliaceus) verwandt.

Kopfbedeckung. Zur Bedeckung des Hauptes verwenden die Männer einen grossen Hut aus Schäften der Sagopalme, dessen Krempe von einem starken Rotangstreifen umsäumt wird, der mit dünnerem Rotang festgenäht ist. Bei den Frauen sah ich zwei Arten Hüte; der eine hatte die Form unserer aus Papier gefertigten Kinderhelme; gemacht war derselbe aus bälau (Pandanus atrocarpus) und mit einer Art Zwirn sehr sauber genäht. Eine Guirlande, die aus einem Bananenblatt bestand, wand sich herum, zuweilen zierten auch rotgefärbte, feine Rotangstreifen diese Form. Eine andere Façon wussten sie sehr geschickt aus dem Blatt der Kokosnusspalme anzufertigen. Dieses Modell wurde besonders dann von den Frauen benutzt, wenn sie ihr Dorf verliessen und aufs Meer zum Fischen oder nach ihren Plantagen fuhren. Endlich kam mir noch eine glockenförmige Hutform, aber nur ganz vereinzelt, bei einer Witwe aus einem anderen Dorfe vor, gleichfalls aus Blättern gemacht. Jede Form ihrer Kopfbedeckungen bezeichnen sie mit dem einfachen Namen tutu d. h. Hut.

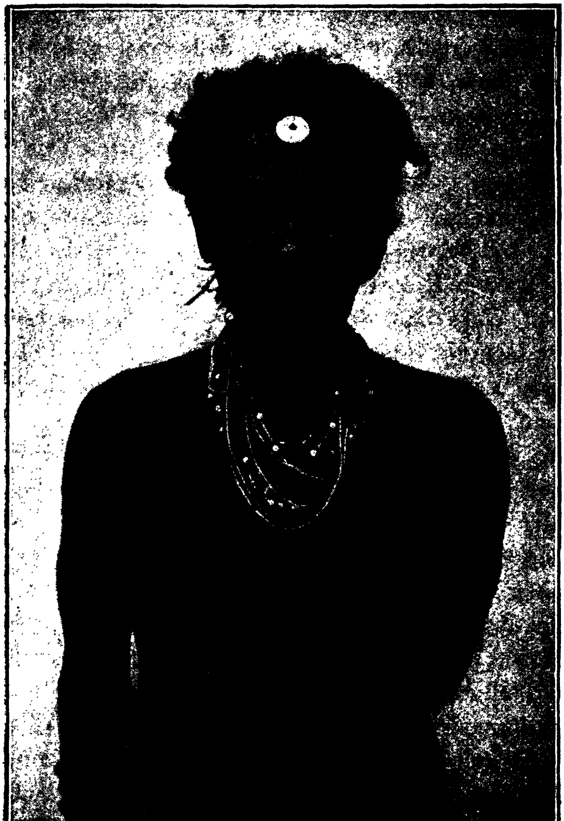
Schmuckgegenstände. Eine grosse Vorliebe haben die Insulaner, wie bereits öfters erwähnt, sich mit Blumen zu schmücken, ebenso wie mit kleinen, importierten farbigen Perlen. Es gewährt einen ungemein anziehenden, lieblichen Eindruck, eine Anzahl dieser braunen Menschenkinder mit ihren einfachen Tätowierungen, frischen, farbenprächtigen, duftenden Blumen, unter denen die von ihnen so verehrte heilige bäkäu Blume (Hibiscus rosa sinensis) mit ihren Purpurfarben besonders hervorleuchtet und ihrem reichen Perlschmuck beisammen zu sehen. Zu niedlichen geschmackvollen Mustern wissen sie die Perlen in ihren Behängen zu vereinigen, während die Schnüre immer nur eine Farbe zeigen. Zu mehreren Dutzend



Ältere Frau mit reichem Halsschmuck und Armbändern.

vereint legen besonders Weiber diese um den Hals; ein solcher Halsschmuck wiegt oft mehrere Kilo. Sie bevorzugen besonders kleine blaue Perlen, auch gelbe, von uns eingeführte, fanden grossen Beifall. Zuweilen hängt an diesen als Halsketten getragenen Schnüren, noch als besondere Zier eine oder mehrere kleine Muscheln, welche Verzierung sie gärägärä nennen, die sie aus der bako (serasa) Muschel, dem bekannten Nautilusboot herstellen. Durch Bohren mehrerer kleiner Löcher werden Stückchen von derselben abgesprengt, dann abgeschabt und blank poliert, zuweilen werden auch grössere Stückchen gezähnt oder ausgeschnitten zu einer beliebigen Form. Auch als Kopfschmuck werden Perlen mit Muschelstückchen oder kleinen Klingeln daran benutzt. Zur weiteren Kompletierung eines Schmuckes der Eingeborenen gehören die aus stärkerem Messingdraht hergestellten Fingerringe. Sie werden ohne besondere Auswahl der Finger, öfters sogar auf allen Fingern getragen. Aus dem gleichen Material verfertigen die Eingeborenen auch gerne Armbänder und Fussringe. Die Weiber haben hübsche Spangen, die gleich um das Handgelenk in mehreren Windungen gelegt werden. Ebenso lieben es die ši ka lä-lägat, sich Arm- und Fussringe aus einer Art Schlinggewächs, welches auf der Krone eines Baumes wächst, herzustellen. Um ihre Hüften legen sie öfters mehrfach gewundene, rotgefärbte Rotangstreifen, die sie mit buntfarbigen Perlen zu verzieren wissen. Wenn die Eingeborenen trauern, legen sie die Schmucksachen längere Zeit ab und holen sie erst bei einem pünän zum Anlegen wieder hervor.

Amulette. In diesem Abschnitt möchte ich mich nur noch kurz dem Tragen der Amulette zuwenden. Besonders werden sie als Schutz gegen den bösen Geist š'a-nitu und zum Fernhalten von Krankheiten, wie z. B. Fieber, getragen. Verliert ein Eingeborener sein Amulett, so bekommt er nach seiner Vorstellung die Krankheit, gegen deren Schutz er es getragen hat. Auch im Haar werden Amulette getragen, gewöhnlich um den Hals.



Älterer Mann mit Schmuck.

Kinderspielzeug. Mit der Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen gehen auch die Spielsachen der Kinder Hand in Hand. Da giebts kleine aus Holz geschnittene Puppen, welche roh die menschliche Gestalt nachahmen, auch kleine Kreisel in zwei Arten kennen sie. Beliebt sind kleine Boote, welche recht gut als Modelle von grösseren gelten können; an ihnen sollen die Kinder zugleich lernen. Mit den kleinen Fahrzeugen veranstalten die Kinder Wettfahrten auf dem Fluss. Auch Wettschwimmen, wer der erste ist, wird von Knaben gepflegt, ebenso haben sie eine Art Ringen, welches sie pa-laba nennen, auch amüsierte sich die männliche Jugend sichtlich beim Bogenschiessen nach einem Baum oder einem Stückchen grüner Kokosnussschale, welches sie auf einem Stock von $1^1/_2$—2 Fuss Höhe befestigen; ebenso benutzen sie als Schiessscheiben die Schäfte der Sagopalmen und stecken diese dann in die Erde. So übt sich die männliche Jugend schon von früh auf im Gebrauch ihrer Waffen und spielend erlangen die meisten eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit in der Handhabung derselben, während die kleinen Mädchen ein mehr beschränktes Dasein in der einfachen Häuslichkeit führen.

Spiele und Tänze der Erwachsenen. Bei den Lustbarkeiten der Eingeborenen steht der Tanz oben an; er ist gleichzeitig das einzige Spiel, welches sie in grösserem Massstabe amüsiert. Tänze werden des Tages, bei Festlichkeiten aber des Nachts aufgeführt. Solche Tänze erzählen nun dem Zuschauer immer eine ganze Geschichte. Die Eingeborenen ahmen in denselben durch Wendungen und Verdrehungen des Körpers den Tieren nach; stampfen dabei kräftig mit den Hacken auf den Boden und begleiten den Tanz durch gesangähnliche, langgezogene, rhythmisch steigende und fallende Töne bei den Klängen einer monotonen, öfters ohrenbetäubenden Musik, ferner wissen sie die Arme durch Schwingungen in Einklang mit ihren Weisen zu bringen.

Um die Reichhaltigkeit der Bewegungen festzustellen, entnehme ich meinem Tagebuch folgende Notizen über einen Tanz, der uns von zwei Eingeborenen aufgeführt wurde, in dem ein

Vogel nachgeahmt wurde. Die nach hinten gestreckten Arme bildeten die Flügel des pick-pick (mal. tero), während die Hände rhytmisch geschüttelt (gärä-gärä), wurde mit den Füssen trippelnd gestampft (tukut). Mit den Armen wurde dann der Flug des Vogels nachgeahmt käo-käo, während der Kopf in schiefer Haltung nach oben geworfen wird, wie zum Kampfe herausfordernd, soll dies andeuten, dass der Vogel Angst vor dem Menschen hat. Es folgt nun eine Szene, die durch auf- und niedertauchende Bewegungen das Baden (muráu) des Vogels zeigt, darauf schüttelt er sich das Wasser vom Körper ab (i-pi-pili-tubu-inja).

Die Eingeborenen haben auch einen Tanz, in dem der turu gou-gou (mal. ruwak-ruwak) — es ist dies eine Art Strandläufer — eine Rolle spielt. Die Darsteller beginnen mit dem picken (pila) des Vogels, dann wird der Tanz durch das Baden (muráu), das Wasser ahschütteln vom Körper (i-pi-pili tubu-inja) fortgesetzt und beendigt durch ein Kämpfen des Vogels tābili.

Eines Tages führten uns zwei Eingeborene ihre Kunst im Tanzen vor, derselbe stellte einen grossen Vogel (manjang (mal. alang), Adler, vor, welcher zuerst still auf einem hohen Baume sitzt, dann herabflattert, sich Fische aus dem Wasser holt, pickend (pila) zubeisst und sie frisst.

Ebenso bedienen sich die Eingeborenen beim Tanzen kleiner Schürzen, die von den Tänzern getragen werden. Ich habe solche nur im Häuptlingshause gesehen.

Um die Reichhaltigkeit ihrer Tänze besser demonstrieren zu können, teile ich hierbei eine grössere Anzahl mit:

I. solche, in welchen sie den Vögeln nachahmen: z. B. im majaṅ-Tanz, wird der Adler oder Falke dargestellt; im ši labai (mal. burung adar) der Reiher; im kaibo (balam jambi) der Beovogel (Eulabes javanensis); im turū gou-gou (mal. ruwak-ruwak) eine Art Strandläufer; im aro (mal. sama)?; im lagi-lagi (mal. lajang-lajang) die Schwalbe; im bäbä (mal. (bä-bä) die Ente; im kailäa (mal. gaga) der Rabe, die Krähe; dann wird noch der dod-dod (mal. baraba) und der pō-pō (mal. bengkuwa) Vogel nachgeahmt.

II. solche Tänze, in denen vierfüssige Tiere eine Rolle spielen, wie ši täu (mal. monjät baharu) ein kleiner Affe; djōdja (mal. monjät sipai) ebenfalls eine Affenart; bīlou (mal. ungko) der Gibbon (Hylobates syndactylus), endlich šä-šä (mal. ruša) der Hirsch.

Gewöhnlich tanzen nur immer zwei und zwar Männer und Männer oder Frauen und Frauen nach den Tönen irgend eines ihrer Musikinstrumente, von denen sie die grosse ka täuba im Häuptlingshause besonders gern bevorzugen. Mädchen tanzen nicht, weil sie sich schämen. Die Frauen, wenn sie tanzen gehen, legen den Bananenhüftschurz ab und tragen statt dessen einen von importiertem Zeug um den Leib. Der Tanz findet namentlich bei Festen statt, wie z. B. wenn jemand stirbt, beim Bau des grossen Hauses oder beim Bootsbau. Charakteristisch hierbei ist noch, dass solche Festlichkeiten nur des Nachts gefeiert werden. Ihre Dauer erstreckt sich oft auf mehrere Monate. Damit nun während dieser fröhlichen Zeit die Geister nicht ihre bösen Launen gegen die Eingeborenen auslassen, wird während dieser ganzen Zeit nicht gearbeitet, so kommt es denn auch zuweilen vor, dass die Lebensmittel in einem Dorfe verbraucht sind, bevor das Fest seinen Abschluss gefunden hat. In solchen Fällen helfen dann befreundete Nachbardörfer mit Lebensmitteln aus. In ši Berut ist es noch in einigen Dörfern Gebrauch, um einem grossen Fest einen würdigen Abschluss zu geben, wird nach einem Menschenopfer gefahndet, da es als eine glückbringende Zugabe erachtet wird, doch wird es nicht als absolute Notwendigkeit angesehen. Bei solcher Gelegenheit zieht eine Anzahl Bewaffneter aus; sie legen sich in den Hinterhalt bei einem feindlich gesinnten Nachbardorfe, oder suchen auf einer anderen Insel nach dem Opfer. Finden sie keins, dann lassen sie als Wahrzeichen ihre nach einem grossen Baume abgeschossenen Pfeile darin stecken.

Auch Hahnenkämpfe sind den Eingeborenen bekannt; sie sind keine öffentlichen und prunkvollen, wie sie die Malaien lieben, ebensowenig werden die Tiere mit einem eisernen Sporn versehen, auch achten die Eingeborenen darauf, dass

nicht ein Tier getötet wird. Kommt es doch einmal vor, dann verspeist der Besitzer des toten Tieres das kleine Geschöpf. Besonders beliebt sind die Kämpfe dieser Tiere bei Junggesellen, auch wurde mir noch extra gesagt, dass sie diese Art Spiel nicht von den Malaien erhalten haben.

Musik und Musikinstrumente. Wenn ich mich jetzt zu der Musik der Eingeborenen wende, so empfinde ich es wieder schmerzlich, dass meinem Begleiter und mir bei unserem vollkommenen Mangel an musikalischem Gehör es nicht vergönnt war, die einfachsten Melodien in die Sprache der Noten zu transponieren; welch unersetzliches Instrument ist da der Phonograph, den keine grössere Expedition verfehlen sollte, mitzunehmen. Im grossen und ganzen habe ich von der Musik der Eingeborenen die Empfindung mitgenommen, dass sie für ein europäisch gebildetes Ohr höchst monoton, oft aber ohrenbetäubend ist. Diese Wirkungen werden namentlich durch die primitiven, mit Begeisterung bearbeiteten Instrumente und die oft wiederkehrende einfache Melodie hervorgebracht. Sie unterscheiden hohe und tiefe, leise und starke, oder wie die Eingeborenen sagen, kleine und grosse Töne, ganz hohe Töne nennen sie sehr kleine, auch kennen sie den Begriff einer Tonleiter. Eine besondere Verehrung bringen bei grossen Festen, wie pūnän, die ši kalä-lāgat den umfangreichen Instrumenten im Häuptlingshause entgegen. Obenan steht das turu-kat, welches bei Erlegung eines Hirsches, Affen oder Schildkröte benutzt wird. Bei der Verteilung eines Schweins wird das von den Händlern eingeführte, 2 Fuss Durchmesser habende chinesische ṅoṅ (1 ṅoṅ = 80 ikan Rotang wert. 1 ikan = 100 Stück Rotang = 8 Spannen Zeug à 2 Mk.; also ein ṅoṅ = 160 Mk.) geschlagen; dasselbe lässt auch seinen dumpfen, sonoren Schall beim Kochen der dem pūnän heiligen Tiere erklingen; nach beendeter Mahlzeit im pūnän ertönt dann das tīko, dessen grösster Bambuscylinder ši buṅ, der mittlere ši läi, der kleine ši baṅ genannt wird. Die grosse ka-täūba wird, wenn ein Schwein oder eine Schildkröte verzehrt, sowie beim Tanz geschlagen, auch beim Hirsch, wenn abends der Kopf im grossen Hause aufge-

hangen wird. Bei Verspeisung eines Affen findet kein Tanz statt. Erlegen die Eingeborenen eine Hirschkuh, dürfen sie nicht tanzen. Diese Gebräuche sind in ši-Oban üblich, während andere Orte wieder abweichende Ceremoniells haben, weil der rimata die pūnän-Gebräuche zum grössten Teil macht, d. h. ausführt.

Die Anzahl ihrer Musikinstrumente ist eine verhältnismässig kleine und werde ich darauf später bei Beschreibung meiner Sammlung noch näher eingehen. Ausser den bereits genannten haben die Eingeborenen noch folgende Arten: die kleine ka täuba, das tudū-kat, dja-djaok, pi-piau und lä-läga Beim Spielen der Klanghölzer führen Mädchen und Jünglinge öfters einen Wechselgesang auf.

Die Mädchen singen:

„ka šila	„Eine Seite
ka šila	Andere Seite
konat-nan toi kam, ši laiñä tubu“.	Kommt doch her, ihr Jünglinge!“

Die Jünglinge singen:

„ka šila	„Eine Seite
ka šila	Andere Seite
konat-nan toi kam, tai oko tubu	Kommt doch her, ihr Mädchen.
konat-nan kam äda kái.	Kommt doch hierher, ihr da!“

V. Künstliche Verunstaltungen.

In diesem neuen Abschnitt des Kapitels möchte ich das Interesse des Lesers auf die wichtigsten künstlichen Verunstaltungen, welche die Eingeborenen an sich vornehmen, hingeführt wissen.

Bemalung. Da wären zunächst einige Worte über die Bemalung zu sagen, welche ich bereits an anderer Stelle erwähnt hatte und mir hier Gelegenheit geboten wird, nochmals

kurz daran zu erinnern, dass sich die Eingeborenen mit einer gelbfärbenden Wurzel kinäu, die sie als eine Art Schönheitsmittel betrachten, den Körper einreiben; ferner bemalen sich zur Kriegszeit einige Stämme auf ši Berut, wie ich in Erfahrung brachte, noch das Gesicht.

Tätowieren. Weitaus interessanter ist natürlich das bei den Eingeborenen übliche Tätowieren. Die Tätowierung der Mentawai-Insulaner besteht in zarten, einfachen geometrischen Linien, die grösstenteils geradlinig verlaufen, nur im Gesicht zu eleganter Kurve sich erheben. Es werden Kopf, Brust, Rücken, Hände, Ober- und Unterschenkel tätowiert, ausgenommen sind die Füsse. Die Tätowierung beginnt ungefähr im 6. Jahre auf der Brust mit dem Mittelstrich, dem sogenannten Baum oder Stamm, welcher vom Brustkorb, an der Stelle, wo die Rippen zusammenstossen, seinen Anfang nimmt und sich 2,5 cm bis 5 cm über den Nabel fortgeht. Ein Mann wird in 12 Abschnitten, bis er das Mannesalter erreicht hat, tätowiert. Zuletzt wird das schön geformte Brustschild ausgefüllt. Es ist dies für die Jünglinge das Zeichen, nunmehr in die Reihe der Männer eingetreten zu sein. Mit diesem Zeitpunkt ist die typische Tätowierung vollendet. Jedoch ist es jedem noch nach seiner Neigung und Geschmack dann fernerhin überlassen, die vorhandenen Linien oder Zeichnung zu verbreitern. Einige verzieren wohl auch dann noch ihre Schenkel oder Füsse mit Tierdarstellungen. So sah ich einmal auf dem linken Fuss eines Eingeborenen die Zeichnung eines Hahns. Der rimata von ši Oban hatte auf dem rechten Oberschenkel einen Vogel tätowiert; es war dies die einzige Tätowierung, welche ich an dieser Stelle sah, sonst immer auf dem linken Oberschenkel.

Die Frauen werden in drei Zeiträumen tätowiert, jedoch findet bei ihnen dieselbe nicht in so ausgedehntem Massstabe, wie bei den Männern, statt, so z. B. werden Hände und Beine öfters gar nicht davon berührt; der Brustschild kommt gänzlich bei ihnen in Fortfall, dafür bewegt sich eine Linie vom Kinn bis zu den Geschlechtsteilen. Diese wird durch andere, auf den Schultern sternförmig sich vereinigenden Linien geschnitten.

Der Farbstoff, dessen sich die Eingeborenen zu dieser künstlichen Verunstaltung bedienen, ist braunes Dammarharz. Es wird dies mit Holzkohlenstückchen vermischt unter Zusatz von Zuckerrohrsaft als Flüssigkeit vermittelst der Tätowiernadel unter die Epidermis der Haut durch Punktieren injiziert. Solche Nadel besteht aus einem oft in der Form als Vogel geschnittenen Stiel, an welchem sich die aus Messing oder Eisen hergestellte Nadel befindet. Mit einem spatelförmigen Stäbchen wird dieselbe so geklopft, dass die Nadel punktierend auf der Haut die gewünschten Linien zeichnet. Die so entstehenden kleinen Wunden werden dann mit der Farbmasse eingerieben und erscheinen nach vollendetem Heilungsprozess in bläulicher Farbe unter der Haut durchschimmernd.

Das Tatowieren kann ein jeder; besondere Künstler giebt es bei den ši ka lä-lägat nicht. Sie lassen sich ihre Kunst nur dann bezahlen, wenn sie anderweitig beschäftigt sind und dadurch abgehalten werden; sonst machen sie es für nichts. Frauen können nicht tätowieren. Mädchen lassen sich von ihrem Liebhaber oder Vater, wenn sie Frauen sind, auch von ihrem Mann tätowieren. Auch kann manchmal eine ältere Schwester ihrer jüngeren diesen Liebesdienst erweisen, aber ebenso darf jeder beliebige Mann, der diese Kunst erlernt hat, Frauen oder Mädchen tätowieren. — Gewöhnlich ist nach 3 Tagen eine frische Tätowierung geheilt, bei manchen Leuten stellt sich sogar ein eintägiges Fieber ein.

Die Leute auf ši Berut von ša ibi, ša puñan, ši logui haben von der gewöhnlichen Tätowierung eine abweichende Form; die in ši ka balu-an und ta bekat sind gleichfalls an Händen und Beinen, sowie im Gesicht anders tätowiert, ferner ist's bei ihnen Brauch, wenn sie jemand getötet haben, verewigen sie den Erschlagenen auf der Stirn.

Eine typische Tätowierung besteht beim Manne aus folgenden Teilen:

1 = loina-katña (der Baumstamm) senkrecht-mediane Bauchtätowierung.

2 = šüga-šüga die fransenartige Bauchtätowierung.



8
7
6
4
5 1
3
2

Alter Mann mit typischer Tätowierung.

3 = ši ma-biauňa (die Krümmung) die parallel laufenden krummen Linien der Bauchtätowierung.

1 + 2 + 3 = šoroi ši ma-biau genannt.

4—5 = labin-an ein Teil der Brusttätowierung.

6 = būa (Frucht) „ „ „ „

7 = kašou die Tätowierungslinie vom Kinn bis zur Schulter.

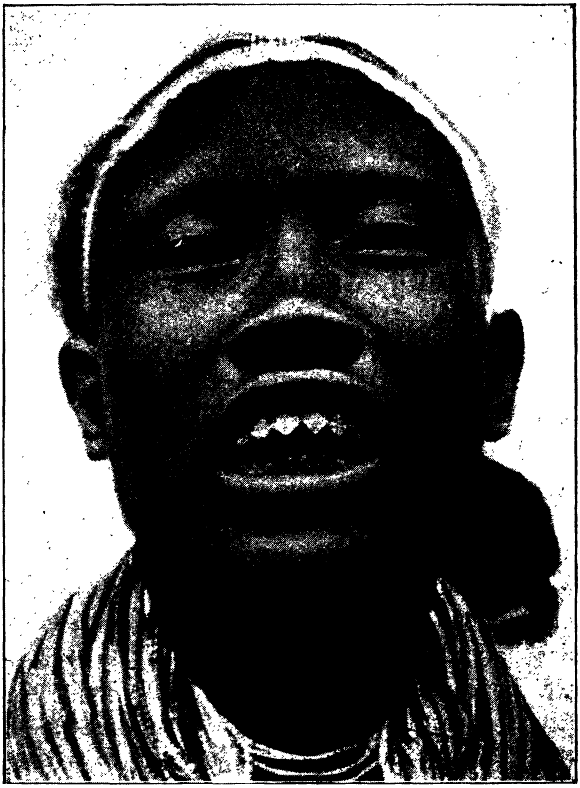
8 = kašou die Tätowierungslinie von den Backen bis zur Schulter.

Sämtliche übrigen Tätowierungen werden nach den Körperteilen genannt z. B. titi para, Armtätowierung, titi täi-täi, Rückentätowierung. Die geschwungenen Linien auf dem Handrücken ti-ti-t ko-korit, die gerade an den Handknöcheln šuga-šugaňia.

Verunstaltung der Ohren. Verunstaltungen an den Ohren sollen in einigen Dorfschaften von ši Berut vorkommen, besonders das künstliche Erweitern der Ohrlöcher durch zusammengerollte Bananenblattpflöcke findet sich auf dieser Insel bei den Leuten von ša ibi, ša puňan, ši logui, ta bekat, ša ka balu-an, ši gap, ta täku. Auch die Pinzetten zum Haarausziehen stecken sie in die Ohren.

Zähne. In alten Zeiten war es bei den ši ka lä-lägat der Mentawai-Inseln üblich, die Vorderzähne spitz zu feilen, heute werden die oberen und unteren Schneide- (čon) sowie Eckzähne (čon) durch kleine importierte Stemmeisen in eine dreieckige Form gebracht, die Backenzähne (ňa-ňa-pä) bleiben unberührt. Mit dieser Prozedur, welche den Eingeborenen als Verschönerung ihres Ich's gilt, beginnen sie, wenn der Zahnwechsel eintritt, das Milchgebiss verloren gegangen ist. Auch hier kann wieder jedermann den Prozess des Feilens oder Abstemmens besorgen, wenn er es nur versteht. Eine typische Darstellung von einem so bearbeiteten Gebiss zeigt die hier eingefügte Abbildung.

Kopfverunstaltung, Beschneidung Dagegen kennen die Eingeborenen nicht die Sitte des Kopfeinschnürens oder ihn aus anderen Gründen zu modeln, wie sie z. B. bei den den flat head-Indianern besteht; ebensowenig ist ihnen der Gebrauch der Beschneidung bei Menschen bekannt, sowie die Kastration als Strafe z. B. Ehebrechern gegenüber.



Junger Eingeborener mit künstlich bearbeitetem Gebiss.

Kastration. Sie üben aber die Kastration an Tieren. Da sind es besonders die Schweine, ša koko, welche die Eingeborenen schon als Ferkel kastrieren und heissen dieselben dann babui. Die herausgeschnittenen Stücke werden nicht benutzt. Sie entfernen auch bei Hähnen (ši kaila) die Testikel und werden solche Kapphähne dann gou-gou ši älau oder ši nana-ba genannt. Der Grund, weshalb sie kastrieren, ist derselbe wie bei uns, um das Fleisch männlicher Tiere wohlschmeckender zu machen.

VI. Bewaffnung, Jagd- und Fischereigerät.

Bogen und Pfeile. Als Waffen benutzen die Eingeborenen Bogen, Pfeile, Dolche, Lanzen und Schilde; letztere beiden führen jedoch nur noch die kriegerischen Stämme der Insel ši Berut, selbst auf den verwandten Nassauinseln sind sie nicht mehr.

Der Bogen rau-rau hat eine durchschnittliche Grösse von 1,50 m und ist die Sehne taro aus der Rinde des baiko d. h. Brotfruchtbaumes, aus der sie auch den männlichen Hüftschurz fertigen, gemacht. Den Bogen selbst stellen sie aus einem Holze batāra (lako) her. Dies Holz wird mit importierten Haumessern bearbeitet, dann mit kleineren Messern geschabt und geglättet; hierauf werden die Enden für Aufnahme der Sehne vorbereitet und enthalten dieselben oft kleine Kerbschnitzmuster. Diese werden einfach mit folgenden Namen bezeichnet:

1. ütä Kopf.
2. tä-tä-kat Einschnitt.
3. biau Krümmung.
4. agara Kerb.
5. agara Kerb
6. agara Kerb.
7. baγa Höhlung von Geräten.
8. būtät Oberstes.
9. agara Kerb.
10. bütät Oberstes.

Der soweit hergerichtete Bogen erhält dann die frisch gedrehte Sehne und ist zum Spannen schussfertig. Den Bogen

benutzen sie schon als Kinder, wenn sie mit den Eltern in den Wald gehen. Die Pfeile haben in ihrer charakteristischen Gestaltung eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Südseeinsulaner. Der Pfeil logui wird in seinem Schaft aus dem Holze oši (šikai) (Lygodium microphyllun) hergestellt. Dieser wird zunächst glatt geschabt und an dem Ende, wo die aus härterem Holze der Nibongpalme verfertigte Spitze bäkulū eingesetzt wird, geringelt d. h. er wird auf der Schneide eines Messers festgehalten, dann gerollt, so dass ein kleines Muster von Ringen entsteht. Hierauf werden die Pfeilschäfte gleich gemacht, da gewöhnlich mehrere bearbeitet werden; darauf wird das obere Ende mit einem schmalen Rindenstreifen vom Baume liptäp (Gnetum Gnemon L.), dessen malayischer Namen bagu ist, umwickelt und gelackt. Den Lack bewahren sie in einem Bambusbehälter und stellen ihn aus der Rinde von ōnam (ubar) (Glochidion sumatranum Miqu.?) her. Es ist der Saft dieser Rinde, den sie zur besseren Haltbarkeit ihrer Pfeilschäfte benützen.

Die Eingeborenen unterscheiden drei Arten von Pfeile. 1. b ă k u l ū, 2. t u m u ṅ, 3. d a t j o k. Der bäkulū hat gewöhnlich eine ganz glatte Spitze von Holz, die aber auch mit Widerhaken versehen sein kann, und wird für Affen, Hirsche und Menschen benutzt. Der tumuṅ ist das eigentliche Geschoss für grössere Affen; er ist mit einer eisernen Spitze versehen, während der datjok eine Messingspitze erhält. Alle drei Pfeilarten vergiften sie. Beim Fischfang benutzen sie ši ka lä-lāgat, drei harpunenähnlich gestaltete Pfeile, p ā t a r a, b o - b o k - b o k und p a n a - p a n a. Diese werden nicht vergiftet und befinden sich ihre Messingspitzen an einer um den Pfeilschaft gewickelten Schnur. Ist ein Fisch getroffen, löst sich durch das Hin- und Herschnellen die Spitze aus dem Schaft und zeigt letzterer als Schwimmer die Stelle an, wo sich das verwundete Tier befindet. Auch benutzen sie zur Fischjagd Speere, die sie bo-bob-bob nennen; dagegen werden niemals die mit hölzernen Spitzen versehenen bäkulū dazu benutzt.

Die weiteren Waffen sind dolchartige Messer, deren

Klingen aus Padang in Sumatra eingeführt werden; sie werden palite genannt. Dagegen sind die balatū malayische Waffen, die vereinzelt von den Eingeborenen getragen werden, ebenso von einer Art Haumesser tälä werden die Klingen eingeführt, während sie die Griffe in ziemlich roher Manier selbst verfertigen. Die grösseren Formen der Haumesser, wie lugu und ladjau kommen als vollständige Importen wieder zu den Eingeborenen, während von den Lanzen soat nur die Spitzen ihnen durch Händler geliefert werden. Ihre palite benutzen sie gewöhnlich zum Schweineabstechen und tragen ihn rechts, während der balatū als vornehmere Waffe im Kampf gebraucht und von ihnen links getragen wird; derselbe wird auch gerne als Zierwaffe benutzt. Die Dolche sind mit einer Scheide versehen und werden einfach in den Hüftschurz gesteckt. Die tälä dienen den Eingeborenen mehr als Hausgeräte, um Wurzeln, Rotang zu schneiden und im Felde zum Jäten. Zum Bäumefällen haben sie eine Art Beil, balīok, von denen die Eisenteile eingeführt sind, während der Schaft mit seinem kunstvoll verschlungenen Rotanggeflecht, um das eigentliche Beil zu halten, durch die Eingeborenen selbst angefertigt wird. Das lugu wird nachts von Junggesellen getragen, wenn sie zu ihrem Mädchen gehen, dort vielleicht einen Nebenbuhler finden, mit dem sie in Streit geraten könnten; ebenso wird das ladjau auch dazu benutzt, während es in friedlicher Art zur Feldarbeit Verwendung findet. Die Lanzen finden im Kriege, bei Hirsch- und Krokodiljagd Anwendung. Auch bedienen sich die Eingeborenen kleiner Sägen, die sie aus kleinen Messern anfertigen, indem sie die Zähne mit dem ladjau ausschlagen. Um die Zähne spitz zu machen, nehmen die Eingeborenen heute kleine importierte Stemmeisen; früher machten sie es mit einer Feile.

Ich möchte nun noch einige Worte darüber, wie die Eingeborenen sich ihrer vorzüglichsten Waffe, des Bogens, bedienen, hinzufügen. Sobald der Jäger sein Wild sieht, kniet er geräuschlos nieder, öffnet langsam und lautlos seinen Köcher, aus dem er ohne jedes Geräusch die Pfeile herausgleiten lässt, legt dann einen auf die Sehne, erhebt sich nunmehr ebenso geräuschlos

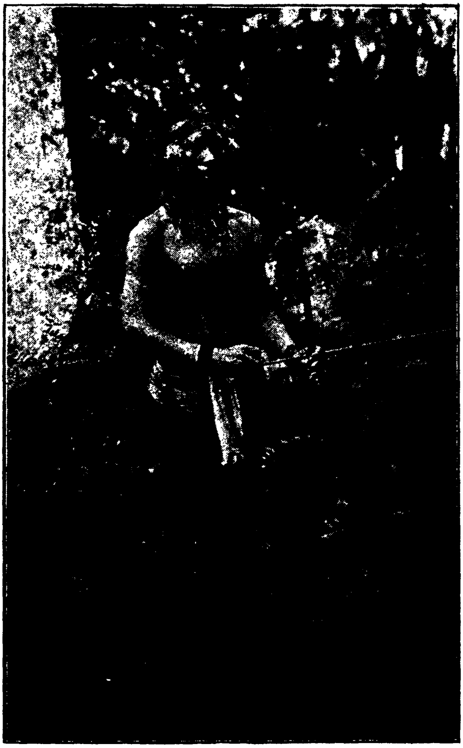
wieder, hält den Bogen von der senkrechten Richtung etwas nach rechts abweichend und schiesst im Stehen. Der Griff, wie sie den Bogen halten, ist folgender. Die volle linke Hand umspannt den hölzernen Teil desselben in seiner Mitte, während in der rechten Hand der Pfeil zwischen Zeige- und Mittelfinger auf die Mitte der Sehne aufgelegt wird, an dieser richtet sich der Daumen empor.

Zum Schluss möchte ich noch einige der zahlreichen Ausdrücke an dieser Stelle erwähnen, die die Eingeborenen beim Gebrauch des Bogen nötig haben.

Der Pfeil geht nicht los, es ist ein Versager ai pūpū. Das Spannen der Sehne bīrit. Das eine Bogenende, um die Sehne spannen zu können, gegen den (linken) Fuss stemmen tūmuṅ akä ka rä-rä, den Pfeil aufsetzen tumuṅ, schiessen pana, zielen = sehen itjo, den Bogen senkrecht halten rīo, schief rúguru, wagerecht lókot, treffen ōrak oder käräk, verfehlen šälä, das Spannende des Bogens = Kopf ütä, das entgegengesetzte Ende mūri (welches gegen den Fuss gestemmt wird), der Pfeil hat das Ziel gestreift gilit, das Abfahren der Sehne rabui, das Wild beschleichen in kauernder Haltung kului, den Bogen spannen bätäk, den Pfeil langsam, leise herausnehmen moilä, den Pfeil durch leises Schütteln aus dem Köcher gleiten lassen tu-tu, den Köcher unter den Arm nehmen boka, auf die Schulter legen bairat, den Pfeil herausnehmen aus dem Köcher golok, zurückstecken būluk. Die Pfeilspitze ist zersplittert tädi.

Das jagdbare Wild. Die Jagd der Insulaner spielt sich in demselben bescheidenen Rahmen, wie ihre übrigen Bedürfnisse, ab. Als König der Wälder gilt hier der Hirsch, dann kommen einige Affenarten und der Leguan; ob ihnen auch geflügeltes Wild zu ihren Speisen dient, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Fischfang. In weitausgedehnterem Massstabe wird die Fischerei mit Pfeil und Bogen, sowie mit grossen und kleinen Netzen betrieben, sowohl auf dem Fluss, als auch auf dem Meere. Es kommt sogar vor, dass zu gewissen Jahreszeiten in grossen Booten, ka-lāba genannt, ganze Dörfer auf Fisch- und



Junger Mann, den Bogen zum Schuss bereit haltend.

Krabbenfang ausziehen. Auch kennen die Eingeborenen eine Art, Fische durch Betäubung zu fangen. Sie benutzen zu diesem Zweck ein Stückchen Holz von einem Baum, den sie tūba (mal. tuba) (Derris elliptica-Beuth, Leguminosae) nennen, klopfen dasselbe tüchtig, dass der in demselben befindliche Saft herausquillt. Dieser löst sich und färbt das Wasser milchartig, die Fische werden betäubt und kommen an die Oberfläche nach 1—2 Minuten, wo sie dann mit der Hand herausgenommen werden und ohne Schaden für die Gesundheit genossen werden können. Wir selbst fingen an einem schönen Nachmittag zwischen den zahlreichen trockenfallenden Korallenbänken die farbenprächtigen Bewohner des Meeres, die nunmehr im Berliner Königlichen Museum für Naturkunde ein Heim gefunden haben. Auch einiger Angeln bedienen sich die Eingeborenen; um die Schnüre dieser haltbarer zu machen, werden sie mit einer roten Farbe ōnam, die dem Saft eines Baumes gleichen Namens (mal. ubar [Glochidion sumatranum Miqu.?]) entstammt, eingerieben und gefärbt. Die Art und Weise, wie die Eingeborenen nach eingetretener Dämmerung vermittelst Fackeln sich der Krabben bemächtigen, habe ich bereits im ersten Kapitel erwähnt. Sind die Eingeborenen während der Zeit eines pūnän auf Fischfang, dann bauen sie im Walde, nicht allzuweit vom Ufer entfernt, grosse Schuppen (šapou), in welchen sie während dieser Zeit zu mehreren Familien wohnen, ihre Fische rösten, wenn sie genug gefangen haben.

Um aus nächster Nähe einmal einem Fischfang mit grossen Köchernetzen beizuwohnen, möchte ich hier folgende Schilderung eines unserer kleinen Ausflüge geben. In einem kleinen Ruderboot begab ich mich mit Herrn Rostados zur Flussmündung. Die Brandung war so stark, dass unser Fahrzeug durch überschlagende Wellen so viel Wasser erhielt, dass wir tüchtig nass wurden; was jedoch viel bedenklicher, war der Schaden, den die hereindringenden salzigen Wassermassen an unserer photographischen Camera ausübten. Unsere dienstbaren Geister waren veranlasst worden, auszusteigen. Sie wateten bis an den Hüften im Wasser und schleppten uns samt

dem Boot zu der Sandbank, die sich bei der Flussmündung befand. Unsere Hauptsorge, sobald wir wieder festen Boden unter uns fühlten, galt dem Trocknen unseres Apparates. Bald belebte sich die kleine Sandbank; aus der Flussmündung kamen wohl gegen 20 Boote mit Frauen zum Fischen, die sich ihr grosses Köchernetz panū mitgebracht hatten, während die dasselbe haltenden Stangen im Gebüsch versteckt lagen. Dasselbe wird an zwei ca. 12 Fuss langen, kreuzweise zusammengelegten Bambusstangen befestigt, die durch ein Querholz von ca. 2 Fuss bei den Handgriffen auseinandergehalten werden, wozu die unteren Enden der Stangen dienen. Im Gänsemarsch wateten dann die Weiber mit hochgehaltenen Netzen dem Meere zu. Zuerst standen sie bis zum Knie im Wasser, dann gingen sie allmählich so weit, dass es ihnen bis an die Hüften reichte. Die Köcher werden flach ausgelegt, und sowie sie eine Anzahl Fische im Bereiche desselben sehen, herausgehoben. Der Wert eines solchen Köchers ist dem von vier Schweinen gleich, oder 20 Ringets resp. 50 Gulden, cr. 85 Mk. Am oberen Teil besitzen die Stangen einen Kerb, in dem das Netz befestigt ist, während der kürzere Teil des Netzes an der Querstange sich befindet.

Ein anmutig bewegtes Bild war es, wie die kleine Flottille den Fluss herabgeschwommen kam. Mit grosser Gewandtheit und Schnelligkeit wurden einige Boote gerudert; welch' erstaunte Gesichter die Ruderer machten, als sie unvermutet auf der einsam daliegenden Sandbank die weissen Männer trafen. Aus Furcht wollten einige zuerst nicht landen, doch der Zuspruch des Regierungsagenten bewegte sie, diese Scheu aufzugeben und ihrem Beruf, eine Mahlzeit für die Familie zu fischen, nachzugehen. Wir waren froh, aus nächster Nähe der belebten Szenerie unsere Aufmerksamkeit schenken zu dürfen und das geschäftige Treiben der Weiber zu verfolgen. Da wurden aus den Booten die Fischkörbe und Nahrung ausgepackt, dann das panū in Stand gesetzt und die Stangen an den Handhaben durch Scheuern mit Sand geglättet.

Schildkröten werden mit dem grossen Fischnetz oder mit der pātara, einer Fischlanze, gefangen. Sie ziehen die



Der Häuptling ši badja i-otu mit kleinem Auslegerboot.

Seefische den Flussfischen vor, da selbige besser schmecken und fetter sind. Sie bedienen sich beim Fischen des djärik (Netzes), der ka-kâbili (Angelhaken resp. Angel), der bo-bob-bob, einer Fischlanze mit drei Spitzen, der pâtara, einer Lanze mit loser Spitze, des panū, eines grossen Fischköchers, der Reuse lägäu, des šūba, eines kleinen Fischköchers, der pana-pana (harpunenartige Pfeile) und endlich der Art, die Fische zu betäuben durch Gift aus dem Rindensaft des tūba (mal. tuba [Derris elliptica]) Holzes; dieses wird ausschliesslich am Strande zwischen den während der Ebbe trockenfallenden Korallenbänken ausgeübt.

Jagdweise des erlegbaren Wildes. Diejenigen, welche eins der geheiligten pūnän-Tiere erlegen wollen, müssen einen pūnän machen, um das betreffende Tier finden zu können; sie schlachten für diesen pūnän ein Huhn, welches sie dann verspeisen.

Um pūnän-Tiere zu fangen, benutzen die Eingeborenen beim Hirsch folgende Fallen:

1. Die bou-bou (mal. ranjan), dabei spüren die Insulaner den Hirschwechsel aus und bringen einen scharf zugespitzten Bambus derart an, dass der Hirsch darauf auflaufen muss und sich selbst spiesst.

2. Bedienen sie sich der šä-šärä, einer Falle, die den Hirsch durch Erwürgen töten soll.

3. Haben sie eine drei Fuss tiefe Grube mit einem kräftigen Pfahlstachel (ogdog) versehen, die mit Blättern zugedeckt wird. Der Hirsch fällt dann beim Wechsel in dieselbe und wird durch Aufspiessen gefangen resp. stark verwundet oder getötet.

4. Fertigen die Eingeborenen eine Thürfalle aus Bambus an. Sie stecken starke Bambusstäbe zu einem Viereck zusammen, an dessen einer Seite eine Fallthür derartig angebracht ist, dass der Hirsch, wenn er das Innere dieser Umzäunung, in welcher ein Köder liegt, betritt, die Thür zufällt und ihn gefangen hält.

5. Benutzen die ši ka lä-lägat einen zwei Armspannen

langen Bogen, aus möglichst harten Holzarten hergestellt; dieser wird in dem Wechsel so zwischen zwei Bäumen aufgestellt, dass der Hirsch gegen das die Sehne spannende Holz läuft, dadurch geht der Pfeil los und tötet ihn.

Die bou-bou soll die einfachste und beste Falle sein. Weiter benutzen die Eingeborenen auch Bogen, Pfeile, Lanze und Haumesser, sowie ihre Dorfhunde zur Hirschjagd. Gleichzeitig ist der Hirsch das einzige Tier, welches in Fallen gefangen wird. — Beim Erlegen durch Pfeilschuss wird das Gift desselben aus der Wunde nicht entfernt. Ein Hirsch soll nach einem Pfeilschuss noch ca. 500 Meter laufen können. Schiessen sie einen Affen morgens, so wird er erst mittags geholt, da er gewöhnlich in den Zweigen hängen bleibt und nach eingetretenem Tode dann von selbst herunterfällt

Zur Krokodiljagd gebrauchen sie alle Sorten Pfeile, die vergiftet sind. Auch fangen sie die Krokodile zuweilen mit Angelhaken von Messing an einer langen Schnur. Zum Köder benutzen sie Ratten und Eichhörnchen. Auch nehmen sie eine Rotangschnur, an welcher ein spitzes Holz zur Befestigung des Köders angebracht ist. Das Krokodil wird nicht verspeist, sondern nur getötet, weil es Schweine und Hühner frisst, dagegen wird der Leguan verzehrt, jedoch nur von Junggesellen.

VII. Ackerbau und Viehzucht.

Die wichtigsten Gerätschaften. Ein neuer Abschnitt wird mich zur Betrachtung des Ackerbaues und der Viehzucht, welche die Eingeborenen treiben, veranlassen. Die wichtigsten Geräte, die zu einer niederen Bodenkultur benutzt werden, sind ein Haumesser (tälä), ein Beil (balīok) und ein Pflanzstock. Die Arbeitseinteilung bei der Bestellung ihrer kleinen Gärten ist folgende: Bananen, Bira-Bira, Zuckerrohr, Kokosnüsse werden von Junggesellen gepflanzt. Ist z. B. ein Junggeselle in einer Siedelung nicht vorhanden, so muss einer

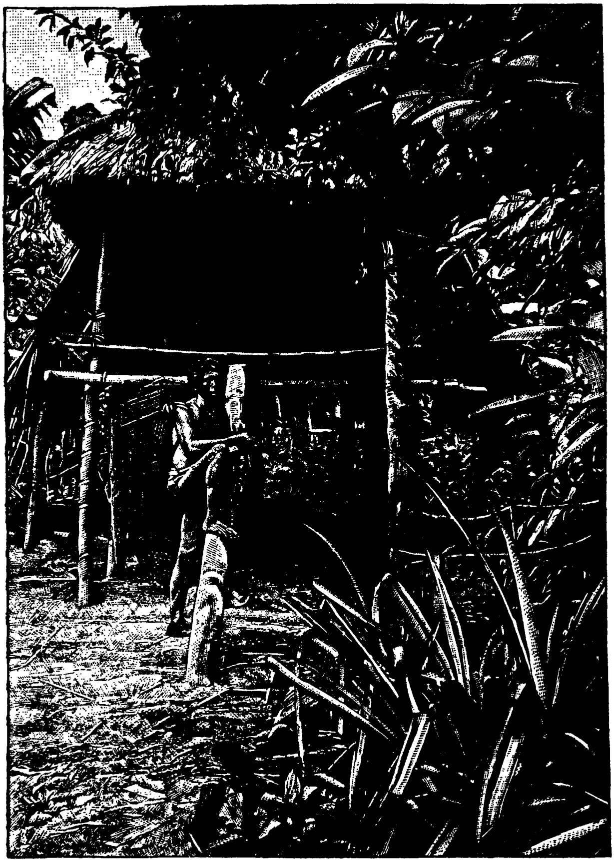
aus einem Nachbardorf geholt werden, andere dürfen diese Pflanzungen nicht ausführen, da es ta-kä-käi-käi ist. Auch kennen die Eingeborenen das Tagelohnverhältnis, wo der junge Mann dann für kleine Geschenke, gewöhnlich für Essen und Trinken arbeitet.

Die Frauen bearbeiten nur die angelegten Kladdigärten, ausgenommen während der Schwangerschaftsperiode. Alle weiteren Arbeiten, nachdem die Pflanzungen stattgefunden haben, machen die verheirateten Männer. Zu den Frauenarbeiten gehört auch noch die Anfertigung der Fischnetze, sowie des Garns zu denselben, ferner fischen sie auschliesslich mit dem panū und liegt ihnen endlich noch die Pflege ihrer Kinder am Herzen.

Einteilung des Feldes. Wenn die Eingeborenen ein Kladdifeld anlegen, werden erst im Urwald die kleineren Bäume umgehauen, um Raum zu schaffen, der nunmehr gesäubert wird, d. h. die gefällten Baumstämme mit ihren Zweigen wird nach der Seite geschafft und es wird mit dem Pflanzen von Kladdi begonnen. Die Grenzen einer solchen Anlage, šoṅ auch labu genannt, werden durch Bäume hergestellt. Später beginnen die Eingeborenen immer mehr Licht und Luft in ihrer Kladdianlage durch Fällen der grossen Bäume zu schaffen, doch wird von diesen nur das hinderliche Gezweig beseitigt, während der Stamm einfach liegen bleibt, da sie kein genügendes Handwerkzeug zur schnellen Fortschaffung besitzen. Die Art des Pflanzens von Kladdi geschieht einfach mit dem Pflanzstock, mit dem die Eingeborenen unregelmässig angelegte Löcher in den Boden stossen und in diese die Pflänzlinge hineinsetzen. Das Loch bleibt sogar offen, wird nicht einmal zugetreten, da der Boden sehr feucht, infolgedessen sich leicht von selbst schliesst und in einem solchen Boden die Wachstumsbedingungen durch die Natur von selbst schnell fördernd bewirkt werden.

Bananen werden ebenso gepflanzt, doch liebt man es, Bira-Bira auf gleiche Art zwischen diesen zu pflanzen.

Auch Zuckerrohr wird häufig zwischen Bananen wie Kladdi gepflanzt. Zu diesem Zweck werden alte Zuckerrohr-



Wohnhaus (lalāp) der Eingeborenen in den Pflanzungen.

stämmchen in Stückchen von ca. $^1/_2$ m Länge geschnitten. Die Kronen derselben dienen als Pflanzen und werden in das feuchte, lockere Erdreich hineingeschoben, während die übrig bleibenden nicht mit einer Krone versehenen Stücke als Nahrungsmittel benutzt werden.

Kokosnüsse werden als kleine Pflanzen zwischen Bananen oder an besonderen Stellen, namentlich an Flussufern, in Reinkulturen angelegt. Die Kokosnusspflänzlinge werden aus der Nuss angetrieben und mit dieser in kleine Löcher gelegt, die nur schwach mit Erde zugedeckt sind.

Sago wird gleichfalls aus Stecklingen gezogen und an sumpfigen Stellen gepflanzt.

Auch den Anbau von Tabak kennen die Eingeborenen. Er wird aus Samen, den sie selbst gewinnen, zu Stecklingen herangezogen, dann ausgepflanzt und öfters gejätet. Die reifen grünen Blätter werden zusammengerollt, dann geschnitten und über Feuergestellen in wenigen Stunden getrocknet. Hierauf gelangt der Tabak in einen Bambusbehälter, wo er eng zusammengepresst bleibt bis zum Gebrauch.

Einen gewissen Turnus im Fruchtwechsel kennen die Eingeborenen nicht. Sie unterscheiden nur alte und neue Anlagen, z. B. monâ gătă Kladdigarten, wird er alt und ist er nicht mehr zu gebrauchen, nennen sie ihn pu-gätä-kat. Eine alte Bananenplantage pu-bago-kat, eine alte Bira-Bira- oder Alocasiaanlage pu-bio-at, eine alte Kokosnussanpflanzung pu-toitän-an, ein alter Zuckerrohrgarten pu-kolä-at. Bei Neuanlagen wird einfach der Name hinter monâ (Garten) gesetzt, z. B. monâ gătä (Kladdigarten oder Feld); monâ toitât, monâ šagai (Sago-) feld); monâ kolä (Zuckerrohr); monâ bago (Bananen). Ausserdem bauen sie die Pfefferschote daro (mal. lombok) und Bohnen an. Beide sind jedoch von den Malaien eingeführt und werden von den Eingeborenen nicht genossen, sondern nur an Händler, die von ihnen Rotang etc. kaufen, gegen andere Sachen ausgetauscht. Ebenso wird von ihnen noch das importierte ubi kaju, bei den ši ka lä-lăgat gobi š'a-räu, eine Batatenart mit roten Knollen und laiga, von den Malaien sapedas (Macaranga

megalophylla) genannt, kultiviert und Malaien und Chinesen zum Kauf angeboten.

Die Ordnung in den Gärten geschieht derartig, dass die Weiber den Kladdigarten in der Reinigung unter sich haben, schwache Frauen werden auch von den Männern darin unterstützt. Dagegen haben die Männer Sorge zu tragen, dass die Bananenanpflanzungen mit dazwischen gepflanztem ludju oder Tabak, sowie die Sagogärten von ihnen in Stand gehalten und gereinigt werden. Auch Kinder werden von ihren Eltern dazu angehalten, an der Gartenarbeit teilzunehmen. Wenn sie noch klein sind, müssen sie Wasser holen und die zum Pflanzen bestimmten Kokosnüsse herbeitragen. Grössere Kinder beteiligen sich auch dann schon im Haushalt, z. B. beim Reiben von Kokosnüssen, beim Fischfang und Rotangschneiden.

Die Eingeborenen der Mentawai-Inseln kennen 6 Arten von Bananen:

1. eine Banane zum Rohessen bago ṅalit-ät;
2. eine Doldenbanane bodji; (vielleicht auch bodjä helle Banane)
3. eine überhängende, sehr grosse Banane ba-batu-at;
4. eine grosse Art ta-guili;
5. eine kleine Art gula;
6. eine Banane, die sich zum Rösten eignet ši ra-ra.

Die Grösse der Bananen schwankt zwischen der eines kleinen Fingers bis zur Handspanne.

Viehzucht. Die Eingeborenen halten besonders Hühner, die reicheren Schweine, einige auch Hunde. Von einer besonderen Zucht, welcher das Veredelungsprinzip zu Grunde liegt, kann man nicht sprechen; dagegen ist Inzucht bei ihnen beliebt, die ja an und für sich durch die willkürlich gegebenen Momente jede höhere Anforderung im Zuchtprinzip von selbst ausschliesst und die in den Dorfschaften frei herumlaufenden Tiere infolgedessen noch zur Fortpflanzung der Inzucht auf diese Weise unterstützt. Ihre Hühner rufen sie des Abends zu ihren Käfigen mit einem langgezogenen Ä-hä zusammen. Da

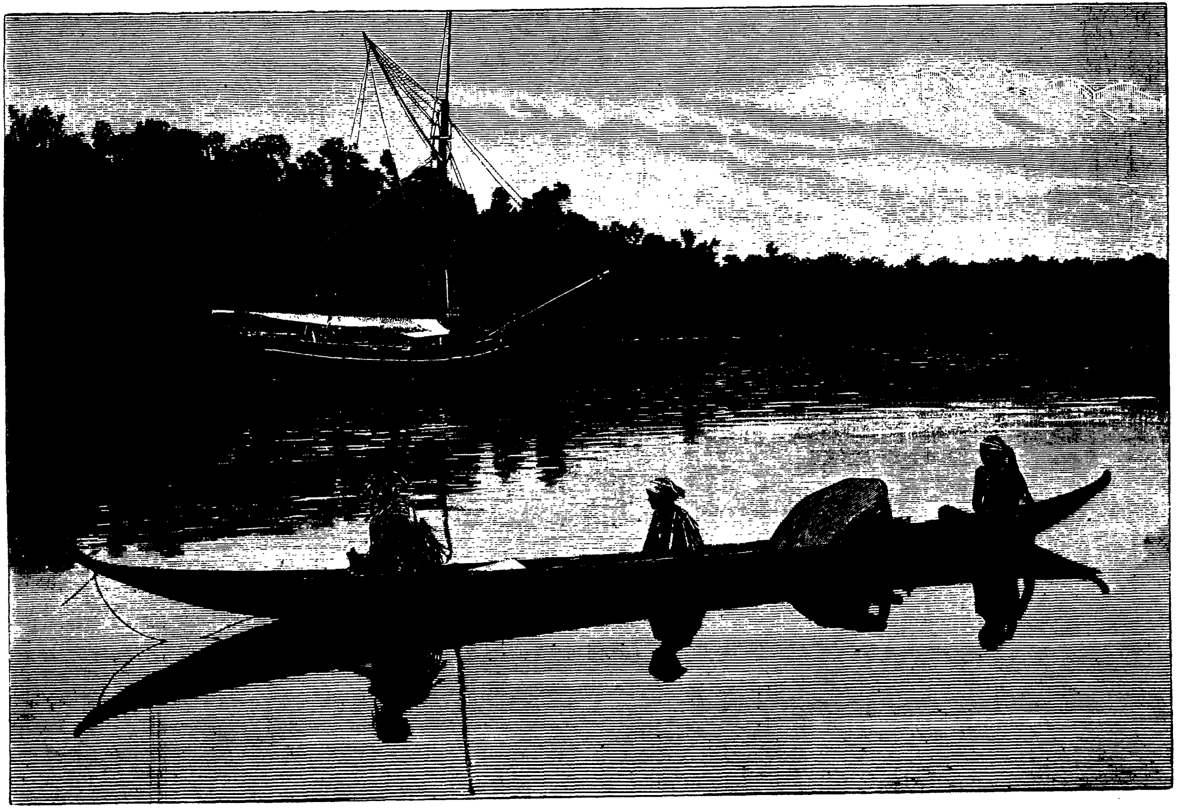
wilde Bienen vorhanden, benutzen die Eingeborenen auch ihr Wachs zu verschiedenen Zwecken.

Ein Spaziergang zu den Pflanzungen der öfters weit vom Dorfe abliegenden Gärten der Eingeborenen bot mir stets eine anregende Abwechselung durch die mannigfaltigen Eindrücke, welche die Mutter Natur auf mich wirken liess. Der Weg ging zunächst immer eine längere Strecke durch den Urwald, wir wanderten auf engem Fusssteig oft durch Pfützen, über alte Baumriesen kletternd oder mussten uns durch den Weg dicht versperrende Luftwurzeln, Lianen, Rotang winden. Dann plötzlich kamen wir zu einer grösseren Waldlichtung, wo zerstreut vereinzelte Häuschen unserer braunen Freunde lagen, die zuweilen mit Crotonarten oder den anderen leuchtenden Blumen, die sie zum Kopfschmuck benutzen, eingesäumt waren oder auch nur vereinzelte Büsche in ihrer Nähe zeigten. Dichte Bananenhaine mit ihren Unterpflanzungen, Kladdistückchen, Tabakpflanzungen zeigten die Gartenanlagen. Die meisten Bananenfrüchte waren klein, dickschalig und wenig wohlschmeckend.

Das Blut von Tieren. Das Blut aller Tiere, die sie erlegen, wird in eisernen Pfannen, die aus Padang durch Händler eingeführt sind, zu einer dicken, zähen Masse gekocht und sie geniessen es dann als Nahrungsmittel vermittelst Löffel aus Kokosnuss. Ein Aderlassen bei Menschen und Tieren ist ihnen unbekannt.

VIII. Handel und Gewerbe.

Der Handel mit Malaien und Chinesen wird zwischen den Eingeborenen ausschliesslich durch Tausch bewerkstelligt. Es werden von den Mentawai-Inseln besonders Sago, der sehr geschätzt und von blendend weisser Farbe ist, dann Rotang, weisses Dammarharz, Kokosnüsse, die Wedel der Nipapalme als Dachdeckmaterial, zuweilen auch Schildkröten nach Padang, der Hauptstadt von Sumatra's Westküste, ausgeführt.



Boot der Eingeborenen mit typischem Sitz derselben. Frauen vorn, Männer hinten. (Im Hintergrunde die Regierungsprau.)

1 Picol (= 61,689 kg) Dammarharz kostet in Padang 50 Rupien in Silber (à 1,70 Mk.) = 85,00 Mk.,

1 Picol (= 61,689 kg Rotang kostet in Padang 9—12 Rupien in Silber (à 1,70 Mk.) = 15,30—20,40 Mk,

1 Picol (= 61,689 kg) Kokosnüsse kostet in Padang $5^1/_2$ Rupien in Silber (à 1,70 Mk.) = 9,35 Mk.

Gehandelt wird Zeug nach Armspannen, während die anderen zahlreichen Tauschartikel nach Gutdünken abgegeben werden. Auf Empfehlung wandte ich mich in Padang an den Chinesen Lie Ban Eng, Kongsi Ban Strat, Pasar Borong. Dieser handelte seit Jahren mit den Mentawai-Insulanern und hatte auch die Güte, uns seinen Dolmetscher abzutreten. Ich führte an Tauschartikeln die gangbarsten Sachen und zwar Zeug in mehrenen Ballen und verschiedene andere Kleinigkeiten mit. Folgende Tabelle soll gleichzeitig einen Anhalt für andere Reisende gewähren.

1. weisses Zeug kōmañ ši ma būlau,
2. rotes Zeug kōmañ laka,
3. blaues Zeug kōmañ ši ma pūšu,
4. schwarzes Zeug kōmañ auch ma pūšu,
5. gemustertes Zeug ši ma guri,
6. rote wollene Decken šadäi,
7. dünner Messingdraht kili-kilik,
8. dicker Messingdraht datjo,
9. kleine Blechspiegel to-toro,
10. Brummeisen dja-djaok,
11. kleine Schellen kašika,
12. grosse Messingschellen tai-roši,
13. hemdenartige Jacken läpä,
14. Beinkleider šokit,
15. Eisenstangen lābā,
16. Lanzenspitzen aus Eisen šōat,
17. Eisenhauer tälä.
18. Zwingen aus Messing šalū
19. Perlen (blaue) inu,
20. Perlen (gelbe) inu ma-kinäu,

21. Streichhölzer, ma-pak-pań
22. Lichte,
23. Ringe,
24. laufende Elefanten (Spielzeug),
25. diverse Perlketten,
26. Brillen,
27. Mundharmonika,
28. Garnknäule,
29. Suppenterrinen aus Steingut,
30. chinesische Gong's.

100 Stück Rotang sind gleich 1 ikan = 4 lading = 8 Spannen Zeug = 2 Mk.,

25 Stück Rotang haben den Wert eines Hundes,

500 Stück Rotang sind im Wert gleich 2 Picol, die einen Einkaufswert von ungefähr 10 Mk. ergeben.

Der Händler kauft also 500 Stück für 10 Mk. und verkauft sie in Padang für 30,60—40,80 Mk., mithin mit 20,60 bis 30,80 Mk. Verdienst, wobei er wohl glänzend bestehen dürfte. Ein Prau ladet gewöhnlich 180—200 Picol. Weiter verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Kontrolleurs Herrn van Drieusche aus seinen Akten einen Auszug, der die Befrachtung einer Handelsprau nach den Inseln darstellt. Ich gebe dieselbe im malaiyschen Text mit holländischer Schreibweise wieder.

1. 100 kajoe kain marekan,
2. 5 koedi kain panas,
3. 3 koedi kain biroe,
4. 10 kajoe kain kasoembo,
5. 4 koedi badjoe kambabanang,
6. 1 picol kawat,
7. 4 koedi parioeh tombagu,
8. 500 boeah barang bessi,
9. 50 loesin tjiwan pingan,
10. 1 koedi tali kaier,
11. 12 rauan djalo ikan,
12. 10 rauan djaring ikan,
13. 6 boedi lapih poelou batoe,

14. $2^1/_2$ picol manik roepa,
15. $^1/_2$ koedi kain itam,
16. 3 peti barang koemango roepa,
17. 4 boeah peti koelit,
18. 2 boeah peti kajoe rangas,
19. 30 picol beras makanan,
20. 12 kotah benang.

Maasse und Gewichte. Mit dem Handel eng verknüpft ist natürlich die Kenntnis der Maasse und Gewichte. Da unterscheiden zunnächst die Eingeborenen in ihrer blühenden Sprache die Begriffe schwer orū, šanä, onäm; leicht nańka, naka. Kommt die Einheit als Stück in Betracht, so unterscheiden die Eingeborenen solche Stück, in denen Leben pulsiert, mūnäń und solche, die leblos sind bā̈, z. B. 5 Stück Hunde lima-šīa mūnäń djō-djō. 5 Stück Eier a-tälu lima bā̈.

Gewichte und Wagschalen kennen die Eingeborenen nicht, ebenso wie die Anwendung von Hohlmaassen in grösserem Maassstabe, desto reicher ist bei ihnen das System der Längenmaasse ausgebildet.

1. Die Elle von der Spitze des Mittelfingers bis zum Ellenbogen gemessen šikä;
2. eine Armlänge d. h. die Entfernung von der Mittelfingerspitze bis zur Schulter natapara;
3. eine Armlänge d. h. die Entfernung von der Mittelfingerspitze bis zur Achselhöhle mata käpa (kommt im Handel selten vor);
4. eine halbe Doppelspanne d. h. die Länge von der Mittelfingerspitze bis zur Mittellinie der Brust polou ru-rukat;
5. das Maass von der Mittelfingerspitze bis zur entgegengesetzten Achselhöhle bei gestrecktem Arm mata käpa šila;
6. das Maass von der Mittelfingerspitze bis zum entgegengesetzten Ellenbogen čukuilän:
7. das Maass von der Mittelfingerspitze bis zur einen Brustwarze bei gestrecktem Arm mata tot-tot;

8. das Maass von der Mittelfingerspitze bis zur entgegengesetzten Brustwarze bei gestrektem Arm **mata-tot šila**;
9. zwei Armspannen gleich ein Klafter **šara-räpa** auch däpat (d. h. die Arme zur Horizontale erheben), mit diesem Maass wird gewöhnlich Zeug gehandelt.

Ausser diesen Maassen werden die Finger in der Breite benutzt, z. B. eine Fingerbreite šara či ṅoṅai, zwei Fingerbreiten dua či ṅoṅai etc.

Die Spanne der Daumenspitze bis zur Spitze des Zeigefingers turu.

Die Spanne der Daumenspitze bis zur Spitze des Mittelfingers räma(k).

Als einfaches Hohlmaass wird der radou, der Hohlraum zwischen zwei Knoten des Bambusrohres benutzt. Weitere einfache Maasse, welcher sich die ši ka lä-lăgat bedienen, sind: Ein Tragkorb voll ša-ṅa labit, ein Käfig voll ša-ṅa loṅ, eine Windung (Draht) ša-ṅa roko, eine Schnur (Perlen) ša-ṅa lai-lai, ein Bündel von 25 Stück (Rotang) ša-ṅa ša-kiat. Ein Fischnetz, panū mit Namen, wird gleichfalls als Hohlmaass benutzt.

Metalltechnik. Da sämtliche Metallwaren, bosonders Eisen, Messing, Importartikel sind, so kennen die Eingeborenen nur die Art und Weise, auf Steinen die Lanzenspitzen, Dolchklingen und Haumesser zu schärfen. Ebenso können sie aus feinem Messingdraht Nadeln herstellen, aus dickerem Messingdraht Armbänder.

IX. Holzbearbeitung.

Die Bearbeitung der grossen Menge ihrer Hölzer geschieht hauptsächlich mit dem Beil und Haumesser, da sie keine anderen Werkzeuge kennen. Mit Hülfe meines Dolmetschers konnte ich über 100 Arten Hölzer fesstellen, die den Eingeborenen bekannt waren.

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
1.	toitåt	pohon klappa	Cocos nucifera L.	Kokosnussbaum
2.	bakat	bakan	Rhizophora Mangle	Mangrovebaum
3.	ṅīrip	api api		
4.	tuṅro	tanga		
5.	šokut	binasi oder waringin	Sideroxylum attenuatum	Eisenholz
6.	tobä	baru	Hibiscus tiliaceus L. Malvaceae	Ibisch
7.	bago	pisang	Musa paradisica	Banane
8.	šakälo	pisang katuka		
9.	båla	pohon nipa	Nipa fruticans	Nipapalme
10.	šarai	rami	Boehmeria nivea; Urticaceae	Chinesischer Hanf
11.	gätä	kladdi	Colocasia esculenta	Kolokasie auch Taro
12.	ludju auch bio	biru	Alocasia macorrhiza	
13.	(ša) kolä	tabu	Saccharum officinarum	Zuckerrohr
14.	päigu auch päguṅ	chubada	Mangifera L.	Mangabaum
15.	dūriat auch doriat	durian	Durio Zibethinus L.	Indischer Zibetbaum
16.	toktuk	durian utan oder rimba		Waldurian
17.	bailo	tajä		

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
18.	bairābit	ramutan	Nephelium Lappaceum L.	Der Rambutanbaum
19.	rapa	kudubäawa		
20.	kinäu	kuni	Fibraurea chloroleuca Miers.	
21.	šamuṅ	ajer-ajer	Lansium aquaeum Jack, Meliaceae	
22.	šäla(k)	lassä		
23.	ūgágara	binkuang	Pachyrrhicus angulatus	
24.	ailūpa	jamba	Jambolanum domesticum	
25.	lakopa	mangi	Garcinia mangostana L.	Der Mangostanenbaum
26.	m'-ašit	nanas	Ananássa sativa	Die wilde Ananas
27.	ūbã	timbaco	Nicotiana tabacum	Tabak
28.	gobi	obi gägä	Dioscorea Batatas Desc.	Yamswurzel
29.	djambut	jamu piawä		
30.	daro	lada		
31.	pakū	kundu		Eine Kürbisart

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
32.	šūra auch šūra ka lagai-mái	pudiṅ ami	Tabernaemontana malaccensis	
33.	bóbolo	letjuan	Condyline terminalis Liliaceae	
34.	pai-pai	puar	Curcuma Zedoaria Rosc.	Runde Zittwerwurzel
35.	padat	pandan	Pandanus odoratissimus L.	Der Schraubenbaum
36.	bälau	mikuang	Pandanus atrocarpus Griff.	Pandane
37.	šaša	rotan	Calamus Rotang L.	Rotang
38.	pälǟgǟ	rotan kitjil	Calamus speciosus	Eine dünne Rotangart
39.	magǟa	bambu	Bambusa arundinacea	Gemeiner Bambus
40.	obuk auch ogbuk	bambu tipis	Bambusa	Eine dünne Bambusart
41.	abärä	bambu	Bambusa	Eine starke Bambusart
42.	mätuk	bambu	Bambusa	Eine sehr starke Bambusart
43.	šagai	sagu	Sagus farinifera Gärtn.	Die Sagopalme
44.	tobat läläu auch oši	sikai	Lygodium microphyllum	Eine Strahlenfarnart

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
45.	tarap	madan prawas	Polyadenia lucida Nees.	
46.	ma-tjämin	damar puti	Damara alba	Weisses Damarharz
47.	ma-tjämin šu-šu	damar tjemin		Dunkles Damarharz
48.	ma-tjämin läläu	musirai	Ilex cymosa Bl.	Eine Stechpalmenart
49.	karai	maranti	Shorea	
50.	ōnam	ubar	Glochidion sumatranum Miqu.	
51.	š' gunäi	pisang karang		Bananenart
52.	ši läṅ-läṅ	battang subang-subang		
53.	panīlok	battang aru		Arubaum
54.	nimošua	binasi	Sideroxylon attenuatum	
55.	arībi auch arībuk	libong	Areca Nibung Mart.	Die Nibongpalme
56.	tūba	tuba	Derris elliptica Beuth. Leguminosae	
57.	kopuk	χekùr (?)	Kaempferia galanga	
58.	čäp-čäp-ät	rumput tjirit babi	Blainvella latifolia Composita	
59.	taliṅ-näṅä	siri antu	Chavica miniata Miqu.	
60.	šūra ša-š'a-räu	puding amas	Codiaeum variegatum L.	

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
61.	tūmuṅ	tratang(?)(=tarangtang)	Buchanania auriculata	
62.	šūbábara	angau oder djaring angau	Pithecolobium?	
63.	lūa	pua hangi	Alstonia scholaris. Apocyneae	
64.	pälākak	pua	Name für viele Scitamineae	
65.	poula	pohon areng	Arenga saccharifera	Die Arengpalme
66.	popui	lalang laut		
67.	pōra	saro-saro		
68.	puläk auch pūlät	sau hutan	Parinarium Griffithianum (Hook fil.)	
69.	iṅara	ngara		
70.	turu-turu	rumput pahit		
71.	poak	djulu atu		
72.	ma-laibībī	mandarahan	Cinnamomum calyculatum Miqu.	Zimmt
73.	ōmai	ipu	Antiaris toxicaria Bl.	Upasbaum auch Antjar
74.	matäu	mengkudu	Morinda citrifolia L.	

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
75.	napo	pinang-pinang	Ptychosperma noxa Miqu.	
76.	karamanjoṅ	bajem-bajem (?)		
77.	šäu-šäu	kaju umbu		
78.	ši mada	šabei		
79.	baiko	tarrok auch pohon sukum	Artocarpus incisa	Brotfruchtbaum
80.	ailäpät ši bulaγat	puding telor	Graptophyllum hortense (?)	Weisser Ailäpät
81.	ailäpät si ma-šurou	puding itam		Dunkler Ailäpät
82.	pa-ka-šälä	šugi-šugi	Polygala Simassan Miqu	Kreuzblume
83.	lo-lošit	kaju passa	Microsepala acuminata	
84.	bäkäu	bungarajo	Hibiscus rosa sinensis L. Malvaceae	Ibisch (die heilige Blume der Mentawai-Insulaner).
85.	kašīka	puro damungu		Ein Baum mit über 1/2 m langen lancettförmigen Blättern

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
86.	to-tonan	sambong	Scindapsus pertusus Schott.	
87.	baglai auch bañlai	langkuas	Alpinia Galanga L. Sitamineae	Galgantwurzel
88.	papan	kaju balam	Bassia balem, Sapotaceae (?)	
89.	rutū	rotan gedang		
90.	a-li-ma-ma	rotan batu	Calamus Diepenhorstii Miqu.	Rotang oder Rohrpalme
91.	laiga	sapedas	Macaranga megalophylla Euphorbiaceae	
92.	tikup	dukung anak	Phyllanthus oxyphyllus Miqu.	
93.	akaba	akar barak	Chailletia sumatrana Miqu.	
94.	poalat	laka	Myristica	
95.	lagīgī	djerudjeru	Acanthus ebracteatus. Acanthaceae	

P f l a n z e n.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
96.	kainau	bunga šubi od. kambäliu		
97.	šarī	paladaṅ	Sonnerila insignis Bl., Melastomaceae	
98.	po-pou-pou	perupu		
99.	katūka	katuka		
100.	padoimin			
101.	ši moitä	kare	Linostoma scandens Griff	
102.	ši kailo	papaija	Carica papaja	Papaja- oder Melonenbaum
103.	šugu-šuguru	sikilie	Aeschynanthus brevicalyx Miqu.	
104.	koro babak	bunga raya puti	Gramatophyllum scriptum et speciosum	
105.	libakbaṅ	pulai pipi	Alstonia kalophylla Miqu.	
106.	pīnaṅ		Areca catechu	Betelnusspalme
107.	ši bok-boṅ-i	mali-mali	Leea Sambucina Wild. Ampelideae	

Pflanzen.

No.	Mentawai-Sprache	Malayischer Name	Wissenschaftliche Bezeichnung	Deutscher Name
108.	korošak	liman	Citrus grandis	
109.	pa-taliṅa	bonä	Antidesma paniculatum	
110.	a-tä-täilū-at	timum dandang	Trichosanthes celebica	
111.	pa-ka-toili	rotan mantye	Flagellaria minor Bl.	
112.	kodjo	pidada	Sonneratia acida L.	
113.	pa-ka-šailäu		Polygala Simassan var. lanceolata	
114.	šui-šui		Imperata arundinacea, Cyrill.	Alanggras
115.	lapaṅ		Luffa petola Cucurbitaceae	Eine grosse Gurkenart

Schnitzarbeiten. Bezüglich der von den Eingeborenen ausgeführten Schnitzarbeiten verweise ich an dieser Stelle nochmals auf denjenigen Abschnitt dieses Buches, der über die Kunst der Mentawai-Insulaner handelt.

X. Knüpfarbeiten, Ledergewerbe.

Seilerarbeiten. Die Herstellung von Bindfaden, Garn, Schnüren, kleinen Tauen aus dem Rindenbast des bakä Baumes (Gnetum Gnemon L.) erhalten sie durch Herausklopfen des Saftes aus dem Zellengewebe der Rinde. Hierauf wird derselbe etwas an der Sonne getrocknet, die weichen Fasern baγa werden dann zu 2 bis 3 oder mehreren zu einem Faden oder Schnur etc. zusammengedreht. Das Nähgarn pūlät wird aus der faserreichen Rinde des pūläk-Baumes (mal. landä auch romin oder sau hutan) (Parinarium Griffithianum) gemacht. Den Rindenbast selbst nennen die Eingeborenen baγa kūlit. Bei der Herstellung der Seilerarbeiten streicht die Frau die Fasern glatt, der Mann dreht oder flechtet sie. Besondere Gerätschaften haben die Eingeborenen nicht. Netze werden gleichfalls aus Rindenfasergarn filiert.

Auch verstehen es die ši ka lä-lägat eine Art Leder herzustellen aus der Haut einer grossen Schlange, die sie šaba (mal. ula bezaar, ula gedang) nennen; wahrscheinlich gehört dieselbe zur Klasse der Pythonidae Dum. et Bibr. d. h. der Python- oder Tigerschlangen, die ja auf allen Inseln des indischen Meeres heimisch sind. Eine andere Sorte machen sie aus der Haut des batä-batä, der zur Familie der Iguanidae oder Leguane zählt und benutzen es zum Bespannen von Musikinstrumenten.

Schlusswort Am Schlusse meiner Arbeit angelangt, bin ich mir wohl bewusst, dass sich trotz wiederholter Kontrolle in den ethnographischen Beobachtungen kleine Irrtümer

werden eingeschlichen haben, ebenso befinde ich mich mit anderen Reisenden im Gegensatz, aber das Bewusstsein, nach bestem Wissen und Gewissen bona fide gehandelt zu haben, möge die Unvollkommenheit meiner Beobachtungen entschuldigen.

Meine Arbeit, welche die erste grössere über die Mentawai-Inseln ist, wird dem Leser immerhin ein hübsch abgerundetes Ganzes, namentlich von den ši ka lä-lägat in ši Oban bringen. Möchte sie dazu beitragen, ein klares Bild von meinen braunen Freunden auf ihrem meerumrauschten, kleinen Eilande den Lesern zu geben und neue Anregung zur weiteren Erforschung dieser braunen Inselkinder bieten.

Kapitel III.

Die anthropologischen Ergebnisse der Reise, bearbeitet durch Herrn Professor Dr. von Luschan, Direktorialassistent am Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin.

Zwölf Schädel von den Mentawai-Inseln.

Als Geschenk von Herrn Alfred Maass besitzt meine Lehrmittel-Sammlung zwölf Schädel von den Mentawai-Inseln bei Sumatra.

Wenn ich, einem Wunsche des freundlichen Geschenkgebers nachkommend, eine kurze Beschreibung dieser Schädel als Anhang zu seinem Reisebericht hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, so thue ich das nicht ohne die schwersten Bedenken. Zwölf Schädel von den Mentawai-Inseln sind zwar an und für sich ein schöner und wertvoller Besitz, aber sie reichen doch nicht entfernt aus, um ein auch nur annähernd richtiges Bild von den craniologischen Verhältnissen dieser Inselgruppe zu geben. Auch die wenigen Schädel, die aus anderen Sammlungen bisher von den Mentawai-Inseln veröffentlicht wurden, tragen nicht wesentlich zur Ergänzung dieses Bildes bei. Ich muss mich also darauf beschränken, im folgenden eine ganz kurze Beschreibung dieser Schädel zu geben und ihre wichtigsten Masse mitzuteilen; irgend welche Schlüsse aus dem vorhandenen Material zu ziehen und dieses mit Schädeln aus anderen Gebieten von Indonesien zu vergleichen, muss ich mir von Hause aus versagen.

Der Erhaltungszustand der Schädel ist leider ein recht ungleichmässiger. Nur bei sechs von ihnen ist der zugehörige Unterkiefer erhalten. Aber auch von diesen sechs fehlen bei dem einen der ganze Oberkiefer mit beiden Jochbeinen, bei dem andern der linke Oberkiefer und das linke Jochbein; bei einem siebenten Schädel fehlt das ganze Gesicht mit dem Unterkiefer; bei einem anderen das ganze Hinterhauptbein und beide Schläfenschuppen. Ausserdem gehören drei von den zwölf

Schädeln jugendlichen oder kindlichen Individuen an, so dass die Zahl der für eine vergleichende craniologische Untersuchung in Betracht kommenden Schädel noch weiter geschmälert erscheint.

Irgendwelche Angaben über das Geschlecht der einzelnen Leute, von denen die Schädel stammen, liegen nicht vor. Ich war aber bemüht, dieses so gut als möglich nachträglich zu bestimmen. Sechs von den zwölf halte ich für männliche, drei für weibliche; bei drei weiteren habe ich wegen ihrer Jugend darauf verzichtet, ihr Geschlecht zu bestimmen. Ich möchte aber beinahe glauben, dass sie auch als weiblich anzusprechen seien, und es würde vielleicht für die Ergebnisse der folgenden Untersuchung von Vorteil gewesen sein, wenn wir auch diese drei Schädel ohne Bedenken als weiblich betrachtet hätten; aber es schien mir doch richtiger, sie als „unbestimmt“ zu bezeichnen.

Die mir 1897 übergebenen Schädel sind in dem Kataloge meiner Lehrmittel-Sammlung mit den Nummern 1489—1500 bezeichnet und sollen auch hier unter denselben Nummern beschrieben werden. In der auf Seite 184—185 abgedruckten Tabelle I sind sie nicht nach Nummern geordnet, sondern nach dem mutmasslichen Geschlecht und nach dem Längen-Breiten-Index, derart, dass erst die Männer, dann die Weiber, dann die Schädel unsicheren Geschlechts aufgeführt werden und innerhalb jeder dieser drei Reihen mit den schmälsten Schädeln begonnen wird. In dieser selben Reihenfolge sollen nun auch die einzelnen Schädel beschrieben werden.

A. Männliche Schädel.

1491.

Sehr gut erhalten bis auf einen etwa Thaler grossen Defekt am hinteren Rande des grossen Hinterhaupt-Loches und auf das Fehlen der Thränenbeine und von Teilen des Siebbeines. Rechts fehlt ein Unterkiefer und der zweite Praemolar-Zahn, sonst sind alle Zähne vollständig vorhanden. Die vier Weisheits-Zähne sind noch nicht bis zur Kaufläche vor-

gerückt, aber drei von ihnen sind in abweichender Richtung eingepflanzt, und es hat den Anschein, als ob sie überhaupt retiniert und auch bei längerer Lebensdauer nicht mehr vorgerückt sein würden; jedenfalls ist die Spheno-basilar-Fuge vollkommen und spurlos verstrichen, so dass es sich zweifellos um den Schädel eines erwachsenen Individuums handelt. Allerdings sind die Zähne so wenig abgeschliffen, dass wir das Alter sicher auf näher an zwanzig als an dreissig Jahre schätzen dürfen. Die Pfeilnaht ist in der Gegend des Obelions allerdings auffallend wenig gezackt, aber sie ist das sicher schon von Anfang an gewesen und nicht erst infolge beginnender seniler Involution geworden.

Dass dieser Schädel einem so jugendlichen Individuum angehört, ist im übrigen deshalb ganz erfreulich, weil seine Vorderzähne in ganz vorzüglicher und selten schöner Weise deformiert sind. Würde der Mann länger gelebt haben, würden die jetzt ganz spitz zugeschärften Zähne stark abgeschliffen worden sein und dadurch einen sehr viel weniger deformierten Eindruck machen, als sie es jetzt in der That thun.

Die hier Fig. A. gegebene Abbildung giebt eine gute Vorstellung von der Art dieser Deformation*).

Der Schädel ist verhältnismässig klein und sehr leicht, aber die sehr derben Wangenbeine, die Grösse des Unterkiefers und der Warzenfortsätze, sowie die recht ansehnliche Entwicklung des Hinterhauptwulstes lassen die Bestimmung des Schädels als eines männlichen kaum zweifelhaft erscheinen. Der Schädel ist schmal, aber mit einem Index von 751 doch schon innerhalb der Grenzen der Mesokephalie, während in der ganzen Reihe der zwölf Schädel

*) Wenn man ähnliche Verunstaltungen gemeinhin als „Feilung“ bezeichnet, so ist das sicher nur in den allerseltensten Fällen buchstäblich zu nehmen. Fast stets handelt es sich um eine mit Hammer und Meissel durchgeführte Operation Bei Schädeln jugendlicher Individuen, die bald nach Vornahme der Verunstaltung gestorben sind, kann man die einzelnen kleinen muschligen Bruchstellen noch sehr leicht erkennen. Ich benutze diesen Anlass, um hier, Fig. B, zum Vergleiche eine völlig andere Art von Zahndeformierung aus Java abzubilden; hier sind die vorderen Zähne mit Sand abgeschliffen.

nur ein einziger (der weibliche Schädel 1496) mit einem Längenbreiten-Index von 731 in die Gruppe der Dolichokephalie fallen würde. Aber gerade dieser Schädel ist durch eine typische prämature Synostose der Pfeilnaht ausgezeichnet, so dass diese Länge und Schmalheit nicht als eine Rasseneigenschaft, sondern nur als eine ganz individuelle Bildung aufzufassen ist.

Unser Schädel 1491, abgebildet auf Tafel I, muss daher als der eigentlich längste der ganzen Serie bezeichnet werden. Dieser



Figur A.

grösseren Länge entspricht auch eine recht ansehnliche Höhe und ein sehr schmales Gesicht; auch die Nase ist hoch und schmal und der Nasen-Index niedriger als bei den anderen Schädeln dieser Reihe.

Die oberste Spitze der Hinterhauptschuppe ist dünn ausgezogen und in der rechten Lambda-Naht befindet sich ein ganz kleiner Schaltknochen; sonst zeigen alle Nähte einen vollständig typischen Verlauf, wie denn überhaupt der ganze

Schädel einen durchaus regelmässigen und typischen Eindruck macht. Die Art der Deformierung seiner Zähne ist aus unserer Abbildung A besser zu ersehen, als aus der längsten Beschreibung. Im Oberkiefer sind vier, im Unterkiefer nur drei Schneidezähne durch kleine, sehr sorgfältig geführte Schläge mit Meissel und Hammer vollkommen spitz zugeschlagen, so dass ihre vorderen Flächen, besonders im Oberkiefer, eine rein rhombische Form haben. Der vierte, nicht deformierte Schneide-

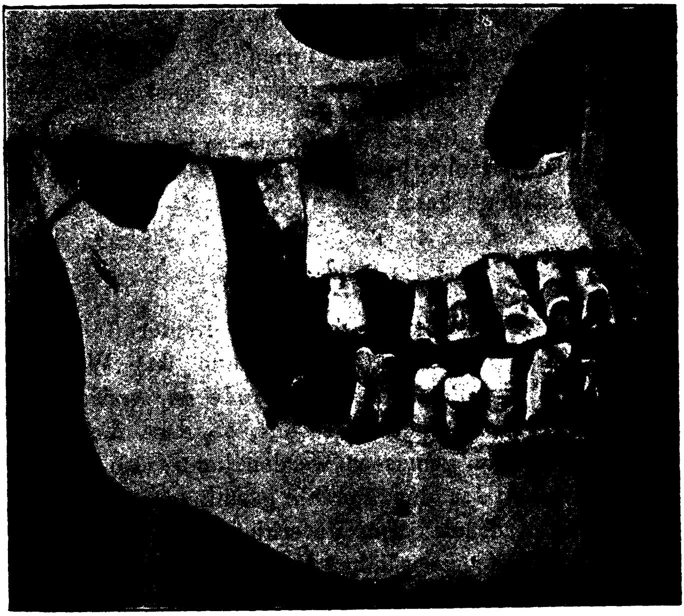


Fig. B.

zahn im Unterkiefer hat anscheinend wegen seiner Grösse in der übrigen Zahnreihe keinen Raum mehr gefunden und ist etwas nach hinten und innen verschoben und offenbar aus diesem Grunde der deformierenden Behandlung entgangen.

1490.

Grosser, sehr schwerer Schädel eines Mannes von etwa 40 Jahren. Abgebildet auf Tafel II. Im Oberkiefer sind die

beiden inneren Schneidezähne und der rechte Eckzahn post mortem ausgefallen. Im Unterkiefer fehlen vier Schneidezähne, beide Eckzähne und die beiden rechten Praemolaren; die übrigen Zähne sind vorhanden und recht stark abgekaut. Die beiden äusseren Schneidezähne im Oberkiefer zeigen deutliche Reste derselben Behandlung, wie wir sie oben bei dem Schädel 1491 kennen gelernt haben. Links oben ist die Alveole des inneren Schneidezahnes durch einen grossen alten Fistelgang vorn nahezu völlig zerstört; wahrscheinlich nicht ohne Zusammenhang mit der für die leider jetzt fehlenden Zähne mit Sicherheit anzunehmenden Deformation. Die Thränenbeine und fast das ganze Siebbein sind zerstört. Sonst ist der Schädel vorzüglich erhalten.

Die Nähte sind ohne Abnormitäten. Die Stirn ist schmal, das Gesicht auffallend hoch.

1493.

Grosser, wohlgeformter Schädel. Leider fehlen beide Nasenbeine und links der Oberkiefer und das Wangenbein; auch ist ein Teil der Basis mit dem Rande der vorderen Hälfte des grossen Hinterhauptloches zerstört, so dass die Höhe des Schädels nicht genau gemessen werden kann; sie bleibt aber anscheinend hinter der des ähnlich gestalteten Schädels 1490 nicht wesentlich zurück. Im Unterkiefer sind bis auf zwei Molarzähne und den ersten linken Praemolar alle anderen Zähne post mortem ausgefallen; im Oberkiefer ist der erste Schneidezahn erhalten, der zweite Praemolar, sowie der erste und zweite Molar. Die vier anderen Zähne sind post mortem ausgefallen. Der erste Schneidezahn ist ursprünglich genau ebenso stark zugeschärft gewesen, wie etwa bei dem Schädel 1491. Die Verunstaltung ist nur durch das höhere Alter des Individuums weniger in die Augen springend geworden. Alle Nähte sind völlig offen und durchaus normal. In Os tympanicum links ein etwa Stecknadelknopf grosses, kreisrundes Loch, rechts ein sehr viel kleinerer unregelmässiger, kaum sichtbarer Defekt.

1495.

Sehr grosser und schwerer Schädel eines älteren Mannes mit breitem Gesicht und auffallend stark vorspringenden Wangenbeinen, abgebildet auf Tafel III. Rechts sind die beiden Schneidezähne und der Eckzahn post mortem ausgefallen. Vorhanden sind an dieser Seite nur der erste Praemolar, links derselbe Zahn, der Eckzahn und die beiden Schneidezähne. Die zwei Praemolaren und alle sechs Molaren sind schon intra vitam ausgefallen gewesen. Dementsprechend sind die fünf erhaltenen Zähne sehr stark abgekaut. Die ursprünglich vorhanden gewesene Deformation der Schneidezähne ist nur mehr in schwachen Spuren nachweisbar. Der Unterkiefer fehlt; sonst ist der Schädel nahezu tadellos erhalten. Nur die Nähte um das Schläfenbein und ganz kurze Abschnitte der Lambda-Naht sind noch wirklich offen, sonst sind die meisten Nähte geschlossen und mehrfach auch völlig verstrichen, so dass das Alter des Mannes wohl auf über 60 Jahre veranschlagt werden kann. Nahtanomalieen sind nicht vorhanden.

1492.

Grosser breiter Schädel mit auffallend kurzem und breitem Gesicht und grossen rundlichen Augenhöhlen, abgebildet auf Tafel IV. Im Oberkiefer sind bis auf die sechs Molaren und die zwei zweiten Praemolaren alle Zähne post mortem ausgefallen. Im Unterkiefer sind beiderseits die beiden hinteren Molaren vorhanden, ferner die beiden Eckzähne und die beiden ersten Praemolaren; alle anderen Zähne sind post mortem ausgefallen, nur der erste Schneidezahn der linken Seite scheint schon in früher Kindheit verloren gegangen zu sein, da ein Fach für ihn nicht vorhanden ist, während die drei vorhandenen Fächer den Raum zwischen den Eckzähnen völlig ausfüllen.

Als männlich sehe ich den Schädel hauptsächlich wegen seines sehr derben Unterkiefers an, dessen Zugehörigkeit übrigens nicht ganz einwandsfrei feststeht. Auch ist das Gewicht des ganzen Schädels etwas grösser, als den weiblichen Schädeln

der Mentawai-Inseln zukommen dürfte. Die Zähne sind mässig stark abgekaut, alle Nähte aber noch vollkommen offen. Rechts und links beiderseits ein sehr grosses Epiptericum, rechts von 29, links von fast 32 mm Länge und einer Höhe von 12 bezw. 15 mm; sonst sind alle Nähte normal. In der Seitenansicht des Gesichts ist besonders die bedeutende alveolare Prognathie bemerkenswert.

1496.

Kleiner, aber auffallend schwerer Schädel mit sehr breiten und hohen Wülsten an der Hinterhauptschuppe und mit grossen und langen Warzenfortsätzen. Trotz seiner sehr geringen Grösse wohl mit Sicherheit als männlich zu betrachten; vergl. die Abbildungen auf Tafel V.

Der Unterkiefer fehlt. Links nur der zweite Schneidezahn und der erste Molar erhalten, rechts der Eckzahn, der erste Praemolar und der erste Molar; alle übrigen Zähne post mortem ausgefallen. Der einzige von den vorhandenen Schneidezähnen zeigt deutliche Spuren der üblichen Zuschärfung, aber auch der rechts erhaltene Eckzahn zeigt auf seiner nach vorn gewendeten Fläche eine sehr grosse glänzende Facette, die kaum durch natürliche Abschleifung zu Stande gekommen sein dürfte, sondern auch einem bewussten und beabsichtigten Eingriff ihre Entstehung zu verdanken scheint. In der rechten Lambda-Naht ein kleiner Schaltknochen, sonst keinerlei Anomalieen. Das Foramen magnum ungewöhnlich klein, sicher im Zusammenhang mit dem grossen Gewichte des Schädels.

B. Weibliche Schädel.

1494.

Sehr zarter und dünnwandiger, dabei verhältnismässig grosser, zweifellos weiblicher Schädel einer nicht ganz jungen, etwa 40 jährigen Person. Die Nasenbeine, die Stirnfortsätze des Oberkiefers und der linke Jochbogen fehlen, ebenso ein Teil der Basis mit dem vorderen Rande des Hinterhauptloches, welcher von mir aber mit ziemlicher Sicherheit mit japanischem Papier

ersetzt werden konnte. Links fehlt auch der ganze Alveolarteil des Oberkiefers mit allen Zähnen, rechts sind die beiden Schneidezähne post mortem ausgefallen, die sechs übrigen Zähne erhalten. Die Pfeilnaht ist vollkommen und spurlos verstrichen, so dass die grosse Länge des Schädels zweifellos auf Scaphocephalie zurückzuführen ist. Im Unterkiefer sind nur rechts die drei Molaren und der zweite Praemolar erhalten, alle anderen Zähne sind post mortem ausgefallen. Ausserordentlich merkwürdig und auffallend ist die hochgradige Atrophie der linken Unterkieferhälfte, besonders im Bereiche ihres hinteren Abschnittes und im Bereiche des aufsteigenden Astes. Dieser ist rechts 50 mm hoch und 35 mm breit, links aber nur 40 mm hoch und 23 mm breit. Das Köpfchen der atrophierten Seite ist leider post mortem zerstört. Auch sonst lässt sich keine bestimmte Ursache für diese hochgradige Atrophie nachweisen, die vermutlich durch eine schon seit der Kindheit bestehende einseitige Muskellähmung verursacht gewesen sein dürfte.

1498.

Kleine, sehr leichte und glatte Hirnkapsel. Gesicht nicht vorhanden; nur ein mit der Sendung lose eingegangener Unterkiefer gehört vielleicht zu diesem Schädel. Ihm fehlen alle vier Schneidezähne, die beiden Eckzähne, die post mortem ausgefallen sind. Die beiden ersten Praemolaren haben fast erbsengrosse, die beiden zweiten Praemolaren kleinere Defekte durch Caries.

1499.

Kleine, auffallend kurze, aber sehr hohe und breite Hirnkapsel. Gesicht nicht vorhanden. Im rechten Os tympanicum ein fast linsengrosser, rundlicher Defekt.

C. Schädel, deren Geschlecht nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist.

1500.

Sehr grosser Schädel ohne Hinterhauptbein und ohne Schläfenknochen. Vorhanden ist rechts der fünfte Zahn eines

Milchgebisses und auf beiden Seiten der erste bleibende Molar. Links ist ein bleibender Eckzahn eben im Austreten begriffen. Die Fächer für die zweiten bleibenden Molaren sind leer, aber es sieht so aus, als ob diese Zähne noch nicht völlig entwickelt gewesen wären. Dem Zustande der Zähne nach würde das Alter des Kindes also auf etwa zehn Jahre geschätzt werden können.

1489.

Kleiner, sehr gut erhaltener Schädel eines noch nicht ganz ausgewachsenen Individuums von weiblichem Habitus, vergleiche Tafel VI. Die Sphenobasilar-Fuge ist klaffend offen. Die Weisheitszähne sind noch ganz in der Tiefe verborgen, für Unkundige kaum sichtbar. Alle Nähte natürlich klaffend offen. Rechts ein 26 mm langes und 11 mm breites Epiptericum. Sonst an den Nähten keine Abweichungen von der Norm. Im Oberkiefer die vier Schneidezähne, der rechte Eckzahn und der linke erste Praemolar post mortem ausgefallen, ebenso im Unterkiefer inks der innere und rechts beide Schneidezähne, sowie der rechte Eckzahn, der zweite rechte Praemolar und die beiden rechten Molaren. Der einzige erhaltene Schneidezahn des ganzen Schädels ist durch Abmeisselung zugeschärft. Rechts anscheinend angeborener Defekt des Thränenbeines. Auch links ist das Thränenbein zu einer kleinen schmalen Schuppe verkümmert.

1497.

Kleiner wohlerhaltener Schädel ohne Unterkiefer eines etwa 3 jährigen Kindes ohne irgendwelche Besonderheit. Nur ein kindlicher Backenzahn und der Keim eines bleibenden Eckzahnes sind vorhanden. Alle übrigen Zähne sind post mortem ausgefallen, so dass sich leider aus diesem kindlichen Schädel nicht ergibt, ob auch die Schneidezähne des Milchgebisses in ähnlicher Weise deformiert wurden, wie wir dies an allen überhaupt erhaltenen Schneidezähnen von Erwachsenen gesehen haben.

Die wichtigsten Masse der hier beschriebenen zwölf

Schädel sind in der nachstehenden Tabelle zusammengestellt. Die einzelnen Masse bedürfen kaum einer weiteren Erklärung. Die Breite der Nasenwurzel ist von einem Dakryon zum anderen gemessen, der quere Umfang des Schädels von einer fossa supra meatum zur anderen. Der cubische Inhalt ist, wo es anging, mit dem Poll'schen Apparat, sonst mit Hirse gemessen. Für die Messung der Ohrhöhe, der Prognathie und der postoccipitalen Länge (vom Basion aus) wurden die Schädel nach der Frankfurter Horizontalen orientiert. Die grösste Länge messe ich stets da, wo sie sich findet, ohne Rücksicht auf die Horizontale; ebenso wird die Höhe stets zwischen Basion und Bregma gemessen.

Die zweite Tabelle gibt eine Übersicht über die wichtigsten Indices. Mit Rücksicht darauf, dass diese Notiz mit dem Buche, dem sie beigefügt ist, auch in die Hände von Laien kommen wird, habe ich zu einigen Indices in der ersten Spalte in Klammern auch die Zahlen notiert, zwischen denen die „mittleren" Formen zu schwanken pflegen, so dass auch der Laie auf den ersten Blick erkennen kann, ob es sich im einzelnen Falle um einen mittleren oder um einen hohen oder einen niedrigen Index handelt.

Tabelle I.

Geschlecht	Männer						Weiber			Unsicher		
Nummer der Schädel . . .	1491	1490	1493	1495	1492	1496	1494	1498	1499	1500	1489	1497
Ungefähres Alter	ad.	ad.	ad.	sen.	ad.	ad.	ad.	ad.	ad.	inf. II	juv.	Inf. II.
Grösste Länge	173	176	182	181	169	164	167	160	157	[170]	167	159
Grösste Breite	130	135	140	141	134	130	122	138	139	127	132	130
Höhe (Basion-Bregma) . . .	132	138	—	139	133	129	[116]	126	121	—	128	119
Kleinste Stirnbreite	87	92	94	97	97	91	91	89	93	94	89	85
Jochbreite	122	125	127	139	125	121	[127]	127	126	(113)	119	104
Wangenbreite	90	99	(96)	97	98	96	90	—	—	88	86	(78)
Gesichtshöhe	108	125	113	—	114	—	112	—	—	—	96	—
Obergesichtshöhe	64	76	70	72	69	69	67	—	—	57	61	(56)
Nasenhöhe	50	54	51	52	47	47	48	—	—	43	44	41
Nasenbreite	24	27	—	28	26	24	—	—	—	21	25	21
Nasenwurzel	19	21	—	20	17	19	—	—	—	20	20	15
Basislänge	94	100	—	107	92	95	(92)	92	92	—	89	85
Gesichtslänge	95	97	—	100	98	99	(92)	—	—	—	92	—
Länge des For. magnum . .	(34)	33	—	32	37	30	—	38	27	—	35	30
Breite des For. magnum . .	(32)	38	30	28	27	25	—	29	28	—	31	27
Breite d. Orbita	34	37	38	41	41	35	36	—	—	34	36	33
Höhe d. Orbita	32	37	35	35	35	34	36	—	—	28	32	31
Tiefe d. Orbita	49	—	50	55	51	53	—	—	—	45	46	48
Sagittal-Umfang	[350]	364	368	377	350	342	332	338	333	—	349	337
des Stirnbeins . . .	125	123	131	125	120	115	112	115	110	118	115	112
der Scheitelbeine . .	120	130	129	130	121	123	122	120	118	128	121	125
der Hinterhauptschuppe	(105)	111	108	122	109	104	98	103	105	—	113	100

Tabelle I (Fortsetzung).

Geschlecht	Männer						Weiber			Unsicher		
Sehne des Stirnbeins	112	109	112	112	107	100	99	102	97	104	101	98
„ der Scheitelbeine . . .	105	113	114	114	109	108	108	104	103	114	108	108
„ der Hinterhauptschuppe	(97)	96	95	102	96	89	87	93	90	—	97	87
Breite zwischen d. Ohrpunkten	111	117	114	117	115	104	108	115	115	—	110	100
„ „ „ Unterkiefer-winkeln	95	101	87	—	95	—	—	—	—	—	88	—
Gaumenbreite	41	38	(39)	(40)	39	41	—	—	—	37	35	—
Gaumenlänge	43	37	45	49	45	48	—	—	—	38	44	—
Höhe des aufsteigend. Astes des Unterkiefers	60	56	56	—	58	—	l. 40 r. 50	(52)	—	—	47	—
Breite des aufsteigend. Astes des Unterkiefers	38	42	41	—	40	—	l. 23 r. 35	(36)	—	—	39	—
Ohrhöhe	120	119	116	117	—	111	100	(112)	(106)	—	111	107
Totale u. alveolare Prognathie	7/8	(7)/(8)	—	9/21	—	10/20	—	—	—	—	12/18	—
Postoccipitale Länge	70	77	—	79	—	65	75	—	71	—	77	77
Cub. Inhalt	1250	1365	(1555)	1420	1152	1135	1075	(1205)	1195	—	1290	—
Gewicht	555	735	(630)	820	655	805	410	—	—	—	555	(265)
Horizontaler Umfang	476	496	512	514	—	473	472	—	467	—	479	463
Querer Umfang	312	317	322	314	—	310	280	—	302	—	301	296

Tabelle II.

Indices von 12 Mentawai-Schädeln.

Geschlecht	Männer						Weiber			Unsicher		
Nummer der Schädel	1491	1490	1493	1495	1492	1496	1494	1498	1499	1500	1489	1497
Längenbreiten-Index (100 × Breite durch Länge) (75—80)	751	767	769	779	793	793	731	862	885	(753)	790	818
Breitenhöhen-Index (100 × Höhe durch Breite) . . .	102	102	—	99	99	99	(95)	91	87	—	97	92
Längenhöhen-Index (100 × Höhe durch Länge (70—75)	76	78	—	77	79	79	(70)	79	77	—	77	75
Jochbreiten-Gesichtshöhen-Index (100 × Gesichtshöhe durch Jochbreite) (90) . .	89	100	89	—	91	—	(88)	—	—	—	81	—
Jochbreiten-Obergesichts-Index (100 × Obergesichtshöhe durch Jochbreite) (50) . .	53	61	55	52	55	57	53	—	—	(50)	51	(54)
Gesichtsbreiten-Index (100 × Wangenbreite durch Jochbreite)	74	79	76	70	78	79	(71)	—	—	78	72	75
Joch- und Stirnbreiten-Index (100 × kleinste Stirnbreite durch Jochbreite)	71	74	74	70	78	75	(72)	70	74	(83)	75	82
Augenhöhlen-Index (100 × Höhe durch Breite) (80—85) . .	94	100	92	85	85	97	100	—	—	82	89	94
Nasen-Index (100 × Breite durch Höhe) (47—51) . . .	48	50	—	54	55	51	—	—	—	49	57	51
Gaumen-Index (100 × Breite durch Länge) (80—85) . .	95	103	(87)	82	87	85	—	—	—	97	80	—

Diese Tabelle (II) bestätigt, was schon die erste flüchtige Betrachtung der Schädel ergab, dass in ihnen ein verhältnismässig einheitliches Material vorliegt, das aber nicht in allen Zügen dem Begriffe entspricht, den wir uns von dem typischen „indonesischen" Schädel zu machen pflegen. Wie aber schon eingangs bemerkt, ist die Zahl der vorhandenen Schädel zu gering, als dass irgend welche weiteren Schlüsse zulässig wären. Ich veröffentliche hier also einfach den thatsächlichen Befund, lediglich zur Anreihung an verwandtes Material und in der Hoffnung, auch mit dieser an sich naturgemäss sehr bescheidenen Mitteilung einen kleinen Beitrag zur allmäligen Erkenntnis der craniologischen Verhältnisse Indonesiens zu liefern.

Im übrigen schliesse ich mit einer Bitte und mit einem Danke — mit der Bitte an den Leser, die Flüchtigkeit dieser Studie zu entschuldigen: ich musste sie in knapp bemessenen Stunden unmittelbar vor Antritt einer grösseren Auslandreise einem wenig geübten Stenographen diktieren und habe keine Möglichkeit, eine Korrektur zu lesen. Mein Dank aber gebührt Herrn Alfred Maass, der von seiner Studienreise nach den Mentawai-Inseln nicht nur eine wertvolle ethnographische Sammlung mitgebracht und dem Berliner Museum für Völkerkunde geschenkt hat, sondern sich auch durch die Beschaffung der hier zum ersten Male veröffentlichten Schädel ein dauerndes Verdienst um die Wissenschaft erwarb. Ich kann nur hoffen, dass auch seine künftigen Reisen von gleich schönen Erfolgen gekrönt sein mögen.

An Bord des „Saturno". 24. 12. 1.

v. Luschan.

Kapitel IV.

Vorläufige Diagnose neuer Rhopaloceren von den Mentawai-Inseln.

Bereits veröffentlicht in den „Entomol. Nachrichten“ Jg. 24. No. 13

Von Hofrat Dr. B. Hagen, Frankfurt a. M.

Herr A. Maass in Berlin, der im Jahr 1897 eine Forschungsreise nach den westlich von Sumatra gelegenen Mentawai-Inseln machte, (vgl. seinen Reisebericht in den Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin 1898 No. 4), hatte die Güte, auf meine Bitten hin auch Schmetterlinge sammeln zu lassen und sie mir nach seiner Rückkehr zur Verfügung zu stellen. Dieselben sind auf der Insel Sipora in den August- und Septemberwochen 1897 in der Nähe der Küste gesammelt, und repräsentieren etwa 50 Arten in über 400 Exemplaren. Wie ich vorausgesetzt, fand ich darunter, obwohl die Sammlung flüchtig und ohne Sachkenntnis zusammengebracht war, eine ganze Anzahl neuer oder modifizierter malaischer Formen, von denen ich die hauptsächlichsten nachstehend kurz beschreiben will.[1])

1. **Papilio siporanus** n. sp. S. Taf. 1 F. 1.

Ein einziges ♀.

Nahe verwandt mit *P. nephelus* ab. *albolineatus* Forb., aber grösser. Länge des Vorderflügels 60 mm gegen 58 mm bei *P. saturnus-*, *albolineatus-*, und *uranus-*♀♀.

---

[1]) Eine ausführliche Arbeit wird demnächst in den Abhandlungen der Senkenberg'schen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. mit 2 farbigen Tafeln der neuen Arten erscheinen. Durch das freundliche Entgegenkommen genannter Gesellschaft bin ich in den Stand gesetzt, die beiden prachtvoll ausgeführten Tafeln meinem Buche als besondern Schmuck beizugeben, wofür ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank sage.

A. Maass.

Ausserdem ist der Vorderflügel weniger spitz ausgezogen als bei *saturnus* und um ein Bedeutendes breiter, gleicht also in den Umrissen mehr dem *P. uranus*. Auch der Hinterflügel ist grösser und breiter, der Schwanzanhang jedoch beträchtlich kürzer und schmäler als bei den ♀♀ der obengenannten Arten, in Form und Grösse genau dem eines in meinem Besitz befindlichen *saturnus*-♂ aus Deli (Ostsumatra) entsprechend.

Auf der Oberseite sind die hellen Zeichnungen des vorliegenden Exemplars nahezu doppelt so gross als bei dem *saturnus*-♀ von Deli. Die hellen Flecke am Hinterwinkel der Vorderflügel gehen breit bindenartig nach oben und hängen mit der sehr breiten, aber verwaschenen Subapicalbinde zusammen, so dass man von einer kontinuierlichen weissen, nach hinten zu schmutzig ockergelb werdenden Vorderflügelbinde reden kann. Dieselbe wird nur in der Zelle zwischen dem 1. und 2. Medianast undeutlich durch schwärzliche Bestäubung, bleibt aber in Form eines graulichen Flecks immer noch schwach sichtbar. Die Spitzen der Mittelzellen aller Flügel werden durch diese Binde, welche sich auf den Hinterflügeln bis zum Innenrande fortsetzt, mit getroffen, sind also weiss. Auf den letzteren ist die Binde vom 2. Medianast ab bis zum Innenrand, entsprechend den Vorderflügeln, ebenfalls ockergelb angeflogen.

Unterseite gleich der Oberseite, aber die Binden noch deutlicher und schärfer, und von rein weisser Farbe. Die Saumflecke aller Flügel ebenfalls bedeutend grösser als bei den oben genannten verwandten Arten.

Benannt nach dem Fangort, der südlichen Mentawai-Insel Si-Pora.

Delias hypopelia n. sp. S. Taf. I F. 2.

Ein einziges ♀.

Gleicht in Form, Farbe der Oberseite und Grösse fast genau einem in meinem Besitz befindlichen ♀ von *D. niasana*

Kheil und gehört mit dieser Art in die *hyparete*-Gruppe der Gattung *Delias*. Nur ist bei der vorliegenden Art der Vorderflügel nicht ganz so spitz ausgezogen wie bei *niasana*, und die dunkle Bestäubung der Mittelzelle und beiderseits der Adern auf der Oberseite sämtlicher Flügel etwas stärker und breiter. Noch mehr ist dies der Fall auf der Unterseite.

Der Hauptunterschied jedoch ist, dass die Randflecke auf der Unterseite der Hinterflügel, welche bei *D. niasana* rot oder gelb (ab. *amarilla* Kheil) sind, bei dem vorliegenden Exemplar ganz weiss mit einem leichten bleichschwefelgelben Anflug sind, der hier an Stelle des Citrongelb der *niasana* auftritt.

3. **Danais (Salatura) Keteus** n. sp. S. Taf. I F. 3.

Viele Exemplare, ♂♂ und ♀♀. Gehört in die *plexippus*-resp. *genutia*-Gruppe. Vorderflügellänge: ♂♂ 42—43, ♀♀ 39—41 mm. (Siehe die Bemerkung zu Ende des Artikels.)

♂. Oberseite: Vorderflügel schwarz. Ein breiter Längsstreif in der Mitte der Zelle und zwei ebensolche beiderseits der untern mediana lebhaft feuerbraun, der obere jedoch kaum halb so lang als der untere und alle drei durch die breit schwarz berussten Rippen von einander getrennt. Eine subapicale Querreihe von bis zu 6 nur wenig über stecknadelkopfgrossen weissen Flecken, die bis auf die beiden ersten und kleinsten Fleckchen am Vorderrande alle durch ziemlich breite Zwischenräume getrennt sind. Ferner ein kleiner weisser Apicalfleck, dem sich oft nach unten noch einige weitere marginale und submarginale anschliessen. Ein weiterer weisser Fleck steht in der Zelle zwischen 2. und 3. Medianast nach aussen von dem braunen Felde.

Hinterflügel oben einfarbig schwärzlich mit einer mehr oder minder kompleten marginalen und submarginalen Reihe weisser Punkte. Manchmal schlägt die braune oder weisse Farbe der Unterseite in fahlen bräunlichen oder weisslichen Streifen nach oben durch, besonders gern in der Mittelzelle

Unterseite der Vorderflügel wie oben, nur sind die braunen Felder hier zusammengeflossen und der Apicalteil vor der weissen Fleckenbinde ist bräunlich angelaufen.

Hinterflügel unten hell bräunlich, öfters mit weissen Wischen in den Enden der Zellen; alle Adern breit schwarz berusst. In dem breit schwarzen Aussenrand steht eine Reihe marginaler und submarginaler weisser Flecke.

♀. Ganz ebenso gezeichnet. Auf den Vorderflügeln stehen dicht vor der Mittelzelle noch zwei weitere weisse Fleckchen, die auch beim ♂ öfters vorhanden sind, und denen sich nach oben, gegen die costa hin, manchmal noch einige weitere anschliessen.

Auf der Unterseite sind dieselben bei beiden Geschlechtern konstant vorhanden, ebenso ein weiterer weisser Fleck oberhalb der zweiten mediana.

Die Unterseite der Hinterflügel wird bei den ♀♀ oft ganz weiss zwischen den dunkel bestäubten Adern, so dass von der bräunlichen Grundfarbe nur eine leichte Bestäubung gegen den schwarzen Aussenrand hin verbleibt, und gleicht dieselbe dann denjenigen von *D. hegesippus* Cram.

Hinterleib bräunlich gelb, unten etwas heller.

4. **Euploea Seitzi** n. sp. S. Taf. II F. 4.

2 ♂♂. Länge des Vorderflügels 45 mm. Gehört zur Untergattung *Penoa* und steht nahe der *P. Kheili* Weym. von Nias.

Unterscheidet sich von dieser nur durch die Gestalt des Brandstreifens auf den Vorderflügeln, welcher bei *Seitzi* um etwa 2 mm länger, aber nur so breit ist als bei *Kheili*.

Das eine Exemplar gleicht im übrigen völlig einem typischen *Kheili*-♂, welchen mir Herr Fruhstorfer zum Vergleich freundlichst geliehen hat, nur sind die 2 weissblauen Fleckchen im apex der Vorderflügel sehr klein.

Bei dem andern Exemplar sind sowohl diese, wie die marginale und submarginale Fleckenreihe auf der Oberseite der Hinterflügel verschwunden und scheinen letztere nur ganz schwach bräunlich von der Unterseite her durch. Auch auf

der Unterseite der Vorderflügel sind die beim typischen Exemplar wie bei *Kheili* schon inkompleten Marginal- und Submarginal-Punktreihen fast völlig verloschen, während diejenigen der Hinterflügel intakt und komplet, nur in etwas bräunlicher angeflogenem Weiss sich erhalten haben.

Das hübsche Tier, welches wegen des ganz verschiedenen Brandstreifens wohl nicht als blosse Varietät von *Kheili* angesehen werden kann, ist benannt nach meinem Freunde Dr. Seitz, dem bekannten Lepidopterologen und Direktor des zoologischen Gartens in Frankfurt am Main.

5. **Euploea (Anadara) Sticheli** n. sp. S. Taf. II F. 3.

7 Exemplare, sämtlich ♂♂. Länge des Vorderflügels zwischen 44 und 47 mm.

Etwas grösser als *A. Staudingeri* Kheil von Nias, dem das Tier sonst in Form und Färbung nahe steht. Auch diese Art variiert sehr in der Anzahl der weissen Punkte anf der Ober-, weniger auf der Unterseite. Das dunkelste Exemplar ist oben einfarbig dunkelbraun, mit Ausnahme des Brandflecks auf den Vorder- und dem hellen, gelblichgrauen Duftfleck auf den Hinterflügeln. Höchstens scheinen auf den Hinterflügeln die marginale und submarginale Punktreihe verloschen bräunlich durch.

Das hellste Exemplar zeigt oben: Auf den Vorderflügeln 3 subapicale weisse Fleckchen, von denen der mittelste, stecknadelkopfgross, am grössten ist. Ausserdem ist eine Reihe feiner Marginalpunkte vorhanden, die da beginnen, wo die subapicale Fleckenreihe endigt, und längs des Aussenrandes herabziehen. Auf den Hinterflügeln ist eine Reihe marginaler und submarginaler weisser Punkte, von denen die der submarginalen Reihe etwas grösser und nach dem Analwinkel zu länglich gestaltet sind.

Auf der Unterseite finden sich die Fleckenreihen der Oberseite komplet wieder. Auf den Vorderflügeln wächst die Zahl der Subapialflecken meist auf 4 an, bei einem Exemplar haben sie sich sogar zu einer submarginalen Reihe von 7 Stück

entwickelt. In der Zelle zwischen 2. und 3. mediana findet sich ein grösserer, länglicher, unregelmässig trapezförmiger, bläulicher Fleck, über demselben, zwischen 1. und 2. mediana, ein bläulicher Punkt und bei 2 Exemplaren auch noch ein solcher in der Mitte der costa.

Auf den Hinterflügeln sind Marginal- und Submarginal-Punktreihen meistens komplet und bei zwei Exemplaren, merkwürdigerweise gerade bei dem dunkelsten und dem hellsten, findet sich am Ende der Mittelzelle noch ein bläulicher Punkt, umgeben von 6—7 ähnlichen in den anstossenden Zellen. Bei den übrigen Exemplaren, bei denen der Zellfleck verschwunden ist, werden auch die umgebenden Punkte inkomplet, sogar bis auf einen einzigen herunter.

Hinterleib schwarz, die Segmente unten bläulich-weiss geringelt.

Unterscheidet sich von *A. Staudingeri* hauptsächlich dadurch, dass die breite, submarginale Fleckenreihe der Vorderflügel oben verschwunden und nur durch die 3 kleinen subapicalen Fleckchen repräsentiert ist.

E. Lowii Moore (nec Butl.) ist eine ähnliche Art von Borneo, bei der aber der Seidenstreif auf den Vorderflügeln des ♂ kleiner und feiner ist; auch besteht die subapicale Fleckenreihe derselben aus 5 bedeutend grösseren Flecken, von denen der mittelste am grössten. Auf den Hinterflügeln ist oben die submarginale Punktreihe nur durch die drei oder vier vordersten apicalwärts vertreten.

Auch *E. aegyptus* Butl. von Sumatra ist eine verwandte Art, die aber ebenfalls die subapicale Fleckenreihe der Vorderflügel vollzähliger und sogar noch grösser hat als *Lowii.*

Benannt nach Herrn Stichel, dem derz. Schriftführer des Berliner entomolog. Vereins, der mich durch Zusendung von Vergleichsmaterial aus Nias aufs liebenswürdigste unterstützt hat.

6. Euploea (Tronga) mentawica n. sp. S. Taf. II F 1 ♂ 2 ♀

♂♂ und ♀♀. Länge des Vorderflügels: ♂ 45—51, ♀ 45—49 mm.

Etwas grösser als *Tr. niasica* Moore.

Oberseite ♂: Dunkel schwarzbraun, die Hinterflügel gegen den Vorder- und Hinterrand etwas lichter. Auf den Vorderflügeln in der Regel eine inkomplete Reihe weisser Marginalpunkte. In den Zellen beiderseits der letzten medina je ein weisser, kleinstecknadelkopfgrosser, submarginaler Fleck, von denen der obere konstant grösser und oft nur allein vorhanden ist. Öfters schliessen sich in den Zellen nach oben noch 1 oder 2 weitere feine Pünktchen an; bei einem Exemplar haben sich dieselben sogar zu einer dünnen, submarginalen Punktreihe ausgebildet, die oben mit einem grösseren subapicalen weissen Keilfleck (Spitze nach innen) zwischen subcostalis und oberer radialis endigt.

Hinterflügel mit einer marginalen und submarginalen Reihe weisser, länglicher Fleckchen. Diese weissen Zeichnungen können nun ganz verschwinden. Die dunkelsten Exemplare haben die Oberseite aller Flügel einfarbig braun und nur am Aussenrande der Hinterflügel eine inkomplete Reihe verloschener weisser Marginalpunkte.

Unterseite: Wie oben. Auf den Vorderflügeln steht ausserdem noch zwischen unterer und mittlerer mediana ein grösserer, länglicher, unregelmässig gestalteter, weisslich-violetter Fleck, ein ebensolcher kleinerer sowohl oberhalb desselben in der Zelle zwischen oberer und mittlerer mediana, als in der Spitze der Mittelzelle und am Vorderrande zwischen 1. und 2. subcostalis. Die marginale und submarginale Fleckenreihe fehlen nur bei den dunkelsten Exemplaren; aber stets sind die ihnen entsprechenden weisslichen Punkte in der Zelle zwischen unterer und mittlerer mediana vorhanden, und wenn die Submarginalreihe komplet ist, so ist der in der obenerwähnten Zelle stehende der grösste, entsprechend der Oberseite.

Auf den Hinterflügeln stehen ausser den oft inkompleten Marginal- und Submarginal-Punktreihen noch ein weisslichvioletter Punkt in der Spitze der Mittelzelle, umgeben von 2 – 5 ebensolchen in den Spitzen der angrenzenden Zellen. Derselbe

kann jedoch auch fehlen, resp. so klein werden, dass er kaum mit der Lupe erkennbar ist.

Oberseite ♀: Heller als der ♂, olivenbraun. Auf den Vorderflügeln ist die marginale Punktreihe sehr verwaschen und inkomplet, ebenso die submarginale. Doch leuchtet hier bei allen gerade wie beim ♂ stets und am grössten der zwischen mittlerer und unterer mediana stehende Fleck hervor. Konstant vorhanden sind ferner: Der Costalfleck zwischen 1. und 2. subcostalis, ein Fleck in der Spitze der Mittelzelle und ein nebenan befindlicher in der Zelle oberhalb der zweiten mediana.

Bei einem Exemplar steht in der Zelle unterhalb der unteren mediana in der Mitte noch ein länglicher weisser kleiner Strich.

Auf den Hinterflügeln sind Marginal- und Submarginal-Fleckenreihe sehr scharf und gut ausgeprägt, grösser als beim ♂; nur bei einem Exemplar fehlt die letztere fast ganz.

Unterseite: In der Spitze der Mittelzelle beider Flügelpaare steht ein bleichvioletter Fleck und zwischen diesem und dem Aussenrand befinden sich 3 Querreihen weisslicher Flecke mehr oder minder komplet, eine discale, eine submarginale und eine marginale, immer aber die beiden Flecke der discalen und submarginalen Reihe, welche in der Zelle der Vorderflügel zwischen mittlerer und unterer mediana stehen, am grössten.

Unterhalb der unteren mediana der Vorderflügel steht ein langer, bleichvioletter Streif, der nach unten mit dem hellen Hinterrandsfeld zusammenhängt. An der Basis der Vorderflügel ein, der Hinterflügel 2—3 weisslich-violette Punkte.

Hinterleib schwärzlich, unten weisslich quergestreift.

7. **Euploea (Tronga) Morrisi** n. sp. S. Taf. II F. 6 ♂, 7 ♀.

In beiden Geschlechtern. Länge des Vorderflügels: ♂ 35—38 mm, ♀ 37—41 mm.

Die ♂♂ haben den Hinterrand der Vorderflügel sehr stark ausgebaucht.

Beide Geschlechter olivenbraun.

♂. Oberseite: In betreff der weissen Zeichnungen variieren

die einzelnen Stücke sehr. Das dunkelste ist oben einfarbig und hat nur am Vorderrande oberhalb der Spitze der Mittelzelle einen kleinen bleichvioletten Fleck. Ebenso scheinen am Aussenrand der Hinterflügel die submarginalen Randpunkte der Unterseite schwach durch.

Die meisten Exemplare jedoch haben, bei einfarbig braunen Vorderflügeln, auf den Hinterflügeln eine mehr oder minder komplete und deutliche Reihe submarginaler und marginaler weisser Flecke, von denen die drei dem Vorderrande zunächst stehenden der submarginalen Reihe rund und gewöhnlich auch am grössten sind, während die andern mehr länglich strichförmig sich erweisen.

Zwei Exemplare haben auch auf den Vorderflügeln je eine inkomplete marginale und submarginale Reihe feiner weisser Punkte, in der Weise, dass die marginale Reihe unten am Hinterwinkel beginnt und nach oben zu allmählich verlöscht, während die submarginale am Vorderrand beginnt und nach unten zu verlöscht. Ausserdem zeigt noch eines dieser beiden Stücke nach oben durchschlagend einen weissen Punkt in der unteren Spitze der Zelle und nebenan einen ebensolchen zwischen erster und zweiter mediana.

Auf der Unterseite sind alle Flecke und Punkte bläulichweiss, die Marginal- und Submarginal-Punktreihen aller Flügel sind mehr oder minder komplet, auch bei den dunkelsten Exemplaren. In der Mittelzellenspitze aller Flügel steht ein heller Fleck. Auf den Hinterflügeln ist derselbe in den anstossenden Zellen umgeben von einem Halbkreis von 6—7 gleichfarbigen Punkten, während auf den Vorderflügeln im Discus beiderseits der ersten mediana bei allen Exemplaren noch je ein heller Punkt steht, denen sich nach unten zwischen mittlerer und unterer mediana ein etwas grösserer, ovaler, gleichfarbiger Fleck anschliesst. Der Vorderrandspunkt oberhalb der Spitze der Mittelzelle ist unten bei allen Exemplaren vorhanden.

Die ♀♀ zeigen bei gleicher Variabilität auf der Oberseite dieselbe Zeichnung. Auf der Unterseite jedoch ist dieselbe weniger variabel und in allen Punkten bei sämtlichen Exem-

plaren vorhanden und zwar etwas grösser als beim ♂. Ausserdem haben sie als Fortsetzung der submarginalen Punktreihe der Hinterflügel oberhalb der ersten subcostalis noch einen hellen Fleck, der bei den ♂♂ meistens fehlt. Auf den Vorderflügeln steht unterhalb der letzten mediana ein langer, mit den übrigen Flecken gleichfarbiger Streif, der nach unten meistens mit dem hellen Innenrandfseld zusammenhängt. An den Wurzeln der Hinterflügel 2—3 weisse Punkte.

Hinterleib braun, unten bläulichweiss quergestreift.

Benannt nach Herrn Dr. med. Morris, dem Reisegenossen des Herrn Maass.

8. Euploea (Trepsichrois) Maassi n. sp. S. Taf. I F. 4 ♂ Taf. II Fig. 5 ♀.

In beiden Geschlechtern. Länge des Vorderflügels: ♂ 46—48, ♀ 45—50 mm.

Der dieser neuen Art gleicht auf der Oberseite dem ♂ der *Tr. mindanaensis* Semp. von den Philippinen. Letztere jedoch hat, wie ich mich an einem Dutzend Exemplaren überzeugt habe, auf der Oberseite der Vorderflügel die blauen Marginal- und Submarginal-Punktreihen fast stets komplet, während bei dem Mentawai-Tier beide stets inkomplet sind; die marginale Reihe namentlich besteht oft nur aus wenigen winzigen Pünktchen. Die submarginale Reihe setzt sich konstant nur aus 5 Punkten zusammen (statt aus 8 bei *mindanaensis*), von denen der oberste oberhalb des ersten Discoidalastes stets der grösste ist. Die Hinterflügel sind ohne jeglichen blauen Schiller.

Auf der Unterseite hat die Mentawai-Art konstant in der Spitze jeder Mittelzelle einen bläulichen Fleck, umgeben von einem Halbkreise anderer in den anstossenden Zellen, worunter auf den Vorderflügeln die beiden zwischen den Medianästen und der zwischen den beiden ersten Subcostal-Aesten am grössten. Der im Anfang der Zelle oberhalb der unteren mediana stehende ist überdies von hellerer, mehr weisslicher Farbe.

Auf den Hinterflügeln bestehen diese Flecke nur in feinen

Spritzern, die oft kaum sichtbar sind. Die marginale Punktreihe ist meist komplet; von einer submarginalen ist jedoch nur ein Anfang vorhanden, von der ersten subcostalis bis zur zweiten mediana herab, und besteht ebenfalls nur aus feinen Pünktchen, während sie bei *mindanaensis* sehr deutlich und komplet ist und von der zweiten mediana ab bis zum Analwinkel aus länglichen Strichen besteht.

Das ♀ von *Maassi* hat die Flügel bleich braun, heller als alle mir bekannten Arten und in sämtlichen 4 Exemplaren ohne jede Spur eines blauen Schillers. Die Flecke und Streifen sind wie bei *midamus* ♀, aber bleicher, verwaschener, und etwas bräunlich angehaucht.

Ich nenne diese hübsche neue Art nach dem verdienstvollen Leiter der Expedition, Herrn A. Maass in Berlin.

9. Xanthotaenia polychroma n. sp. S. Taf. I F. 5.

2 ♂♂. Vorderflügellänge: 33 und 32 mm.

Kleiner als *X. obscura* Butl. von Nias und *X. busiris* Westw. von Malakka und den grossen Sunda-Inseln, und mit schmaleren Flügeln als diese. Unterscheidet sich von denselben hauptsächlich durch die auffallend ockergelbe Farbe der Hinterflügel oben, die nur an der Wurzel bräunlich werden, während die Rippen schmal und der Aussenrand und halbe Vorderrand ziemlich breit dunkel bestäubt sind. Ausserdem fehlt auf der Oberseite der Vorderflügel der helle Apicalfleck bei dem einen Exemplar ganz und bei dem andern ist er sehr klein. Die Querbinde ist nicht so intensiv gelb als bei den Vorgenannten und erreicht bei dem einen Exemplar nicht ganz den Vorderrand, sondern endigt an der zweiten subcostalis, bei dem andern wird sie von dort ab undeutlich.

Die Unterseite gleicht der von *busiris*, ist jedoch etwas bleicher und heller, namentlich die gelbe Querbinde und der Apicaltheil der Vorderflügel. Die Ocellen der Hinterflügel sind kleiner und nur wenig dunkler bestäubt als bei *busiris*. Die kleinen Zwischenocellen fehlen bei dem einen Exemplar ganz, bei dem andern sind sie rudimentär.

Die Behaarung des Kopfes und des Thorax oben etwas heller als bei *busiris* und *obscura*.

10. Cethosia pallaurea n. sp. S. Taf. I. F. 6.

2 ♀♀. Dieses hübsche Tier, dessen Vorderflügellänge 44 mm beträgt, steht ungefähr zwischen *C. aeole* Moore von Java und *C. cyane* Dru. von Vorderindien. Die Form der Vorderflügel ist nicht ganz so gestreckt wie bei *hypsina*-♀♀ von Sumatra, Malakka und Banka, der apex weniger ausgezogen, und gleicht mehr den *cyane*-♀♀.

Oberseite: In der Färbung ähnelt das Tier am meisten der *aeole* von Java, doch ist es viel bleicher, mehr gelb statt rot, und die diskale Querbinde der Vorderflügel crêmefarben, ausserdem auch etwas breiter. Das helle Feld längs des Innenrandes der Vorderflügel steht an Ausdehnung zwischen *aeole* und *hypsina* und ist hell weisslichgelb, gegen die Wurzel hin mit schwach rötlichem Anflug. Derjenige Teil der Vorderflügel, welcher bei *hypsina* und *aeole* einfarbig schwarz ist ohne andere Zeichnung als die feine weisse Randzackenlinie, weist bei *pallaurea* fast dieselbe Zeichnung auf wie bei *cyane*, namentlich die submarginale Reihe weisser Striche hinter der Zackenlinie. Die diskale weisse Querbinde, welche sich bei *cyane*-♀♀ in ihrer ganzen Breite an diese submarginale Strichreihe ansetzt, berührt bei *pallaurea* dieselbe nur mit ihrem äussersten Ausläufer ganz schmal beiderseits des zweiten Medianastes. In dem schwarzen Feld zwischen beiden befinden sich noch, von der Binde ausgehend, feine, verwaschene, weissliche Wische. Die Querstreifung der Mittelzelle unten ist auch auf der Oberseite deutlich sichtbar, was bei den mir vorliegenden *hypsea*- und *hypsina*-♀♀ gar nicht und bei *aeole* nur in ganz schwachem Grade der Fall ist.

Auf den Hinterflügeln, welche in orangegelbem Felde dieselben schwarzen Spritzer besitzen wie *aeole*, ist der schwarze Aussenrand fast doppelt so breit wie bei allen vorgenannten Arten.

Auf der Unterseite unterscheidet sich *pallaurea* sofort dadurch, dass die Aussenränder aller Flügel viel breiter schwarz gefärbt sind und dass hinter der weissen Randzackenlinie eine wellige, durch die, auf den Hinterflügeln gelben, Adern unterbrochene weisse Linie sich befindet. Im ganzen Apicalteil der Vorderflügel fehlt die ockergelbe Färbung der andern Arten vollständig, der innere Rand der weissen Querbinde verläuft mehr gerade, während er bei *hypsina* und *aeole* treppenstufenartig ausgebuchtet ist und die vom 2. Medianast zur Mitte des Innenrandes herabziehende weisse, schwarz eingefasste Halbbinde ist kaum angedeutet.

Auf den Hinterflügeln ist die weisse Discalbinde verloschener und verliert sich ungefähr vom 2. Medianast ab allmählich in der gelben Grundfarbe. Ihr äusserer Rand ist, mit Ausnahme eines schwärzlichen Striches nahe dem Vorderrande, ohne die schwarze Strichbegrenzung, wie sie bei *aeole* und *hypsina* zu sehen ist und ihr innerer Rand ist viel weniger ausgebuchtet.

11. Messaras peliopteryx n. sp. S. Taf. I F. 7.

In beiden Geschlechtern. Vorderflügellänge des kleinsten ♂ 28,5 mm, des grössten ♀ 32 mm.

Etwas grösser als *M. erymanthis* Cr. und *M. disjuncta* Weym. von Nias.

Auf der Oberseite sticht das Tier unter allen Formen, wie sie mir von Nias, Malakka, Sumatra, Borneo, Ceylon und Hongkong vorliegen, dadurch hervor, dass die Basalhälfte aller Flügel völlig aufgehellt ist und nur unmittelbar im Wurzelteil verloschene graue Bestäubung hat, so dass die Flügel alle gleichmässig bleich ledergelb erscheinen, fast von derselben Farbe, wie die Querbinde der Vorderflügel bei *erymanthis*. Infolgedessen ist auch bei unserer Art von dieser Binde kaum eine Spur zu sehen, nur die sonst scharf schwarzen, zackigen Säume derselben finden sich in verloschener bräunlicher Zeichnung hier wieder. Der Apicalteil und Aussenrand der Vorderflügel ist nicht so dunkel wie bei *erymanthis* oder *disjuncta*, sondern nur leicht,

aber sehr breit schwärzlich bestäubt und geht nach innen nicht scharf abgeschnitten, sondern ganz verloschen und allmählich in die bleichgelbe Grundfarbe über. Bei mehreren Exemplaren finden sich in diesem schwarzen Apicalteil die 3 Reihen bleichgelber Flecke, wie sie Weymer bei der Niasform *disjuncta* angiebt, aber nur ganz verloschen und undeutlich. Der runde schwarze Fleck, der sich bei *erymanthis* und *disjuncta* in der Zelle zwischen mittlerer und unterer mediana mitten in der gelben Querbinde präsentiert, steht bei *peliopteryx* näher an dem dunkeln Aussenrande.

Auf den ebenfalls hell ledergelben Hinterflügeln sind nur die runden, schwarzen Flecke von einem verwaschenen, dunkler gelben Hof umgeben und die schmale Binde, welche dieselben wurzelwärts begrenzt, ist hell weisslich, wie bei recht hellen Exemplaren von *disjuncta*. Hinter dieser schmalen, weissen, innen dunkel gesäumten Binde folgt wurzelwärts nach einem Zwischenraum, der bei *peliopteryx* stets breiter ist als bei *erymanthis* und *disjuncta*, noch eine einfache dunkle Linie. Während dieselbe bei den eben genannten Arten ziemlich stark gebuchtet und geschlängelt ist, verläuft sie bei *peliopteryx* fast ganz gerade und entsendet nur am 1. Discoidalast einen scharfen Zahn nach aussen. Nur bei einem einzigen Exemplar ist diese Linie ebenfalls etwas mehr gebuchtet.

Die Unterseite aller Flügel ähnlich wie bei *disjuncta*, vielleicht noch eine Kleinigkeit heller und auf den Vorderflügeln infolge des fehlenden Kontrastes des dunklen Basal- und hellen Mittelteils einfarbiger. Der Opalglanz der äusseren Mondreihe der Hinterflügel fehlt.

12. **Limenitis Laubenheimeri** n. sp. S. Taf. I F. 8.

2 ♀♀.

Grösse und Gestalt wie beim ♀ von *L. aemonia* Weym. von Nias, dem sie auch sonst in Zeichnung und Färbung nahe steht. Sie unterscheidet sich von diesem jedoch sofort durch die sammtschwarze Grundfarbe der Vorderflügel auf der Ober-

seite, welche nur die Flügelwurzel und den Innenrand bis zur weissen Mittelbinde hin mahagonibraun lässt. Längs des Aussenrandes ziehen sich zwei feine, wellige, durch eine schwarze Linie getrennte graubraune Submarginallinien herab. Die weisse Mittelbinde ist grösser resp. breiter als bei *aemonia*, und der unterste Fleck dieser Binde, welcher bei den 5 mir zur Verfügung stehenden Exemplaren von *L. aemonia* (3 ♂♂, 2 ♀♀) nie den Submedianast erreicht, geht bei *Laubenheimeri* bei dem einen Exemplar bis zu demselben, und bei dem andern Exemplar sogar bis zum Innenrand selbst herab. Die 2—3 subapikalen Fleckchen, welche bei *aemonia* sehr klein sind, präsentieren sich bei *Laubenheimeri* als vier mindestens um das Vierfache grössere, unter einander stehende Flecke, von denen die beiden mittleren, von eiförmiger Gestalt, am grössten sind.

Auf der Oberseite der Hinterflügel sind die beiden weissen Flecke am Vorderrande nicht durch die dunkle Ader getrennt wie bei *aemonia*, sondern zusammengeflossen und bedeutend breiter; nach unten schliesst sich ihnen noch ein dritter, stecknadelkopfgrosser weisser Fleck an. Die beiden feinen Wellenlinien längs des Aussenrandes, welche bei *aemonia* weisslich braun sind, haben bei *Laubenheimeri*, namentlich die innere, das Colorit der Grundfarbe der Hinterflügel (mahagonibraun).

Die Unterseite ist ähnlich der von *aemonia*, doch ist, entsprechend der Oberseite, im ganzen Apicalteil der Vorderflügel die Grundfarbe mattschwarz, mit wenigen, verloschenen, gelbbräunlichen Wischen. In der Mittelzelle ist der bei *aemonia* sehr breite braungelbe Querstreif durch die namentlich an der Aussenseite sehr breit werdende schwarze Einfassung bedeutend eingeengt.

Auf den Hinterflügeln haben sich die drei weissen Flecke der Oberseite zu einer kompleten, bis zum letzten Medianast herabziehenden, in der Mitte nach aussen gebuchteten, weissen Querbinde verlängert Der Aussenrand ist schwärzlich, dunkler als bei *acmonia* und durch eine gewellte, bleichviolette,

an den Rippen bräunlich angehauchte Linie der Länge nach verteilt.

Das hübsche Tier ist benannt nach dem eifrigen Freunde und Förderer der Lepidopterologie, Prof. Dr. Laubenheiner, Direktor der Farbwerke in Höchst a./Main.

13. **Athyma euryleuca** n. sp. S. Taf. I F. 9.

Ein ♂, ein ♀. Länge des Vorderflügels: ♂ 32, ♀ 33 mm.

Grösser als *A. kreshna* Moore, mit der sie sonst in der Anlage der weissen Zeichnungen ziemlich übereinstimmt; nur sind dieselben grösser und breiter als bei dieser, namentlich ist die innere Binde der Hinterflügel, die überdies nach aussen konvex gebogen ist, doppelt so breit als bei *kreshna*-Exemplaren, die mir von Sumatra und Borneo vorliegen. Der äussere Rand der Vorderflügel ist nicht konkav, sondern eher etwas konvex ausgebuchtet. Die subapikale und submarginale weisse Linie der Vorderflügel oben ist beim ♂ fast so deutlich wie bei *kreshna*-♂♂, beim ♀ ist sie etwas verloschener, bräunlicher.

14. **Neptis dahana** Kheil var. **confluens** mihi. S. Taf. I F. 10.

Ein Exemplar.

Die rotgelben Flecke auf der Oberseite der Vorderflügel fliessen hier noch mehr zusammen als bei *dahana* von Nias und die gleichfarbigen Binden auf der Oberseite der Hinterflügel sind breiter und hängen am Vorderwinkel ziemlich breit zusammen. Die dunkle Randbinde ist schmäler und die feine rotgelbe Linie darin steht nicht wie bei *dahana* in der Mitte, sondern näher nach dem Innenrande zu.

Die Unterseite ist noch fahler als bei *dahana* und die Zeichnungen der Binden fast ganz verwischt. Nur die beiden Fleckchen vor der Basalhälfte des Vorderrandes der Hinterflügel sind lebhaft schwarz geblieben.

15. **Neptis infuscata** n. sp.

Ein einziges ♀ von 26 mm Vorderflügellänge.

Am nächsten verwandt mit *N. vikasi* Horsf. und *N. ilira* Kheil. Mit der ersteren stimmt sie in der Färbung, mit der letzteren in Flügelschnitt und Zeichnung überein Der apex der Vorderflügel noch etwas stumpfer als bei *ilira*, das ganze Tier ausserdem etwas kleiner. Farbe der Unterseite nur wenig heller als bei *vikasi*.

16. **Neptis paucalba** n. sp. S. Taf. I F. 11.

2 ♂. Vorderflügellänge: 25 mm.

Etwas kleiner als *N. duryodana* Moore, mit der das Tierchen verwandt ist, und von der es sich ausser durch die geringere Grösse noch durch die Kleinheit der weissen Zeichnung, namentlich der diskalen breit unterbrochenen Fleckenbinde, sowie durch die bräunlich-verloschene Submarginallinie der Oberseite der Vorderflügel unterscheidet. Ausserdem steht auf den letzteren der weisse Fleck der diskalen Binde zwischen erstem und zweitem Medianast viel weiter nach innen zu, nahe der Spitze des weissen Mittelzellen-Keilflecks.

Die innere Binde der Hinterflügel erreicht nicht den Vorderrand und die äussere, aus getrennten weissen Strichen bestehend, ist geringer und verloschener.

Unterseite gleicht der von *duryodana*. Auch hier erreicht keine der beiden Hinterflügelbinden den Vorderrand.

17. **Chersonesia rahria** Horsf. u. Moore var. **apicusta** mihi. S. Taf. I F. 12.

Zwei ♂♂, ein ♀. Vorderflügellänge: ♂ 20, ♀ 23 mm.

Etwas grösser als *rahria*. Der ♂ unterscheidet sich von letzterer durch den ziemlich breit schwärzlich (bis zur Hälfte des Vorderrandes herunter) angerussten apex der Vorderflügel oben und etwas lebhafteres und saftigeres Colorit. Auf den

Hinterflügeln oben ist die submarginale Querbinde etwas mehr gebogen, die beiden sie begrenzenden schwarzen Linien etwas mehr gewellt und die schwarzen Striche in der Mitte derselben etwas kürzer und dadurch weiter auseinanderstehend.

Das ♀ unterscheidet sich vom *rahria*-♀ nur durch die Grösse und das eben beschriebene Verhalten der Submarginalbinde der Hinterflügel oben.

Die Unterseite beider Arten und Geschlechter fast ganz gleich.

Bemerkung: In wie weit *Danais (Salatura) Keteus* n. sp. verwandt oder identisch ist mit der Butler'schen *D. eurydice* von Nias oder der Doherty'schen *D. Pietersii* von Engano, kann ich aus Mangel an Vergleichsmaterial jetzt noch nicht ausmachen.

Anhang:

Die nachfolgende Liste führt die (von Hofrat Dr. Hagen bestimmten) Schmetterlinge aus meiner Ausbeute auf, welche von anderen Lokalitäten bereits bekannt und beschrieben sind.

Rhopalocera. Tagschmetterlinge.

Papilio theseus Cr.

Pieridae.

Eurema hecabe L.
„ tilaha Horsf.

Danaidae.

Hestia reinwardti Moore.
Gamana costalis v. nigrocostalis Hag.
Salatura hegesippus Cr.
Radena vulgaris Butl.
Parantica funeralis Butl.
Par. aglaoides Feld.
Penoa ménétriési Feld.

Morphidae.

Amathusia phidippus L.
Clerome arcesilaus v. pallidior Hag.

Satyridae.

Mycalesis medus L.
Ypthima pandocus v. mentawica Hag.

Nymphalidae.

Rhinopalpa elpinice Feld.
Iunonia atlites L.
Precis ida Cr.
Neptis ombalata Kheil var.

Lycaenidae.

Lampides elpis Godt.
„ aelianus Fabr.
„ spec.
Everes exiguus Dist.
Catochrysops spec.
Nacaduba spec.
Hypolycaena thecloides Feld.
Sithon ravindra Horsf.
Deudoryx xenophon Fabr.

Hesperiidae.

Padraona maesa Moore.
Pamphila augiades Feld.
Kerana diocles Moore.
Ismene lizetta Ploetz bestimmt durch Herrn Prof. Karsch.
Erionotha thrax L.

Heterocera. Nachtschmetterlinge.

Uranidae:

Micronia sondaicata gren.

Lithosiidae:

Bizone puella Cr.

Hypsidae:

Aganais (Asota) unicolor Hag.

Nyctemeridae:

Nyctemera inconstans Vell.

Noctuidae: Eulen:

Thermesiidae:

Thermesia spec.

Geometridae: Spanner.

Hazidae:

Euschema (Hazis) doubledayi Gnell.
„ militaris L.

Zerenidae:

Panaethia georgiata Guen.

Ephyridae:

Anisodes carnaria Walk.

Microlepidoptera. Kleinschmetterlinge.

Pyralidae:

Stericta spec.
Botys spec.
Zinckenia recurvalis.
Glyphodes bivitralis Gnen.
Margarodes (Glyphodes) spec.

3 Raupen, in Ermanglung der Schmetterlinge nicht sicher bestimmbar.

Kapitel V.

Liste der von Alfr. Maass auf Si-Pora (Mentawai-Inseln) gesammelten und dem zoologischen Museum in Berlin gegebenen Tiere.

I. Säugetiere.

bestimmt durch Herrn Kustos Matschie.

Sciuropterus lugens Thos. Flugeichhörnchen, ist erst von Modigliani auf Ši Oban entdeckt worden und von Thomas 1895 beschrieben; charakteristisch für die Mentawai-Gruppe.

II. Vögel.

bestimmt durch Herrn Professor Reichenow.

Loriculus galgulus Fledermauspapagei.
Collocalia linchi Salangane

III. Reptilien und Amphibien, bestimmt durch Herrn Dr. Tornier.

a) Eidechsen:

Calotes cristatellus Kuhl.
Gonyocephalus chamaeleontinus Laur.
Lygosoma nitens Ptrs.
Mabuia rugifera Schleg.
Aphaniotis aeutirostris Ptrs.

b) Schlangen.

Dipsadomorphus irregularis Merr.
Cerberus rhynchops Schn.
Chrysopelea chrysochlora Reinw.
Dendrelaphis caudolineatus Gray.

c) Frösche.

Rana modesta Böttg.

IV. Fische, bestimmt durch Herrn Prof. Hilgendorf.

Grammistes sexlineatus (Thunb.)
Epinephelus merca Bl.
Mesoprion decussatus C. V.
Apogon kalosoma Blkr.

Apogon fasciatus (White)
Chaetodon vittatus Bl. Schn.
„ Rafflesi Benn.
„ baronessa C. V.
Scorpaena diabolus C. V.
Percis tetracantha Laep.
Platycephalus cf. punctatus C. V.
Plesiops nigricans (Rüpp.)
Acanthurus triostegas (L.)
„ cf. strigosus Benn.
„ flavescens Benn.
Naseus lituratus (Forst.)
Gobiodon cf. histrio C. V.
Gobius phalaena C. V.
„ ornatus Rüpp.
Periophthalmus cf. chrysopterus Blkr.
Salarias fasciatus Bl.
Mugil waigiensis Q. G.
Dascyllus aruanus (L.)
Pomacentrus albofasciatus Schleg.
Pomacentrus rhodonotus Blkr.
Heliastes lepidurus C. V.
Glyphidodon cf. biocellatus C. V.
Platyglossus javanicus Blkr.
„ cf. purpurascens Bl. Schn.
„ notopsis K. H.
Stethojulis kalosoma Blkr.
Pseudoscarus cf. tricolor Blkr.
Pardachivus cf. pavoninus Lacep.
Plotosus sp.
Clupea cf. clupeoides Blkr.
Hemiramphus cf. quoyi C. V.
Muraena picta Ahl.
„ sp. (jung)
„ cf. hepatica Rüpp.
„ Rüppelli M' Cl.
„ nebulosa Ahl.
Gymnomuraena marmorata Lacep.
Moringua sp.
Balistes lineatus Bl. Schn.
Tetrodon nigropunctatus Bl. Schn.
Hippocampus guttulatus C. V.
Syngnathus conspicillatus Jen.

alles Meerfische, die meisten weit durch den indischen Ozean verbreitet.

V. Insekten

bestimmt durch Herrn Professor Kolbe.

a) Käfer (Coleopteren).

Familie Cicindelidae.

Collyris sp.

Familie Histeridae.

Hololepta procera Er.

Familie Hydrophilidae.

Hydrophilus cavisternum Bedel.

„ picicornis Cheor. var. orientalis Dej.

Familie Parnidae.

Sostea sp.

Familie Lucanidae.

Cladognathus giraffa F.

Familie Scarabaeidae.

Lepidiota stigma Burm.

Euchlora cupripes Burm.

„ jurinei M'Leay var. siporensis Kolbe.

Chalcosoma atlas Ol. subsp. chiron Ol.

Oryctes rhinoceros L.

Familie Buprestidae.

Chrysochlora fulgurans Hbst.

Familie Elateridae.

Athous sp.

Familie Oedemeridae.

Sessinia sp.

Familie Brenthidae.

Ceocephalus reticulatus F.

Trachelizus bisulcatus F.

Familie Cerambycidae.

Glenea saperdioides Thoms.

Clytus annularis F.

Familie Coccinellidae.

Caria dilatata F.

Verania lineata F.

Epilachna 28 — punctata F. var.

3 Larven der Gattung Rhynchophorus (Palmwurm).

b) Hymenopteren.

bestimmt durch Herrn Dr. Enderlein.

Apidae: Xylocopa laticeps Drury.

„ aestuans (L.)

Megachile sp.
Scoliidae: Triliacos dimidiata Gnér.
Discolia erratica Smith.
Chalcididae: Sycica sp.

c) Dipteren

bestimmt durch Herrn Dr. Enderlein.

Ptilocea fastuosa Gerst.
„ amethystina Vollenh.

VI. Spinnentiere und Tausendfüsse.

bestimmt durch Herrn Professor Dahl.

2 Scorpio longimanus Hbst.
3 Skolopender } (Tausendfüsse).
2 Juliden }

VII. Niedere Tiere.

a) Krebstiere,
bestimmt durch Herrn Dr. Vanhöffen.

a) Kurzschwänzige Krabben.
Gelasimus Dussumieri M. E.
„ annulipes M. E.
„ cultrimanus White.
Cardisoma hirtipes Dana (Landkrabbe).
Metopograpsus oceanicus Jacq. Luc.
„ latifrons White.
Sesarma gracilipes M. E.
„ sp. jung.
Sesarma cf. erythrodactyla Hesse.
„ cf. Aubryi A. M. E.
„ cf. Eydouxi M. E.
Eriphia scabricula Dana.
Atergatopsis sp.

b) Einsiedlerkrebse.
Coenobita clypeatus Hbst.
„ compressus M. E.
„ rugosus M. E.
Clibanarius coralinus M. E.
Calcinus tibicen Hbst.

c) Langschwänzige Krebse.
Thalassina anomala Hbst.
Palinurus ornatus F.
Talaemon cartinus (L.)

d) Heuschreckenkrebse.
(Squilliden).

Gonodactylus chiragra (L.)

e) Asseln (Isopoden).

Ligia sp.

f) Schmarotzerkrebse (Lernaeiden).

Penicalus cf. furcatus Kröy.

b) Ringelwürmer (Anneliden).

Serpula sp. (Röhrenwurm).

c) Weich- und Schaltiere (Mollusken), bestimmt durch Herrn Prof. von Martens.

a) Landschnecken.

Cyclophorus perdix Brod.
Nanina (Hemiplecta) nicht erwachsen.

b) Süss- u. Bankwasser-Schnecken.

Pythia panthorina A. Ad. jung
Neritina iris Mouss.
„ turrita Chemn. mit var. semiconica Lam.
Potamides palustris (L.)

c) Schalenlose Meerschnecken.

Oncidium Peroni Cuv. sehr gross.

d) Meer-Schnecken mit Schale.

Conus betulinus L.
„ figulinus Hwass.
„ hebraeus L.
„ catus L.
„ musicus Hass.
„ capitaneus L.
„ lividus Hwass.
Conus fabula Sow.
Murex adustus Lam.
„ Martenianus Rr.
„ triqueter Born.
Purpura pica Blainv.
Purpura strigosa Gm. (buccinea Dess)
Ricinula tuberculatu Blainv.
Pisania undosa (L.)
Nassa globosa Q. G.
Turbinella ceramica (L.)
„ cornigera Lam.
Latirus craticulatus L.
Mitra adusta Lam.
„ nana Rv.
Oliva elegans Lam.
Tritonium chlorostoma Lam.
Ranella bituberculаris Lam.
Cypraea mauritiana L.
„ talpa L.
„ lynx L.
„ caputserpentis L.
„ erosa L.
„ carneola L.
„ annulus L. (einzelne sehr klein).
„ moneta L.
„ interrupta Gray.
„ hirundo L.
„ globulus L.
Natica lurida Thil.

Strombus urceus L. (mit schwarzer Mündung).
Ranella bafonia Lam.
Strombus gibberulus L.
Cerithium moniliferum Kien.
Nerita chamaeleo L.
„ polita L.
Neritopsis radula (L.)
Turbo setosus Gin.
„ argyrostomus L.
„ petholatus L.
„ porphyrites Martyn.
Trochus niloticus L.
„ maculatus L.

e) Meer-Muscheln.

Spondylus sp., abgeriebene einzelne Schalen.
Area fusca Bong.
Tridacna (Riesenmuschel) sp., jung.
Circe gibbia (Lam.)
Asaphis rugosa (Lam.)
Teredo (Kuphus) arenaria L., Bruchstücke der Kalkröhre.

Meist im indischen Ozean weitverbreitete Arten.

d) Echinodermen.

2 Holothurien.

e) Korallentiere,
bestimmt durch Herrn Dr. Weltner.

Sarcophyton trocheliophorum Marenz. (weiche Koralle).
Fungia sp., dreierlei Formen.

Kapitel VI.

Mentawai-Sammlung

dem

Königlichen Museum für Völkerkunde

geschenkt und beschrieben

von

Alfred Maass.

No. 1. Hut tu-tu

gemacht von kūlit šagai und šaša d. i. aus den Schäften des Sagobaumes, (Metroxylon sagus) Nähte von Rotang, (Calamus speciosus) wird besonders von Männern getragen.

No. 2. Dolch palite

Klinge (baγa-t), Griff šákala, Scheide šagbuṅ von bulau käčat, einer Holzart, gemacht, Knochenspitze tōlat, Stichblatt bob-bob, Portepee gaut, ein Zauberkraut, welches auch in der Medizin benutzt wird, hier als Talisman dient. Abschluss des Handgriffs golo.

No. 3. Hut tu-tu

gemacht aus bälau, (Pandanus atrocarpus Griff.) genäht mit bakä (Gnetum Gnemon L.), versehen mit roter Rotang-schnur lai-lai, wird besonders von Frauen getragen.

No. 4. Hut tu-tu

wie 3, aber mit einer Guirlande von Bananenblättern būluk bago (Musa paradisica) versehen.

No. 5. Hüftschmuck lai-lai

gemacht aus rot gefärbtem Rotang lai-lai; vor der Behandlung heisst derselbe pälāgā, nach der Behandlung lai-lai. Derselbe wird in einem Bambusbehälter gesteckt und darin eine Woche lang mit dem Rindensaft von ōnam rot gefärbt, (mal. ubar) (Glochidion sumatranum Miqu).

No. 6. Frauenbekleidung für den Oberkörper

gemacht aus Bananenblättern būluk bago (Musa paradisica).

No. 7. Frauenschurz für den Unterkörper kōmaṅ

gemacht aus būluk čogūnai. Blatt von (mal. pisang rimba) der wilden Banane (Musa malaccensis).

No. 8. Bogen rau-rau

gemacht von Palmenholz. Sehne īktäk oder ītäk spitzes Ende an der Spannungsseite ütå, stumpfes Ende pai-pai, Spannungskerb lok-loṅ, stumpfer Höcker agara, das Spannen bätäk, das Abspannen čip.

No. 9. Pfeil logui

Spitze båkulū aus arībuk, (Areca Nibung Mart.) Nibongpalme, Fadenbefestigung liptäp, Pfeilspitze pīat aus arībuk, Pfeilspitzenverzierung (Kerbe) līlit, Spitze des Pfeileinsatzes (Widerhaken) lakut, Pfeilschaft aus oši (Lygodium microphyllum) genannt ūma, Pfeilpech ōnam (Glochidion sumatranum Miqu.), Pfeilband liptäp. Der Pfeil wird erst gebunden, dann gelackt. Pfeileinsatz båkulū, der flache Kerb daran gorot, der tiefe lok-loṅ.

No. 10. offener Köcher šalū-kat

Band daran apara, der Boden šókolo, untere Ende pai-pai, Band, mit dem gebunden, liptäp, aus Bambus obuk gemacht.

No. 11. Fischharpune mit 3 Spitzen bob-bob-boṅ

Schaft ūma, Band apara, Spitze čon, äusserste Spitze pīat, Widerhaken šoro.

No. 12. Fischharpune mit einem Haken bob-bob.

No. 13. Fischharpune mit zwei Haken bob-bob.

No. 14. geschlossener Köcher mašat

Köcher für Geräte aus Bambus obuk Deckel takä, Behälter ogbuk, runde rote Borte takä, schwarzer Anstrich aṅu, bereitet aus Canarium rostratum (oder Canarium longiflorum?)

No. 15. geschlossener Köcher mit Verzierung mašat.

No. 16. Tabaksbehälter abärä

Deckel takä, 2 Böden šókolo, Behälter tubū, Höhlung baγa.

No. 17. Tragkorb orä

Tragband lābit, Schnürband šä-šärä, Boden šókolo, das vorspringende untere, freie Ende bákala, gemacht aus pälāgā Rotang (mal. rotan kitjil).

No. 18. Ruder luga

Ruderzwinge oben takä, Gravierung unterhalb der Zwinge taka, Stange gō-gō, Ruderblatt gošät, Mittelrippe des Ruderblatts täi-täi gošät'nia, Knauf unten būluk šókolo, die scharfe Kante daran bä-bä, die stumpfe Ecke daran taimiṅ, verzierter Kerb an Spitze des Ruderblattes taka (Name für jede Verzierung.)

No. 19. Schachtel bákulū

zusammen gehalten durch Schnur apara, Tragband šaga, Deckel takä, Behälter selbst tubū

No. 20. Kleines Boot ladjo-at

wird als Kinderspielzeug benutzt. Steuerruder guru-ṅan, Vorderteil ūtā̈ Hinterteil mūri, Höhlung baγa, Kiel täi-täi, Pflöcke pata; Harz zum Dichten katokāli, Band zum Befestigen šärä. Übergang der Höhlung des Schiffsbauches zum Vorder- und Hinterteil tidit baγa. Die Einsatzlöcher für Ruderpflöcke ubä-kat.

No. 21. Kleines Wasserschöpfgefäss lu-lūmai

wird benutzt, um das Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Griff uka-kät, Knopf am Griff ubä-kat, gemacht aus tarap auch pu-laγa genannt (mal. madang prawas) (Polyadenia lucida Nees. oder Syzygium brachybotryum Miqu.); ebenso werden diese Schöpfer auch aus poak (mal. djulu atu) gemacht.

No. 22. Rindenschurzstoff kabit

gemacht aus der Rinde des baiko Baums (Artocarpus incisa) Brotfruchtbaum.

No. 23. Hüftschmuck ungefärbt pälāgā

derselbe war aus einer Bogensehne hergestellt, die von Rotang (mal. rotan ketjil) gemacht war.

No. 24. Hüftschmuck lap-lap

aus rotgefärbtem Rotang pälāgā (mal. rotan kitjil) gemacht; mit Perlen verziert. Bindeband puču; Faden zum Festhalten der Perlschnur šä-šärä. Der Nahtfaden der Rückseite bīrak

No. 25. Halsschmuck mit Perlen lai-lai

genannt. Die Perlen sind aus Padang importiert.

No. 26. Halsschmuck mit Perlen lai-lai
genannt. Nur anderes Muster.

No. 27. Perlhalsschmuck lai-lai
die senkrechten und wagerechten Gehänge werden nicht besonders unterschieden.

No. 28. Haarschmuck aus Perlen manai
derselbe wird am Hinterhaupt in einem Schopf getragen, besteht aus Perlen inu und kleiner Klingel tai roši, sowie einem kleinen durchbohrten Muschelstückchen gärä-gärä.

No. 29. Sagobehälter tápirī šagai
wird benutzt gewöhnlich zur Aufnahme von Sago, gemacht aus bošai (mal. Atap), wird auf der Schulter getragen. Die mit überwendlichem Stich gemachte Naht aus Rotang kak-kak; die einfache Naht in der Mitte und unten läläp-täu; die Naht am Boden bīrak; die überschüssigen Rotangenden der Naht puču.

No. 30. Wasserbehälter aus Bambus obuk.

No. 31. Grosse Essschüssel lūlak
Band zum Aufhängen šaga, Spitze ūtå, die als Verzierung dienenden Kerbe agara, Rand innen, sowie aussen bä-bä.

No. 32. Stirnschmuck kīrit
aus importierten Perlen, wird von Frauen und Männern getragen.

No. 33. Grosser Tragkorb für das Fischnetz bulukbuk.
Reifen lato, Deckelschnürband pipiu, Geflecht am Boden bīrak, Boden pä-pät, Öse des Tragbandes am Boden alupat, die Naht der einzelnen Seitenblätter bīrak balaba-kat.

No. 34. Feuerzange la-lap-lap n-api
Umbiegestelle lämu, die Arme tubū.

No. 35. Fischtrichter galātat auch golotoi
Das Band zum Aufhängen šaga, Naht bīrak, gemacht aus Sagoblättern kūlit šagai. Abfliessloch šókolo, oberer Rand ṅu.

No. 36. Trinkgefäss aus einer grossen Muschel bako
auch pako genannt (mal. serasa) (Nautilusboot?) Band dazu šaga.

No. 37. **Korb balāba**
der Boden šókolo, das Innere baγa, die Öffnung ṅu, Seitenwand bä-bä senkrechte Streben (Rippen) tärä, rundes kleines Bodengeflecht im Centrum bīrak, das gewundene Geflecht darin tu-tu-t käčat, Band šaga.

No. 38. **Armband sailīmun**
gemacht aus einer Pflanze (mal. sepatang) wächst als eine Art Schlinggewächs auf der Krone von Bäumen, ist nicht künstlich geschwärzt, sondern besitzt eine schwarze Rinde.

No. 39. **geflochtener Fischkorb ōpa**
hergestellt aus pälāgā (mal. rotan kitjil) eine Rotangart.

No. 40. **Damarharz panäšä**
zum Tätowieren, benutzt von den Eingeborenen (mal. damnar itam) genannt.

No. 41. **Wurzel kinäu**
wird zum Gelbfärben der Haut benutzt; von den Malaien (kuni) genannt. Fibraurea chloroleuca Miers.

No. 42. **Zuckerrohr kolä**
der Saft wird zum Tätowieren benutzt.

Nr. 43. **Klingel (Kinderspielzeug) agau**
Klingel oberer Teil čon (= Zahn), Klöppel djala, Blatt aus der Sagopalme būluk šagai, Band šä-šärä.

No. 44. **Raspel gi-giok**
gemacht aus dem Blattstiel der Kokospalme, zum Zerkleinern der Kokosnüsse gebraucht, Stachel čon, werden durch Feuer hergerichtet, labō.

No. 45. **Sitzbrett für Boot üdän-an**
gewöhnlich ohne Ornament, Band daran šä-särä, die Verzierung, das Ornamentieren taka, gemacht aus ma-tjämin, (mal. damar-puti), (Dammara-alba); grüne Farbe aus būluk daro (mal. daun-lombok (= Pfefferblatt) hergestellt, Loch für das Band pūčā, Holz karai (mal. maranti) Shorea.

No. 46. **Fingerring aus Messingdraht čip-čip.**

No. 47. **Fingerring aus Messingdraht čip-čip.**

No. 48. **Armband lätju**
von dickem Messingdraht gemacht, Herumwinden läu.

No. 49. Löffel šišip

Ende des Griffes stellt einen Hühnerschnabel dar, alle gekerbten Ornamente agara, der Schöpfteil aus Kokosschale lakut toitât, der Griff gō-gō-at, gemacht aus pa-taliña (mal. bonä) (Antidesma paniculatum), die durchbohrten Löcher pūčâ genannt, Kerbe am Rand der Schale agara.

No. 50. Pfeil zum Affenschiessen, vergiftet tūmuñ

Spitze auch tumuñ genannt, Ornament taka, Pfeilgift ōmai (mal. ipu) Antiaris toxicaria Bl.; Urticaceae.

No. 51. Musikinstrument lä-läga

bestehend aus 4 Hölzern, auch lä-läga genannt, 2 Schlägeln bo-bok-bok, gemacht aus dem Holze papan (mal. kaju balam), (Bassia balem, Sapotaceae ?).

No. 52. Kopfschmuck aus päläkak

(mal. pua) kleines dazu gehöriges Bund šairorot (mal. nila nali).

No. 53. Trinkgefäss lakut

gemacht von toitât (Kokosnuss), eingekratzte Streifen baruk oder polou (diese haben senkrechte Stellung), schmale Streifen bedeuten dasselbe, gemacht aus tarap (mal. madan prawas) (Polyadenia lucida Nees), Deckel takä, die Ösen taliña.

No. 54. Resonanzboden zur lä-läga, ugu-ñan

genannt, Längsseiten bâkälä.

No. 55. Stampfer balalai

Griff gemacht aus iñara (mal. ngara), Band šaga, Verdickung am Stiel baugō (?) das Loch täbäk, das dicke Ende zum Stampfen būa.

No. 56. Reibeschale bašok

wird gebraucht für Kokosnüsse, gemacht aus lapa-ät šagai, Sagoschaft.

No. 57. Musikinstrument tudū-kat

die 3 Klanghölzer werden Vater ūkui, Mutter īna und Kind tōγa genannt, beide Schlägel bo-bok-bok, die Querhölzer tärä.

No. 58. Kamm pa-šogi

die äusseren Spitzen ta-baliau, die Mittelspitze läña, die

Zähne čon, das Blatt tubū, gemacht aus Schildpatt, Brustpanzer mä-kara.

No. 59. Hölzerner Giftmörser in Vogelform pa-nudu-kat n-omai

Vogelkopf als Verzierung ūtå-ūma, Schwanz pai-pai, Höhlung baγa, Seitenwände baruk, Stampfer tu-tudu, Griff gō-gō, Ende des Stampfers tubū, Quetscher pä-päčut, Kerb oben lok-loṅ, Band apara.

No. 60. Hammer šášala

Stiel gōgō, Hammerkopf tubū, gekerbter Teil čon, Pflock pata wird zur Rindenzeugbearbeitung benutzt.

No. 61. Waldteufel ti-kurikut (?)

der Bogen taili toitåt, būluk, das zusammengekniffene Blatt, stammt von der Kokospalme.

No. 62. Feuerfächer bi-bit-bit n-api

aus būluk båla Nipapalme (Nipa fruticans).

No. 63. Flöte piau

gemacht aus dem Blatt der Kokospalme būluk toitåt, Mundstück djalai-djalai, der Stift dazu ko-kok, Zungenstück, wenn es vibriert, sich also öffnet, naṅka.

No. 64. Flechtwerk tapak

aus Kokosblatt gemacht. Spielerei.

No. 65. Flechtwerk tapak

andere Form

No. 66. Kleine Windmühle to-tobä

gemacht aus dem Blatt der Kokospalme. Kleine Scheibe čäk-čäk, Kinderspielzeug.

No. 67. Musikinstrument aus 2 Bambuscylindern ka-täuba (Trommel)

bestehend aus einem grossen Cylinder š'a-bäu (gross) und einem kleinen kiu, das Schnürband apara, Stimmkeil pata, die abgeschabte Fläche zum Klopfen mata (Auge), die Höhlung baγa und der Cylinder tubū.

No. 68. Sieb lätju

wird zum Saftausquetschen benutzt, aus päläḡä Rotang (mal. rotan kitjil) gemacht.

No. 69. Tätowiernadel pa-titi

in Form eines Hahns geschnitzt. Schlägel ba-bak-bañ oder bo-bok-bok, Nadel aus Messingdraht čon (= Zahn), Kopf der Nadel tipū-čon, Schwanz pai-pai, gemacht aus iñara-Holz (mal. ngara), Schlägel gemacht aus ma-tjämin (mal. damar puti) (Dammara alba), bis auf die Klopfstelle abgeschabter Griff gai, Klopfstelle būa, die beiden Enden pai-pai.

No. 70. Lanze šōat

Messingzwinge šalū, Lanzenspitze čon, die Spitze der Spitze lamānañ, Lanzenschaft ūma, Ende des Schaftes pai-pai, gemacht aus ši-m'-ašit (mal. kaju passa).

No. 71. Holz tūba

(mal. tuba) (Derris elliptica, Leguminosae) wird gebraucht zum Vergiften der Fische und als Pfeilgift.

No. 72. Sagopresse bolodbod šagai

wird benutzt zum Pressen der Sagoschäfte, welche zu den grossen Männerhüten benutzt werden, Presshölzer lap-lap von pädä-gat (mal. lako).

No. 73. Fackel kišou

wird benutzt zum Krebsen, aus pa-labañ-i-Holz gemacht.

No. 74. Nadel pa-noilak

gemacht aus Messingdraht, versehen mit Faden, gemacht aus bakä (mal. baggu) (Gnetum Gnemon L.).

No. 75. Schlafmatte bologbog

gemacht aus dem Sagobaum loina šagai (Metroxylon sagus), genäht mit šaša (Rotang), Liegefläche täi-täi (= Rücken), Bodenfläche baγa (= Bauch).

No. 76. Pflanzen zur Giftbereitung

baglai (mal. langkuas) (Alpinia Galanga L.), ōmai (ipu) (Antiaris toxicaria Bl.), daro (lombok) Pfeffer, tūba (tuba) (Derris elliptica). Aus diesen zusammen wird das Pfeilgift ōmai gewonnen.

No. 77. Stossstange tu-tūra

gemacht aus ma-tjämin läläu (mal. musirai) Ilex cymosa Bl., Stossende bakat.

No. 78. Amulett ṅālau

umwickelt mit roter pälāgā (Rotang) lai-lai genannt; es befinden sich in demselben šoγa, eine farrenartige Pflanze, tagät, ši-moboṅi(?), guluba, bai (mal. paku hadji) (Cycas circinalis L.), läpä-läpä, ailäpät ši ma-šurou (mal. puding itam), Schnur taliṅa, gemacht aus kūlit tobä (mal. baru), (Hibiscus tiliaceus L., Malvaceae).

No. 79. Beilstiel da-raṅ-an

mit Rotang umwickelt, Beilhalter ūtā, Geflecht dačat, Eisenteil čon, Name für das ganze Beil baliok, gemacht aus dem Holze lo-lošit (kaju passa), (Microsepala acuminata Miqu.) oder kaju madang.

No. 80. Flöte pīau

das Rohr aus lapa-ät ši kailo, Blattschaft der Papaya (Carica papaja) gemacht.

No. 81. Käfig loṅ

wird für Geflügel und andere kleine Tiere benutzt, gemacht aus rutū, einer Rotangart, (mal. rotan gedang).

No. 82. Brummeisen djaok

Zunge djala, Belastung derselben durch Bienenwachs katokāli, Handgriffbelastung wird auch durch katokāli hergestellt, von paola auch poula (mal. lako) (Arenga saccharifera) Areng-Palme, Zugschnur zum Spielen djoṅon, Knebel daran aus den Oberarmknochen von lätuak (mal. kalūwang), eine Art Fledermaus, Futteral ūma (= Haus), gemacht aus obuk (Bambus), geschwärzt mit Wachs am Boden, dasselbe ist deshalb schwarz, weil das Wachs alt ist. Das Wachs am Instrument ist braunrot, also jüngeren Datums.

No. 83. Messer ku-kura

Verzierung komät šaba, Kerb lok-loṅ; tai-lo-lokat Hals von Bambus obuk gemacht, Gravierung auf der Innenseite taka und du-rūkat Brust (cfr. Tätowierung).

No. 84. Schiebemesser šúšurū

scharfe Schneide čon, Spitze ṅu, Rücken guruk (?), zum Herausnehmen der Speisen aus Bambusröhren, gemacht aus Bambus.

No. 85. Pinzette zum Epilieren to-tok-tok

gemacht aus Bambus obuk, Klemmbranchen to-tok, federnder Teil aus dem Blatt der wilden Banane būluk čogūnai (mal. pisang karang oder utan rimba) Musa malaccensis wird benannt bokolat, schwanzartige Verzierung ma-biau, der Winkel, mit dem die Verjüngung beginnt šákoro, Band apara, die Zuschärfung der Klemmbranchen auch šákoro genannt.

No. 86. Harke šakut

beim Absicheln benutzt, gemacht aus liptäp (mal. bagu), (Gnetum Gemon L.), Harkenzahn čon, Stiel tubū.

No. 87. Feuerzeug

bestehend aus zwei Stäben, die aus loina-ōmai (ipu) (Antiaris toxicaria Bl.) bestehen, drehen des Stockes pūčā̊, der Stock, welcher gedreht wird, gōgō, der Stock, auf dem gedreht wird, pūčä-kat, die Drehgrube pūčä-kät, das Loch mata, die Drehspitze ṅu (scherzweise wird der Drehstab pärät (penis), das Loch tīläi genannt), (d. h. äussere weibliche Geschlechtsteile).

No. 88. Rindenzeug, unbearbeitet.

No. 89. Kinderboot ladjo-at

Hinterteil mūri, Vorderteil ūtā̊, Steuerruder guru-ṅan, Kopf desselben ūtā̊, der bauchartige Teil tubū, Verjüngung darunter golo, Kerb an der Spitze der Verjüngung lok-loṅ, Schwanz des Steuerruders būluk; das Steuer soll einen Menschen darstellen, Kopf ūtā̊, oberer Kerb daselbst ašak, der untere Kerb naṅan, Loch für das Steuerruder paä guru-ṅan, das dazu eingelassene kleine Stück lok-lok, das Steuerruder einstecken guru, herausnehmen golok, drehen pīlā̊k; der Rumpf des Schiffchens tubū, Seitenwand bä-bä, Boden täi-täi (= Rücken), Aufsatz rūpi, Pflöcke, die ihn halten, pata, die beiden kleinen Bretter des Aufsatzes vorn und hinten laṅgiri, der Pflock wieder pata, für den Gesamtausleger ist der Name ši räpak n-abak vorhanden; die beiden grossen Querstangen, an welchen die Ausleger befestigt sind lokot, die Spitzen derselben ṅu-lokot, die

Lenkstangen mit Belastung ši räpak, die verbindenden Pflöcke dazu pata, die Oberseite der Beschwerung tūdak, die Unterseite täi-täi, Seitenwände derselben bä-bä, der Mast pa-ṅairat-an, der verdünnte obere Teil balalai, die oberste Spitze desselben būtät balalai, Taue bao, Wimpel garo-garo, der lose Teil der Taue tipū bao, Segel ladjo, der obere Balken, an welchem das Segel befestigt wird mi-mit, ebenso die untere Stange, Taū am Segel pa ṅolot. Wenn die losen Seitentaue am Mast befestigt werden šärä; Ornament auf der Beschwerung des einen Auslegers taka, Loch zur Durchlassung der grossen Querbalken, an der Seitenwand befindlich, arát rüpi, das Segel reffen pūrut, das Segel entfalten ṅānāṅ.

No. 90. Musikinstrument tiko

gemacht aus 3 Bambuscylindern, Schlitz šī-šī, Boden šókolo, Kerb an beiden Schmalseiten lok-loṅ, der Innenraum ba*γ*a, Schlägel bo-bok-bok, Namen der Cylinder, der grosse buṅ, der mittlere ši läi, der kleine ši baṅ.

No. 91. Wasserbehälter la-laišun

gemacht aus ši ma-šūra; (sog. beschriebener oder bunter Bambus).

No. 92. Hacke für Sago du-rukū šagai

Stiel ūma, aus Bambus magǟa, Löcher im Stiel titi (-Tätowierung), Band šä-šärä aus Rotang šaša, (Calamus speciosus), Umwickeln lai-lai, Knoten päu, das Holz, welches zum Hacken benutzt wird, von arībuk (Areca Nibung) Mart. Nibongpalme, Unterteil čon, oberer Teil gō-gō, die schiefen Löcher oben im Stiel, wo die Hacke befestigt täbäk, das Durchführen desselben olop, Kerb in der Hacke lok-loṅ, Hackenschneide ṅu (= Mündung).

No. 93. Musikinstrument tuk-tuk

bestehend aus zwei verschiedenen Bambuscylindern, die senkrecht auf den Boden gestossen werden.

No. 94. Köcher obuk auch ogbuk

mit Kinderpfeilen aus Bambus magǟa versehen, Kinderpfeile taili eigentlich Blattrippe, aus kūlit šagai.

No. 95. Klammern pata
zum Festhalten der Sagostämme im Fluss benutzt aus magăa (Bambus); oberer Teil bukū die klammernde Rundung tūnań, die äusserste Spitze pīat, die grosse Spitze ńu, die Rückenfläche (grüne) täi-täi; die Seite täńa, die abgeschnittene obere Fläche šapū, die Stelle, die nicht mehr in den Sagostamm geht lakat.

No. 96. Kladdi Schabmesser pańirit gätä
aus Bambus gemacht.

No. 97. Schabeisen pa-núšuru
zum Glätten für Boote benutzt, Band zum Halten des Eisen dačat, gleichsam als Zwinge gedacht; Eisen pa-pat-i, Keile zum Festhalten desselben pata.

No. 98. Vogelfalle pa-ra-goa-t
gemacht aus Rotang šaša (Calamus speciosus), grosser Befestigungsring ši räko aus Rotang šaša, Schlinge des Ringes päu, die einzelnen kleinen Schlingen auch pa-ra-goa-t; Knoten, mit denen die kleinen Schlingen am grossen Ring befestigt sind, päu-päu. Schlinge šä-šärä, Knoten derselben päu-päu, zuschnüren njan, aufschnüren ńänáń, erwürgen šärä lo-lokat (eigentlich den Hals zuschnüren).

No. 99. Boot ladjo-at nach malayischer Art
von einem Insulaner als Kinderspielzeug nachgeahmt, Zwischenwände pa-šoń-an, feste Masse des Vorderteiles pa-kat, ebenso Hinterteil, Querkerbe beim Hinterteil (a) eigene Erfindung; das Boot ist gemacht aus batăra Holz, war malayisch nicht festzustellen.

No. 100. Kreisel to-toń
Stiel gō-gō aus magăa (Bambus) Kreiselholz būa d. h. Frucht, Spitze pai-pai, Höhlung ba*γ*a, Kreisel tu-tuińä-toń (sich drehen); Kreiselholz ist eine Frucht (mal. paning-paning) eine Quercus-Art.

No. 101. Läusekamm di-ríguru-t gošät
Zähne aus magăa (Bambus), Griff aus Schweineknochen-Oberschenkel tōlat bakapát ša koko, Gravierung täu, Einfügung der Zähne in einen Schlitz im Knochen tipū, ge-

platzt ái-bătu, Band apara, die kleinen Zähne der täu heissen agara, reinigen der Kammzähne durch Auseinanderschnellen derselben šat-šat; die Längsreinigung kikiṅ.

No. 102. Bindfaden tāli

gemacht aus Rindenbast von bakä (mal. baku); Gnetum Gnemon L. es werden von der schon bearbeiteten Rinde die weichen Fasern baγa benutzt. Die Fasern werden gedreht pútärä zu 2, 3, 4, 5mal u. s. w.

No. 103. Nähgarn pūläk

gemacht aus pūläk (mal. landä auch romin oder sau hutan genannt) (Parinarium Griffithianum Hook. fil.); der Rindenbast baγa kūlit.

No. 104. Musikinstrument, kleine ka-täuba

bespannt mit Schlangenhaut kūlit šaba, mal. ula bezaar, ula gedang (Python?) bespannte Seite mata, entgegengesetzte offene šókolo, Band šaga, Stimmkeil pata, Befestigungsring aus šaša (Rotang) Calamus speciosus heisst dačat, Befestigungsband für Schlangenhaut aus baiko dem Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) mit dem Saft aus ōnam (mal. ubar) (Glochidion sumatranum Miqu.?) gefärbt, heisst paṅītäk, Bambuscylinder okbug, (sog. dicker Bambus).

No. 105. Rolldecke ṅärä

hergestellt aus Bambusstäben mit Rotang geflochten, zum Einwickeln von Fischnetzen und Todten und als Schlafmatte benutzt; Oberseite täi-täi, Unterseite báγa, zusammenrollen pūrut, aufrollen ṅānāṅ, Stäbe auch ṅärä genannt; Band apara, Zwischenräume älak, Nacht bīrak.

No. 106. Fetisch kaman

(bara pūnän turu) ist punän vorhanden, werden sie geholt, umwickelt mit lai-lai, darunter laka (rotes Zeug) als Umhüllung; das umwickelte Ende šokolo, das offene ṅu-ṅu, an diesem ist Wachs katokāli, im Innern befindet sich gaut š'a-nītu. Kräuter gegen den bösen Geist. Wenn sie in den Wald gehen, nehmen sie es mit. Der Verkäufer hat es selbst gemacht, nicht alle können Amulette anfertigen.

No. 107. Handbaben tarap

sind bestimmt zum Halten für ein grosses Fischnetz und befestigt an einer Schnur, gemacht aus tarap (mal. madan prawas). (Polyadenia lucida Nees). Erhabene Ornamentringe golo, geschnittene Ringe gorot, das Ende der Handhabe stellt den Vogel dod-dod (mal. baraba) vor; der grosse Kerb am verdickten Ende heisst kudu-at šä-šärä; es müssen immer zwei zu einem Netz gebraucht werden. Bewegungen: seitlich pendeln lassen, in aufrechter Stellung īlo, wagerecht nach vorn strecken tägbug, dann aufrichten tūra, kurz zucken gärä-gärä.

No. 108. Dolchgriff šákala palite

aus šäu-šäu gemacht (mal. kaju umbu)

No. 109. Ärzteschmuck lai-lai ši käräi

gemacht aus Schwanz- und Flügelfedern des Hahns, ebenso aus langen, grünen Blättern palanū und kaba (mal. akaba) einer schwarzen Koralle, umwickelt mit lai-lai; nur in ši Berut wird die Schwanzfeder bulū pai-pai, Flügelfeder bulū käpa benutzt.

No. 110. Roher Bogen

mit bearbeiteten neuen und unbearbeiteten Pfeilen; Bogenholz po-poalat (mal. laka) Myristica, welches sie verarbeitet pa-dāγat nennen.

No. 111. Pfeillack ōnam

gewonnen aus Glochidion sumatranum Miqu.

No. 112. Pfeillackbehälter aus Bambus ūma ōnam.

No. 113. Schöpfeimer tu-tupu

gemacht aus den Schäften des Sagobaumes lapāät-šagai, (Metroxylon sagus), Stiel gō-gō aus Bambus magāa, Querholz zur Verbindung rākärä, Nacht bīrak, Knoten puču, Spitze des Trichters pai-pai; genäht mit šaša Rotang, (Calamus speciosus) die Naht am oberen Rand des Trichters bīrak, Verbindungsband am Querholz apara, der zugeschärfte Teil des Stieles balalai.

No. 114. Fischräucherrost šalaša

aus Längsstäben šalaša, kurze Stäbe tätäa, umschichtiges

Durchziehen der kleinen Stäbe ti-guru, Auseinanderbiegen der Stäbe läñau, Hineindrücken der kurzen Querstäbe gorošót, die offenen Zwischenräume, welche durch die Stäbe gebildet werden, heissen älak, gemacht sind die Stäbchen aus obuk Bambus, Oberseite baya, Unterseite täi-täi.

No. 115. Schlafmatte bolåbo
gemacht aus Rinde von ši moitä (mal. kare) (Linostoma scandens Griff; Thymeliaceae).

No. 116. Mausefalle pa-pak-pak
gemacht aus magǟa (Bambus). Spannstäbe der Ellipse pa-pak-pak; Band, welches sie zusammenhält apara; der Raum zum fangen tubū, Stellstab ko-kok-án, Kerb daran agara, Halter des Stellstabes loloi-kan, Spannband šä-šärä auch ša-šakut; das Loch in der Mitte täbäk, ebenso das andere für das Spannband, zusammenknoten puču auch päu.

No. 117. Ratten- und Mäusefalle njo-njoñ-njoñ
gemacht aus magǟa (Bambus), Stellstab ko-kok-án, die Feder aus Bambus do-ror-at, Stellstabband šä-šärä. Würgeband šä-šärä, Kerb lok-loñ, Schleife puču, Knoten päu. Löcher täbäk, spannen bätäk, ai-šäräan die Schlinge zieht sich zu.

No. 118. Luftpistole für Kinder bä-bätu-ät
(ebenfalls so wird auch das Gewehr genannt) Lauf aus magǟa, wird genannt ūma bä-bātu-ät, Bänder daran apara, Mündung pai-pai; entgegengesetztes Ende ñu, Stöpsel ība. (= Speise) von Blüten ailūpa (bungo jamba) (Jambolanum domesticum L.) Stosskolben turū, ebenso der eigentliche Stossteil, Handgriffe ka pät, die Blumen hineinstecken būluk, einschlagen bok.

No. 119. Modell eines Häuptlingshauses ūma š'a-bäu
senkrechte Balken, auf denen das Haus steht arīgī, wagerechte Balken für Schweinebucht gäli, Verbindungsbänder von Rotang šaša (Calamus speciosus), apara genannt, Schweinebucht ša koko, Horizontalbalken in der Längsrichtung des Hauses budjuk, grosser Balken in der Querrichtung pulañ-än, Fussbodenbelag aus Bambus magǟa; Befestigungslatten auf dem Fussboden djarāba. Der Thür-

rahmen lap-lap; grosse Balken auf dem Fussboden in der Längsrichtung des Hauses pō-pō, grosse Dachlatte an der Aussengalerieseite der Thür kabäi-at, Treppe ōrat, Stufe der Treppe mata ōrat, gemacht aus gobu Holz, Feuerstelle in der Vorgalerie koloko, Dachsparren vom Dach (Aussenseite) zum kabäi-at, kašou; für die Innenseite pa-ši-šikou, Dachlatten auch kabäi-at genannt, grosser Querbalken an der Vordergalerie bai-bait-at, Vorderbalken vom Rähmstück bai-bait-at, die Längsseiten des Rähm kabäi-at. Wände aus Sagoblattschäften lapa-ät šagai, tu-tuku genannt, Thürausschnitt in der Dachbedeckung mata-t ūma, grosse Thüren im Hause vorn und hinten baγa ūma, kleine Seitenthüren mata-t baliu, senkrechte Stützbalken roi-roi auf, Vorderseite und Hinterseite des Rähm stehend, für den grossen geschweiften Dachbalken pa-ra-bubuṅ-an, Ausläufer desselben, sehr geschweift pailo, Deckenbelag aus Latten dapara (?), befindet sich im Hauptraum des Hauses; das Dach zerfällt in den eigentlichen Dachbelag tobat, gemacht von būluk šagai (Sagoblätter) und die First, hergestellt aus būluk šagai, genannt tobat läläu (mal. sikai) Lygodium mikrophyllum, Dachreiter boubou, das kreuzweise Zusammenhalten der Dachreiterbalken šaila, Unterzüge der Dachreiter dä-dän-an, Befestigungslatten für das Dach lap-lap, ihre kreuzweise Zusammenkunftstelle šaila. Diejenigen Balken, welche den Dachbelag tobat halten, kalašou genannt; Naht des Dachbelages pa-ṅak-kak von Rotang; nähen ṅat, grosser innerer Versammlungsort baγa ūma, vordere Galerie zugleich Männereingang laibo, hintere Galerie ut, zugleich Frauenaufenthaltšort und Eingang, noch besser laibo-ka ut, n'-ūma genannt; Seitengalerie wird wie Fussboden djarāba genannt; die Vordergalerie ist der Aufenthaltsort für Männer; Deckenlatte lap-lap über Längsseite des Rähmstückes.

No. 120. Schlinge für Schweine šä-šärä,

von Rotang gemacht, Schleife mata, Knoten päk-päk.

No. 121. Fetisch ka-čaila ūma

kleines Heiligtum mit Blumen geschmückt, wird am Balken

des Hauses befestigt; Blumenbehälter aus Bambus mit einem Einschnitt zum Aufhängen von Blumen und Bändern. Das Ganze wird geschüttelt gärä-gärä, davor hat der böse Geist š'a-nitu Angst und entweicht. Grosser Einschnitt šau-šau, Zähne zum Aufhängen pa-nagat, Zapfen unten zum Anbinden aparät. Das Heiligtum enthält folgende Pflanzen. 1. šoγa eine farrenartige Pflanze, 2. ailäpät (puding telor) Graptophyllum hortense, 3. šugu-šűguru (sikilie) (Aeschynanthus brevicalyx Miqu.) 4. bóbolo (letjuan, Condyline terminalis), 5. šūra ša š'a-räu (puding amas, Codiaeum veriegatum L.), 6. šūra ka-lagai-mâi (pudiṅ ami, Tabernaemontana malaccensis), 7. duro (rissi), 8. bäkäu (bunga rajo, Hibiscus rosa sinensis), 9. dorot poula (pudju lako), (Arenga sacharifera), 10. bae būa (duftende Blätter), 11. totonan (mal. sambong) (Scindapsus pertusus), 12. koro babak (bunga raya puti, Gramatophyllum scriptum et speciosum).

No. 122. Kokosöl, von den Eingeborenen gemacht.

No. 123. Verzierter Schweineunterkiefer

soll darstellen, in welcher Weise der Eingeborene künstlerische Motive zu erfinden vermag. Roter Fruchtkern pa-ruša (Abruas precatorius), schwarze Verzierungen aus wildem Bienenwachs katokāli; an den Schneidezähnen ist ein Vogel ūma befestigt; die Hauer werden čon ši atā genannt. Lange Vorderzähne (Schneidezähne) pa-mákuru, das Zusammentreffen der Unterkiefer räma(k) bákala; das Ornament als solches taka, Muschelstückchen gärä-gärä.

No. 124. Tabakspfeife ubä-kat

dieselbe ist auf Bestellung gearbeitet, doch ist die Industrie derselben ausgestorben. Kopf tubū, der Stiel oder das Rohr gō-gō.

No. 125. Fetisch ka-čaila

wird gegen Kinderkrankheiten benutzt, in grünem Zustande geklopft und getrocknet, danach angesteckt und verbrennt mit wohlriechendem Rauch, welcher den š'a-nitu (Teufel) vertreibt, auch zum Verscheuchen des Blitzes soll dieser Fetisch im Gebrauch sein.

No. 126. Holzmarke šūga
wird benutzt zum Kennzeichen des Besitztumes in Gärten, Versicherung von Diebstahl; Kerb lok-loṅ, Spitze, die in den Baum geht baγa, entgegengesetzte Spitze pīat, gemacht von magāa (Bambus).

No. 127. Messer šo-šogi
wird benutzt zum Fransenmachen für Frauenschurze, Spitze pīat, entgegengesetzte pai-pai von obuk. Bambus.

No. 128. Haken šaga
benutzt zum Aufhängen von Sachen im Haus; von lo-lošit (kaju passa, Microsepala acuminata), Öse von Rotang šä-šärä, Haken pa-nagat, Kerb lok-loṅ, Knoten päu.

No. 129. Bambusbehälter takä šaba
für Schlangenfett, enthält das Fett der Pytonschlange, ist mit einem Bananenblatt verschlossen; wird schlechtweg obuk (Bambus) genannt; Stöpsel čäk-čäk.

No. 130. Fruchtzweig von būa djabut (bua rissing)
ist versehen mit Vogelschlingen šä-šärä.

No. 131. Fischreuse lägäu
gemacht von Bambus magāa, die beiden Fangtrichter werden tōγa genannt; der grosse Trichter tubū (= Körper), Naht bīrak aus šaša (Rotang); Spitze pai-pai aus obuk. Die beiden Zapfen ṅoimak, Aufhängeband šä-šärä, Handhabe zum Herausnehmen šäšaga, scherzweise werden die kleinen Trichter auch genannt ši bagi (jüngeres) und ši käbū (älteres Kind). Der grosse Trichter īna (Mutter).

No. 132. Grosser Fetisch ka-čaila pu-koat-an
(pantang pigi di laut djari ikan. d. h. ein Heiligtum, welches ganz besonders beim Auszug eines Dorfes zum Fischzug verehrt wird; es ist das grösste Heiligtum der Eingeborenen), grosser Stab rä-rä gewöhnlich dä-rä, Fuss aus Bambus magāa, Behänge aus Bändern und gefasertem Bast manai, kleines Brettchen aus den Schäften der Sagopalme lapa-ät šagai hergestellt, wird als Sitz des guten Geistes tukū-at pa-ši-bulu-an angesehen; Eierschalen tälu, Spitzen aus Bambus balalai, grosser Ring aus Rotang, der die Spitzen

auseinander hält läkät, die Naht resp. Band, welches den Ring festhält bīrak, kleiner Ring, der verhütet, dass der Bambus weiter aufspaltet, dač̆at aus Rotang, gelber herabhängender Bast von to-tonan (mal. sambong, eine kalmusartige Pflanze mit schöner, roter, grosser Blume) (Scindapsus pertusus, Schott.), weisser Stoff kōmaṅ š̆i ma-būlau, blauer Stoff kōmaṅ š̆i ma-pūš̆u, gemusterter Stoff kōmaṅ š̆i ma-guri.

No. 133. Schild kūrābit

dieselben sind nur noch bei den kriegerischen Stämmen auf š̆i Berut gebräuchlich. Das hier zur Sammlung gehörige ist auf Bestellung gearbeitet, in der Form, wie solche früher in š̆i Oban üblich war, hergestellt. Konvexe Aussenseite täi-täi, hohle Innenseite baγa, Ornamente taka, oberer Rand, ṅu, Seitenränder bä-bä, Spitze pai-pai, Handgriff aš̆ak, Kerbe agara, Loch zum Durchgreifen von Zeige- und Mittelfinger uka-kät, rote Farbe laiṅä (= Verschönerung), Holz bibakbaṅ (mal. pulai-pipi) (Alstonia kalophylla Miqu.); rote Farbe gemacht aus der Frucht des kalumānaṅ (mal. djanank).

No. 134. Fetisch für Ärzte ṅālau š̆i kärāi

Halsring aus Rotang pälāgā (mal. rotan kitjil); das Hauptteil heisst lai-lai, nach der Umwickelung mit lai-lai. Gelber Behang manai aus to-tonan (mal. sambong, Scindapsus pertusus Schott.), rotes Zeug kōmaṅ laka, Schmuck aus Muschelstückchen gärä-gärä und Perlen inu, Federn auch manai von bulū gou-gou Hahnenfedern, 2 kleine Stückchen lai-lai mit Perlen inu am grossen Stück angebunden, werden tä täi-at genannt; das Band dazu apara, Schluss des Halsringes besteht aus Rotang š̆aš̆a und Band apara, Knoten desselben puč̆u. Vor dem Amulett scheut sich der Teufel, dasselbe wird nur im pūnän getragen und ausser dieser Zeit fortgelegt.

No. 135. Sagobehälter daro auch poduat š̆agai

Aufhängeband š̆aga, oberer Rand ṅu, Reifen la-lap-lap aus š̆aš̆a Rotang, innen und aussen Rotangverbindung lato genannt, Knoten derselben pūč̆ä, die Abschnitte zwischen denselben tipū, das dünne Band zwischen den Knoten

auch lato, Boden šókolo, Geflecht mit grossen Maschen aus pälāgā heisst ligboṅ, das gedrehte resp. Umeinanderliegen der dicken pälāgā Streifen pa-čaila genannt; auf das Geflecht wird ein Bananenblatt būluk bago aufgelegt als Filter, um den Saft durchzulassen und den Sago trocken zu erhalten. Das seitlich angebrachte Hängeband ist durch Verlängerung mit dem Bodengeflecht verbunden; diese Verlängerung an der Wand heisst tipū šaga, aufhängen šaga, tubū Seitenwand.

No. 136. Fischnetzbügel damaū šūba

Bügel damau, Netz šūba, Bügel mit Rotang gebunden.

No. 137. Spaltholz für Kokosnüsse ogdag toitāt.

aus dem Holze iṅara (mal. ngara), Abschälen der Nüsse resp. Aufspalten ogdag.

No. 138. Fetisch ṅālau

Schnur tāli, daran 3 Stückchen laiga (mal. sapedas) Knolle einer Pflanzenart (Macaranga megalophylla).

No. 139. Massstab tārä

wird benutzt zum Knüpfen der Maschen beim grossen Schildkrötennetz djārik, aus Bambus obuk, Kerb lok-loṅ, Nacken tätä-kat, Hals lo-lokat, Schnabel vom Huhn wird die Krümmung genannt, welche beide Enden zieren.

No. 140 Fackel šūra

gebraucht für Moskitos, gemacht von šura toitāt, Kokosnussblütenschäfte, Bänder aus Rotang dačat, Flechten ūšu, Band apara.

No. 141. Thürflügel mata-t baliu

Zapfen pai-pai, geschnitztes Ornament — Hirsch — šä-šä, das andere labai (mal. banguan) einen Reiher vorstellend, gemacht von katūka (mal. katuka), Längsseite kuruk, Schmalrand ṅu, Innenseite (Ornament) baγa, leere Seite täi-täi.

No. 142. Medizinbehälter ūma rau

Allerlei Blätter darin, werden mit Wasserzusatz ausgelaugt und dann zum Waschen benutzt für den Körper 3 Tage lang bei Abort gebraucht; gemacht ist der Behälter von obuk.

No. 143. Frauenschmuck mandi oder ogo
wird auf den Rücken getragen und besteht aus bóbolo (mal. linguang) Condyline terminalis; manai ši ma-šiṅin (ruku ruku), ši maiṅo (mal bayem ayam, Amarantaceae), šūra (pudiṅ ramba?).

No. 144. Pfeffer daro
mal. lombok ist von Padang nach ši Oban herübergebracht worden.

No. 145. Filiernadel pa-litak-at
dazu ein Stab gemacht von arībuk, (mal. nibung, Areca Nibung Mart.) Nibongpalme, puču Schnur von kūlit tobä (mal. baru) (Hibiscus tiliaceus L.) Maschenhalter räpak, gemacht aus Bambus magāa; den Halter in die Maschen stecken ūšu ka mata, ebenso die Filiernadel in die Maschen stecken; die Filiernadel durch die Maschen ziehen šubai, der Prozess des Durchziehens von Garn kolot; knüpfen, Schlingen zuziehen päu.

No. 146. Hausfetisch ṅālau ūma
ist immer aus schwerem Holz gemacht (mal. tarap madan prawas) (Polyadenia lucida Nees oder Syzygium brachybotryum Miqu.), umwickelt mit kōmaṅ ši ma-pūšu, befestigt ist dieses mit lai-lai, gelber Behang von pälākak (mal. pua), und verschiedenen Stoffen: rotes Zeug kōmaṅ laka, blaues Zeug kōmaṅ ši ma pūšu, weisses Zeug kōmaṅ ši ma būlau gefärbt mit kinäu (mal. kuni). (Fibraurea chloroleuca Miers.) Hahnenfeder bulū gou-gou.

No. 147. Fetisch ka-čaila
benutzt im grossen Hause ūma š'a-bäu des Häuptlings von magāa Bambus und Sagoblättern būluk šagai, Band apara, ebenfalls von Sagoblättern.

No. 148. Puppe für kleine Mädchen ūma ta-tōγa ši na-näläm či goišo
gemacht von Holz lapa-ät šagai, Band pa-nagat von der Nipapalme būluk båla, Rückenschmuck manai von Blättern ailäpät ši bulaγat (puding telor) (Graptophyllum hortense), ailäpät ši ma-šurou (puding itam) (dunkler Ailäpät), Arme para, Füsse dä-rä, Hals lo-lokat, Kopf ūtā.

No. 149. Behälter für Teller gaktak pigat

Geflecht aus pälāgā (rotan kitjil), Band zum Aufhängen šaga Öffnung ṅanaṅ, der geflochtene Teil ligboṅ, Bindeband apara, ṅanaṅ öffnen, čip schliessen den Behälter.

No. 150. Grosses Boot ka-lāba

wird benutzt vom ganzen Dorf zum Fischen, Verdeck-Dach bubuk, Stützen arīgī, Querbalken bai-bait-at, obere Querbalken nä-näi-näi, ebenso werden auch die grossen Längsbalken auf dem Dach nä-näi-näi genannt; kudu-at loṅ agau ist der Platz für die Krabbenkäfige. Maste pa-ṅairat-an, Wimpel garo-garo, ebenso wird der dazu gehörige Vogel genannt, Spannseile für Maste bao, Segel ladjo, Stangen, an denen das Segel befestigt, mi-mit, die Befestigung des Segels bīrak, geschwungene Verzierung vorn und hinten korok, kleines Querholz am Vorderteil pa-ṅirit, frei über dem Wasser schwebendes dreieckiges Holz pu-ši-maṅan, Steuer guru-ṅan, Dach aus Atap, Nipapalme, būluk båla, andere Beschreibung vom Boot s. No. 89.

No. 151. Schwimmer damaū

wird benutzt beim Auslegen des grossen Fischnetzes, gemacht aus tarap (madan prawas) (Polyadenia lucida Nees.) unteres Ende pai-pai, Kerb lok-loṅ, obere Spitze ūtâ, erster Absatz bókolo, die darunter folgende eingezogene Stelle lo-lokat, die dann kommende Verdickung am Ringschnitt bokū, der eigentliche Körper tubū, Kerb am unteren Ende lok-loṅ.

No. 152. Körbchen ligboṅ

wird zur Sagopresse benutzt, gemacht aus loina a-li-ma-ma (mal. rotan batu) (Calamus Diepenhorstii), oberer Rand, ṅu, Boden šókolo, Flechten ligboṅ.

No. 153. Fischnetz mit Bügel šūba

Bügel damaū aus Rotang, Griff ebenso damaū, Befestigungsband šä-šärä, Hauptband vom Fischnetz, an dem es hängt pa-närä-at, Spitze des Netzes pūšou, Netzgewebe šūba; Band, welches den Bügel hält apara, das untere Band am unteren Griff räu-räu aus būluk båla (Nipapalmenblatt). Das Netz ist gemacht aus bakä (mal. kulit bagu). (Gnetum Gnemon L.)

No. 154. Hauszierrat ńu-ńu ši palū

Schnabel vom Nashornvogel, Bindeband šaga von Rotang baγa šaša.

No. 155. Hausbalken arīgī

mit reichem Ornament verziert, gemacht von ma-laibībī (mal. mandarahan, Cinnamomum calyculatum Miqu. oder Myristica mandarahan) mit Holzkohle gefärbt; Holzkohle šă-šä.

No. 156. Steuerruder guru-ńan

gemacht von kašai, soll vorstellen Kopf eines Menschen ūtă, nur Mund vorhanden ńa-ńa, Hals lo-lokat, Körper tubū, Loch für den Handgriff piläń-an heisst pai, Band resp. Schutzring aus šaša, Kerb (Hals) lo-lokat, die dem Schiff zugekehrte Seite heisst čon, die entgegengesetzte kuruk, Spitze pai-pai, šapdap der Übergang zum Steuerblatt genannt.

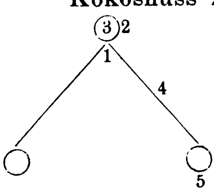
No. 157. Hirschfalle šūga šă-šă

Modell derselben gemacht von lapa-ät šagai (Sago) Zähne von Bambus obuk; der Hirsch šă-šä von Sago dargestellt; grosser Balken kudu-at šūga, soll die Erde vorstellen, in welche er gleichsam hineingesteckt wird. Die Zähne werden šūga genannt, obere Seite, auf welcher sich die Zähne befinden šī-šī, Seiten bä-bä, kurze Enden pipiu, breite Bodenfläche täi-täi.

No. 158. Hirschfalle šă-šără šă-šă

gebogener Baumstamm do-ro-at, Schlinge šă-šără Spannholz balitākat; Spanntau šă-šără balitākat; Grundlage des ganzen Gestelles hakenförmig loloi-kan; die Hölzer, welche das balitākat halten täkirat; hochschnellen bau-bau, niederdrücken, spannen ūrup oder šīkou.

No. 159. Spielzeug băa, (eigentlich die harte Bastschicht der Kokosnuss zwischen Oberhaut und Schale.)



1. pai-pai. 2. ūtă. 3. tubū. 4. bákapát, (Oberschenkel). 5. tără. 6. Hohlseite baγa. 7. convexe Seite täi-täi.

No. 160. Treppe von einem Hause ōrat
gemacht von ma-laibībī (mal. mandarahan) (Myristica mandarahan Miqu.), Stufen ōrat, die Schweifung in den Stufen šapdap ōrat, Kerb auf der Rückseite lok-loṅ, Spitze unten bakat n-ōrat, Kopf oben päpäu. (?)

No. 161. Krebskäfig käliu agau
von lapa-ät šagai den Blattstielen der Sagopalme, die 4 Pfähle pata genannt von magā̈a, einer mittelstarken Bambusart.

No. 162 Angel kábili
Angelhaken čot-ka-kābili, Drahtverbindung von Haken mit Schnur oila-oila, Schnur tāli, Aufwickelholz la-lak-lak, Beschwerung des Angelhakens von dickem Messingdraht lä-lā̈m-at; Spitze des Aufwickelholzes la-lak-lak, Spitze des Angelhakens la-ma-ṅaṅ (?), Widerhaken šoro, Öhr pai-pai; Angelstock toto, Angelhaken von lojaṅ (Messing); tāli schon beschrieben in No. 102.

No. 163. Angel für Seefische kábili.

No. 164. Angel mit Stock kábili.

No. 165. Musikinstrument, Nachahmung eines ṅoṅ.
gemacht aus einer Ficus-Art boti-at (kaju-aro), Zapfen pa-närä-at, Knoten päu; Aufhängeband šaga aus pälā̈gā̈; Schlagstelle šókulū, Rand der Innenseite bä-bä; Hohlfläche des Ganzen baγa š'a-bäu; innere Hohlfläche baγa šokulū; Klöpfel bo-bok-bok, Umwickelung mit Rindenzeug (kabit) tabut genannt, Stiel uka-kät (= Halter), Bastband apara aus liptäp (mal. bagu) (Gnetum Gnemon L.) gemacht; beide Enden des Halters heissen tipū; gemacht aus Rotang šaša.

No. 166. Fliegenfalle pa-pak-pak lägu
aus obuk (Bambus) gemacht, Spannholz šopo bákala, Arme der Falle bákala (= Kiefer), Zugschnur tāli; das Auseinanderbringen der Arme ṅānáṅ genannt; feststellen šopo.

No. 167. Schlinge für Besessene šä-šärä säläu
biegsamer Stab bau-bau-baṅ, aus ši bok-boṅ-i (mal. malimali) (Leea Sambucina Wild.)

No. 168. Garnhalter, Bindfadenhalter la-lak-lak
Spitze bákala, das dreieckige Loch baγa von ma-tjämin läläu (mal. musirai) Holz gemacht (Ilex cymosa Bl.)

No. 169. Galgenmodell ti-tīgot.
gebogener Baum do-ror-at, Drosselschnur šä-šärä, Schlinge mata-t šä-šärä, Spannschnur balitākat, das Spannen bätäk, loslassen bau-bau, eine Schlinge lösen golok, zuziehen njan, strampeln, zappeln bodöt, hängen toak.

No 170. Anker šao abak. (-Bootsanker.)
auch šao djārik grosser Fischnetzanker genannt, Öse zum Befestigen am Tau oila-oila aus pälāgā Rotang, Loch zur Aufnahme des Ankerringes resp. der Öse päu, Ankerschaft tubū, Ankerquerbalken šagīnai, Steine zum Beschweren tanai oder tanai šao; Befestigungsband šapara aus šaša, Loch zum Durchführen des Querteiles päu, Pflock, Keil zum Befestigen des Querteils pata, Greifhaken čon, Verzierung ūtā̆, stellt einen Hahn vor, Namen der Verzierung: Kopf ūtā̆, Schnabel ṅu-ṅu, Hals lo-lokat, Körper tubū, Holz aus kalu matäi (?). Der Anker ohne Öse aus lo-lošit gemacht. (mal. Kaju passa), (Microsepala acuminata).

No. 171. Tabaksbehälter ūma ūbā̆ oder talukut ūbā̆
aus Bambus obuk gemacht.

No. 172. Esswarenbehälter rudju oder lutu.
Geflecht lai-lai aus pälāgā, Tragband für den Rücken lābit, obere Öffnung ṅu, Boden šókolo.

No. 173. Kreisel von Holz baga
gemacht aus loina pa-taliṅa (mal. bonä), (Antidesma paniculatum), Körper tubū, Kerb lok-loṅ, Spitze ūtā̆, Band tāli.

No. 174. Fackel lo-loiši
wird beim Gewitter benutzt zum Vertreiben böser Geister; pā auslöschen, gemacht ist dieselbe aus palākak (mal. pua Name für viele Scitamineae); im Innern ist sie mit tabut toitāt bewickelt, umwickelt ist sie mit lai-lai pälāgā (Rotang), Hängeband aus pälāgā heist šaga.

No. 175. Galgenmodell ti-tigot

wird benutzt zum Hinrichten von Menschen, bei Giftmorden und besteht aus 2 Baumstämmen. Die Kreuzung der Baumstämme heisst šaila, Schlinge šä-šärä; die eigentliche Schlinge für den Kopf mata-t šä-šärä, Spannschnur šagīrät, spannen ītik, loslassen bau-bau, Verbindungsband der Baumstämme apara šaila.

No. 176. Zauberbesen ṅai-ṅai

besteht aus taili boala (?) (mal. lidi), zugebunden mit šaša, Band apara, Handgriff uka-kät, Fegen mit dem Besen nuṅnu (?)

No. 177. Hirsch šäšä.

aūs Wachs katokāli

No. 178. Vogel labai (der Reiher)

aus ailūpa (mal. salam) Holz gemacht (Jambulanum domesticum), dient als Hauszierrat.

No. 179. Dachverzierung košä táu tobat

befestigt an der schmalen Dachseite; Schmalseite táu, Spitze aus Holz verziert košä genannt. Die Spitze derselben piat, Kopf ūtä; viereckige Kante baligi, Zapfen gōgō, Loch darin päu, zum Durchführen des Sicherheitspflocks pata.

No. 180. Bogenbehälter talukut rau-rau

wird besonders für gute Bogen benutzt und ist aus Bambus obuk gemacht; Band dačat.

No. 181 und 181a. Streichhölzerschachtel

importiert aus Japan; die Streichhölzer ma-pak-paṅ.

No. 182. Fackel ṅai-ṅai

wird benutzt von Priestern bei Ausübung von Zauberei; an derselben ist ein Vogel befestigt. Gemacht aus kienartigem Holze túkälä akä; umwickelt mit blauem Tuch kōmaṅ ši ma pūšu und lai-lai; aus päḷägä (rotan kitjil) (päḷägä wird durch Kochen lai-lai, es wird nur Wasser zugesetzt und dieses bis zum Aufkochen gebracht.) Vogel ūma aus dem Holz ï-bag-bag (mal. bulai-pipi.)

(Eläocarpus stipularis Bl.) gemacht, ṅäiṅ-än-ṅäiṅ-äṅ (mal. taro) genannt. Die Fackel wird bei Fieber benutzt. Die Fackel wird angezündet, geschwenkt, dann ausgedrückt, die Asche genommen und auf den kranken Körper aufgetupft.

No. 183. **Zaubermittel läläp**

besteht aus einem Stein, der in lai-lai gewickelt ist, das Geflecht wird šinäri genannt; der Stein ist an einem Holzhaken šakut befestigt; die Benutzung ist derartig: Der Priester singt, Aufhängen des Fetisch, kommt dann der Teufel, sieht er ihn, hat er Furcht und läuft weg.

No. 184. **Kreisel tu-tuiṅä.**

Kinderspielzeug. Der obere Rotationskörper des Kreisels aus der Frucht von ši gīrat (mal. tugan) angefertigt, ebenso der untere. Oberer mit Schnur kudu, Unterer tuiṅä genannt, Zugschnur itik; Aufwickeln der Schnur bäliu oder pudju, der Stab gō-gō; an der Schnur ziehen ītik; durch Rotation wickelt sie sich selbst zurück und wird dies pūrut genannt. Keil unten pata, Kopf ütā̈, spalten šīla.

No. 185. **Grosses Fischnetz djärik š'a-bäu.**

Diese Nummer enthält eine Probe desselben und hat ein grosses Fischnetz die Länge von 20—50 Armspannen und eine Breite von 6 Armspannen. Gemacht ist es aus täli, welches aus der Rinde des Holzes kūlit bakä (mal. bagu) (Gnetum Gnemon L.) gewonnen wird. Um bei der Arbeit das Verheddern des Netzes zu verhindern, wird ein kleines Bambusstück latak angebracht.

No. 186. **Kinderruder luga.**

Handgriff takä, Stiel gō-gō, Ruderblatt būluk, Spitze šókolo, Kerb gorot, da wo das Ruderblatt ansetzt, Erhöhung, Rücken des Blattes täi-täi gošät, Ecken des Ruderblattes taimiṅ.

No. 187. **Hausverzierung, einen Vogel darstellend, genannt pik-pik (mal. tero)**

gemacht von lo-lošit (kaju passa). (Microsepala, acuminata Miqu.) Holz

No. 188. Dachdeckungsmaterial-Streifen tobat

von tobat (mal. atap); Holzstab in demselben kalašau von magäa (Bambus); die einzelnen Streifen läu, Naht šaša (Rotang).

No. 189. Grosse Feuerstelle pu-rušu-at.

auch koloko genannt; unterer Rahmen labo-kät, Latten desselben šalaša; grössere Querlatte auf diesen Längslatten råkärä. Auf den Latten ruht kūlit bago (Bananenblätter) resp. deren Schäfte, auf dieselben wird Asche gestreut. Die grossen Standpfähle šodoi, die Durchbohrung derselben titi, Pflöcke golobat; der schief aufruhende Bambus ōrat; Ausschnitt des ōrat, mata n-ōrat; darauf ruht ein Stab der Nibong-Palme von aribuk, lakat genannt, der graue Stein lälät; die Aushöhlungsrinne desselben mata-t baγa; Seitenflächen bä-bä. Unterfläche täi-täi, die Bambusbehälter mit Essen ta-dou; (?) obere Durchbohrung der šodoi, titi genannt; Stäbe an den Schmalseiten råkärä, ruhen darauf; 3 Stäbe in der Breite baγa otjūn-an; die so hergestellte Fläche dient als Lagerstätte für Holz otjūn-an; die Spalte der Hauptpfähle roimañ; die darin gelegten Stäbe kabäi-at. Diese haben den Zweck, den Pfählen nach oben die nötige Festigkeit zu geben. Zugleich können über diesen oberen Rahmen Gegenstände zum Trocknen gelegt werden. An dem vorderen linken Pfahl, šodoi, ist der tuk-tuk ku-kura angebracht. Behälter für Messer und Schäler ki-kirit, der tuk-tuk ist ein kurzer Bambuscylinder; oben und unten ist er vorsprungartig ausgeschnitten; der obere heisst båkala, der untere pai-pai. er ist fest gebunden an dem šodoi; Band apara von šaša.

No. 190. Kleine Feuerstelle pu-rušu-at

No. 191. Sagoschaber ki-kirit

gemacht aus Bambus obuk, Hohlseite baγa, Spitze čon.

No. 192. Kinderdolch palite

gemacht aus Bambus obuk.

No. 193. Grosses Musikinstrument ka-täuba š'a-bäu

Gehänge pa-nagat, Haken desselben šakut. Stab des-

selben totoan (?); Pflock, der den hakenförmigen Stab hält košä. Der eigentliche Aufhängeteil pa-nagat, Kerbe zum Aufhängen gorot; untere Ecken laiṅä, obere Ecken būtät; grosser Cylinder šara-īna. (eine Mutter). Die beiden kleinen Cylinder dua toγa (die beiden Kinder), gemacht aus poalat (mal. laka) (Myristica) Verstärkungsring aus šaša (Rotang) dačat genannt; Spannkeile pata, Trommelfell aus kūlit šaba (mal. ular gedang), spannende Befestigung des Trommelfells am Cylinder aus šaša biktak. Holz des Aufhängers palakit šokut (mal. waringin,) (Urostigma). Das Spannen der Trommelfelle geschieht am Feuer und wird rā genannt.

No. 194. Frauenhut tu-tu

gemacht von Pisangblättern.

No. 195. Hüftschurz und Bekleidung des Oberkörpers;

erworben von einer alten Frau (Witwe), welche in den Ruf einer Giftmischerin stand; hergestellt aus Bananenblättern.

No. 196. Messer tälä.

stammt aus Padang; Griff šákala; gemacht von uṅat dūriat. (durian). (Durio Zibethinus L.)

No. 197. Kleines Haus läläp.

Die Beschreibung stimmt überein mit der des grossen Hauses.

No. 198. Grosses Boot abak.

gemacht von ma-tjämin läläu. (mal. musirai) (Ilex cymosa Bl.)

No. 199. Zahnfeile ṅiru.

Griff šákala, gemacht von dūriat (durian); (Durio Zibethinus). Die Feile selbst ist importiert von Padang.

No. 200. Vogel palü

der Schnabel des Nashornvogels wird als Hauszierrat benutzt.

No. 201. Schnur und Garn

Herstellung desselben.

No. 202. Sandalen taraṅai.

Die eine ist gemacht aus kōmaṅ (= Zeug), die andere aus

kulit tobä (mal. baru). (Hibiscus tiliaceus, L.) Bänder šä-šärä; durchziehen puču. Das Vorderband wird durchgezogen zwischen die grosse und zweite Zehe, sowie vierte und fünfte Zehe či ṅoṅai. Eine Schlinge herstellen tikäru (?) Oberseite baγa, Unterseite tai-täi.

No. 203. Wetterfahne topoi

gemacht aus Bambus; Stiel auf dem sie steht lok-loṅ; Flügel topoï, Fahne gäluṅ-än.

No. 204. Dolchmesser pišau raui.

No. 205. Haumesser balatū

der Handgriff balalai, der Knauf ūtā̃, die Klinge baγa, die Scheide šabuṅ, der Hornabschluss tōlat ebenso die Verkleidung beim Handgriff.

Kapitel VII.

Meteorologische Beobachtungen.

Ort ši Oban auf Sipora	Höchste Temperatur °Celsius	Niedrigste	Bemerkungen	Summa H.	N.	M.
1897						
den 30. Juli	33	26				
„ 31. „	35	26		68	52	34 H. 26 N.
den 1. August	35	24				
„ 2. „	29	24	Regen			
„ 3. „	38	24				
„ 4. „	36	24				
„ 5. „	30	23	Regen			
„ 6. „	38	24				
„ 7. „	30	23	Regen			
„ 8. „	37	23	etwas Regen			
„ 9. „	31	23	etwas Regen			
„ 10. „	31	22	des Nachts stark. Regen des Tags bewölkt			
„ 11. „	35	24				
„ 12. „	34	23				
„ 13. „	34	23				
„ 14. „	42	23				
„ 15. „	41	23				
„ 16. „	35	24				
„ 17. „	36	25	an Bord der Regierungsprau			
„ 18. „	40	25				
„ 19. „	41	25				
„ 20. „	39	24				
„ 21. „	39	23	des Nachts viel Regen			
„ 22. „	39	24				
„ 23. „	40	23				
„ 24. „	32	24				
„ 25. „	34	23	des Nachts viel Regen			
„ 26. „	37	23				
„ 27. „	39	23	des Nachts viel Regen			
„ 28. „	35	23	dito			
„ 29. „	36	23	dito			
„ 30. „	35	24	dito			
„ 31. „	37	24		1114	730	35,93H 23,54N

ši Oban	Höchste Temperatur °Celsius	Niedrigste Temperatur °Celsius	Bemerkungen	Summa H.	Summa N.	Summa Mittel
1897						
den 1. Septbr.	38	21				
„ 2. „	30	22	Regen nachts			
„ 3. „	37	23				
„ 4. „	33	24				
„ 5. „	38	22	Nachmittag, Abend starkes Gewitter			
„ 6. „	35	23	Nachm. st. Gewitter			
„ 7. „	34	23				
„ 8. „	38	23	des Nachts Regen			
„ 9. „	31	24				
„ 10. „	38	27				
„ 11. „	41	23	desNachts vielRegen			
„ 12. „	25	23				
„ 13. „	33	23				
„ 14. „	35	24				
„ 15. „	38	22	desNachts vielRegen			
„ 16. „	30	22				
„ 17. „	35	23				
„ 18. „	31	22				
„ 19. „	33	23				
„ 20. „	38	20	gegen Morg. Regen			
„ 21. „	31	21		762	478	36,28H 27,76N

Tages-Temperaturen.
(Höchste und niedrigste, sowie Differenzen.)

	Temperatur °Celsius Höchste	Temperatur °Celsius Niedrigste	Differenz
31. Juli	35°	26°	9°
30. „	33°	26°	7°
14. August	42°	23°	19°
2. „	29°	24°	5°
11. September	41°	23°	18°
2. u. 16. „	30°	22°	8°

Gesamt mittlere Temperatur von 3 Monaten der Aufnahme.

	Temperatur °Celsius Höchste	Temperatur °Celsius Niedrigste	Differenz
	35,40°	24,10°	11,30°

Anhang.

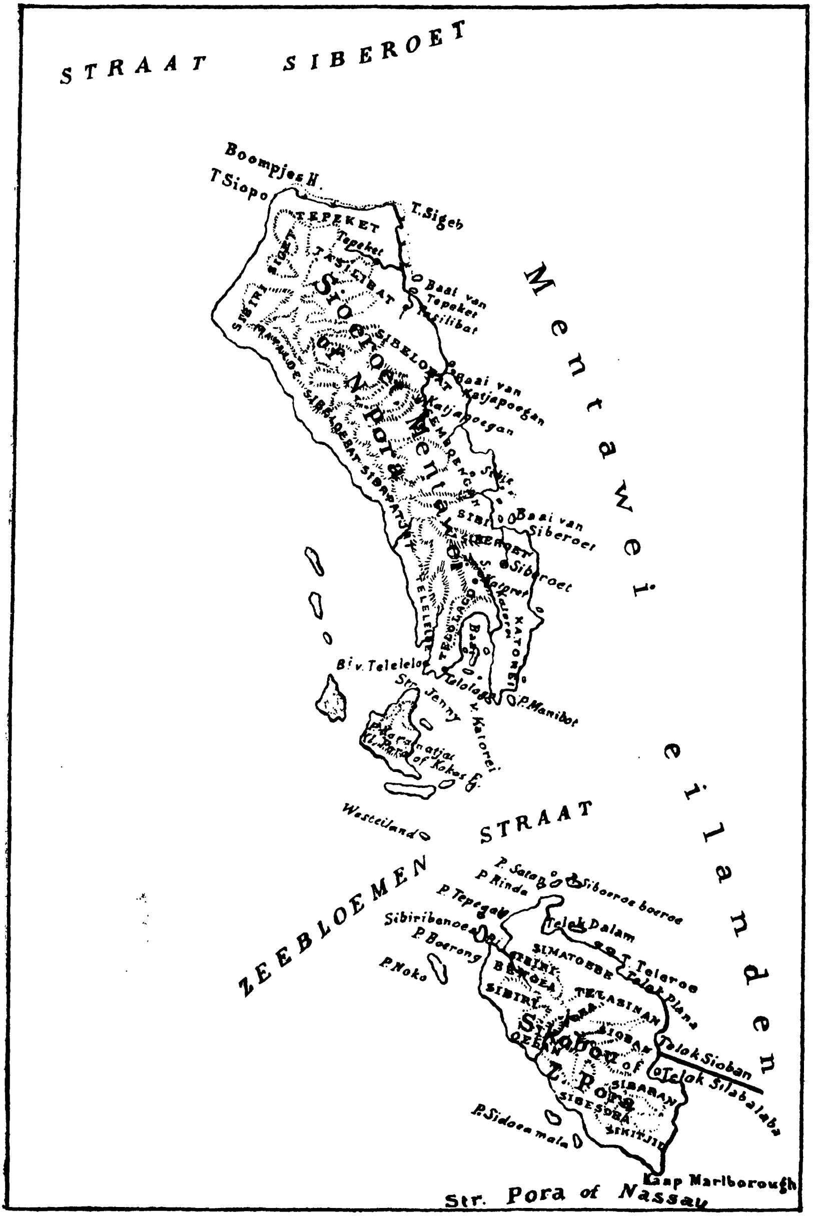
Litteratur über die Mentawai-Inseln.

1. Tydschrift van Nederlandsch Indie 1849.
   Afterblad 213. Christie's Besuch der Mentawei-Inseln **1823/24.**
2. H. v. Rosenberg, Tydschrift voor Indisch Taal-land en Volkenkunde. I. pag. 399.
3. Tydschrift voor Ind. Taal-land en Volkenkunde de 1853. pag. 403.
4. „ „ „ „ „ „ 1854. „ 319.
5. Mess, Tydschrift van Nederlandsch-Indie 1870. I. pag. 339.
6. H. v. Rosenberg: Der malayische Archipel. Leipzig. Gustav Weigel 1878. pag. 176—205.
7. Tydschrift voor Ind. Taal-land en Volkenkunde de 1880. pag. 63. Tom. XXVI.
8. De Hollander, Land en Volkenkunde der Nederlandsch Oost Indie. Breda 1882. pag. 614.
9. Bastian, Reisen im indischen Archipel 1886.
10. Nouveau Dictionnaire de Géographie universelle par M. Vivien de Saint Martin Paris 1887 Tome III pag. 795.
11. H. v. Rosenberg, Een en ander over de bewoners der Mentawei-eilanden. Internationales Archiv für Ethnographie 1888. pag. 218.
12. Stakmann, Th. A., Annalen der Hydrographie. 1889. pag. 240.
13. Sterk, J. J., De Nassau en Mentawei Eilanden, Westkust van Sumatra. Geneesch. Verslag Zeen. 1889. s'Gravenhage 1891. Bl. 243.
14. Ratzel, Völkerkunde. 1894. Band I. pag. 375.
15. Modigliani Bolletino Societa Geographia italiana (3) 7. pag. 543—548 u. Annali Genuesi. 1894.
16. Professor Dr. L. Lewin, Die Pfeilgifte. Berlin 1894. Georg Reimer. pag. 114—117.

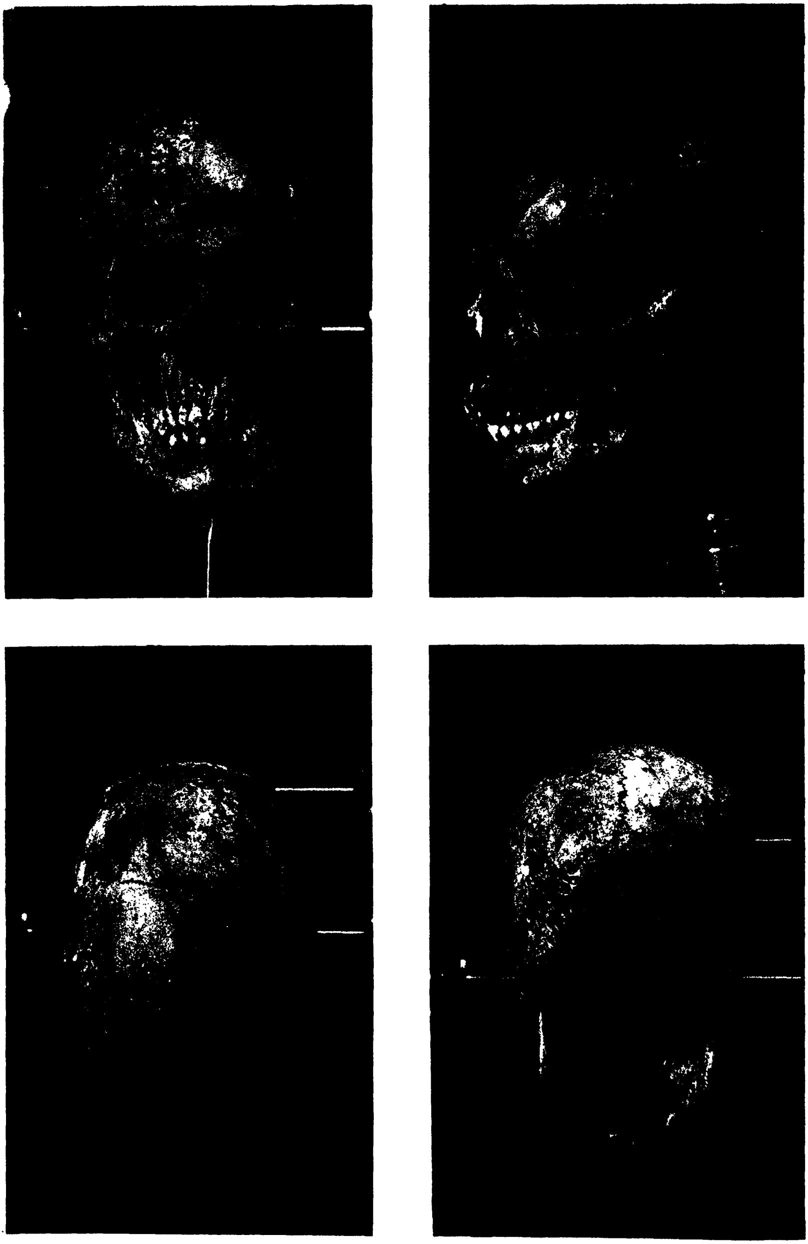
17. Modigliani Bolletino Societa Geographia italiana. Ser. III. XI. 5. Maggio 1898.
18. Max Morris, Mentawai-Sprache. Berlin 1900. Conrad Skopnik.
19. Mr. Pleyte, Globus. Band LXXIX No. 1. 1901.
20. Ernst Haeckel: Aus Insulinde, Bonn Emil Strauss 1901.

Karten.

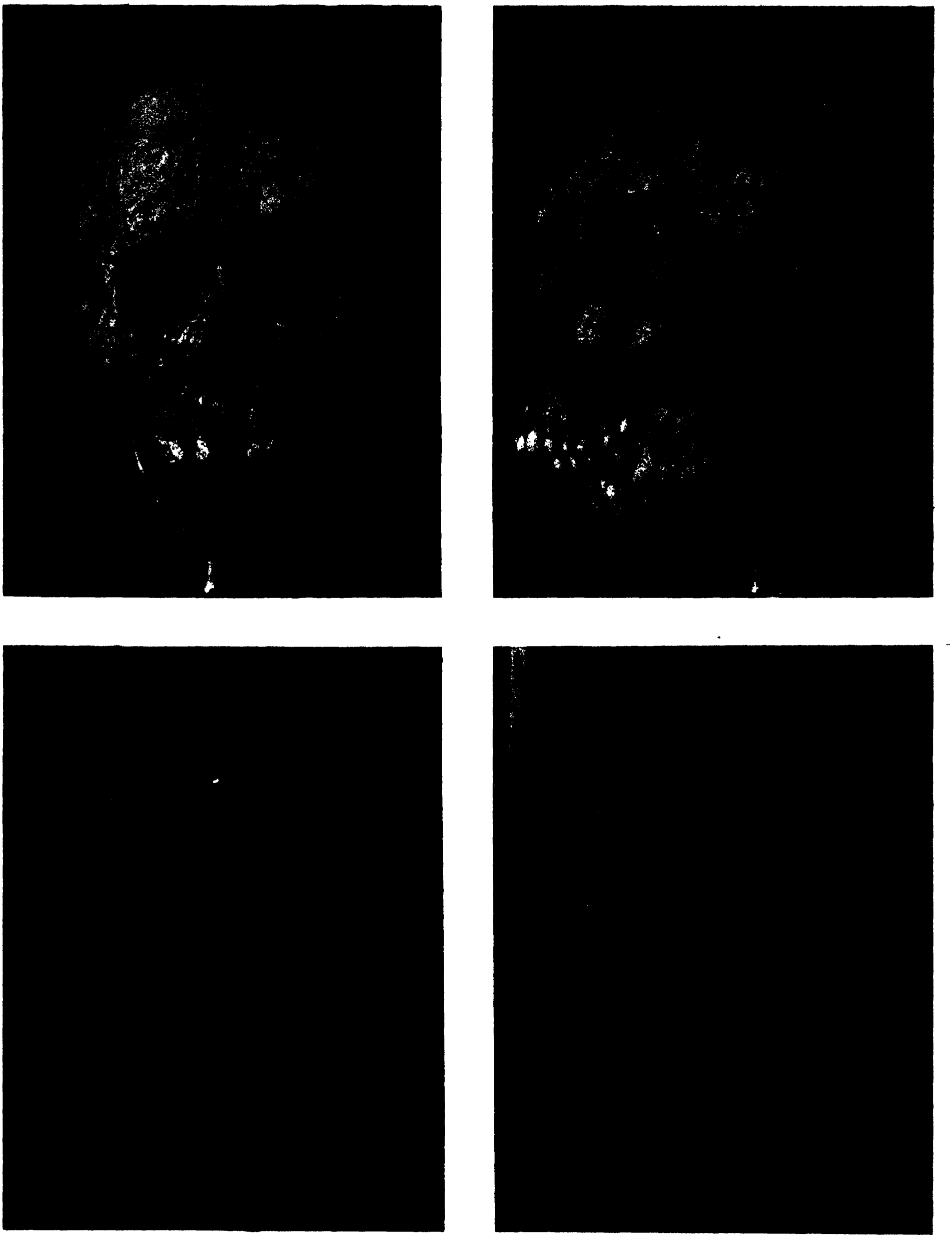
21. Karte von Ptolomaeus Venetia 1561.
22. Karte Atlas Ortelius 1570.
23. Karte Mercator 1587.
24. Berghaus, Atlas von Asia 1837.



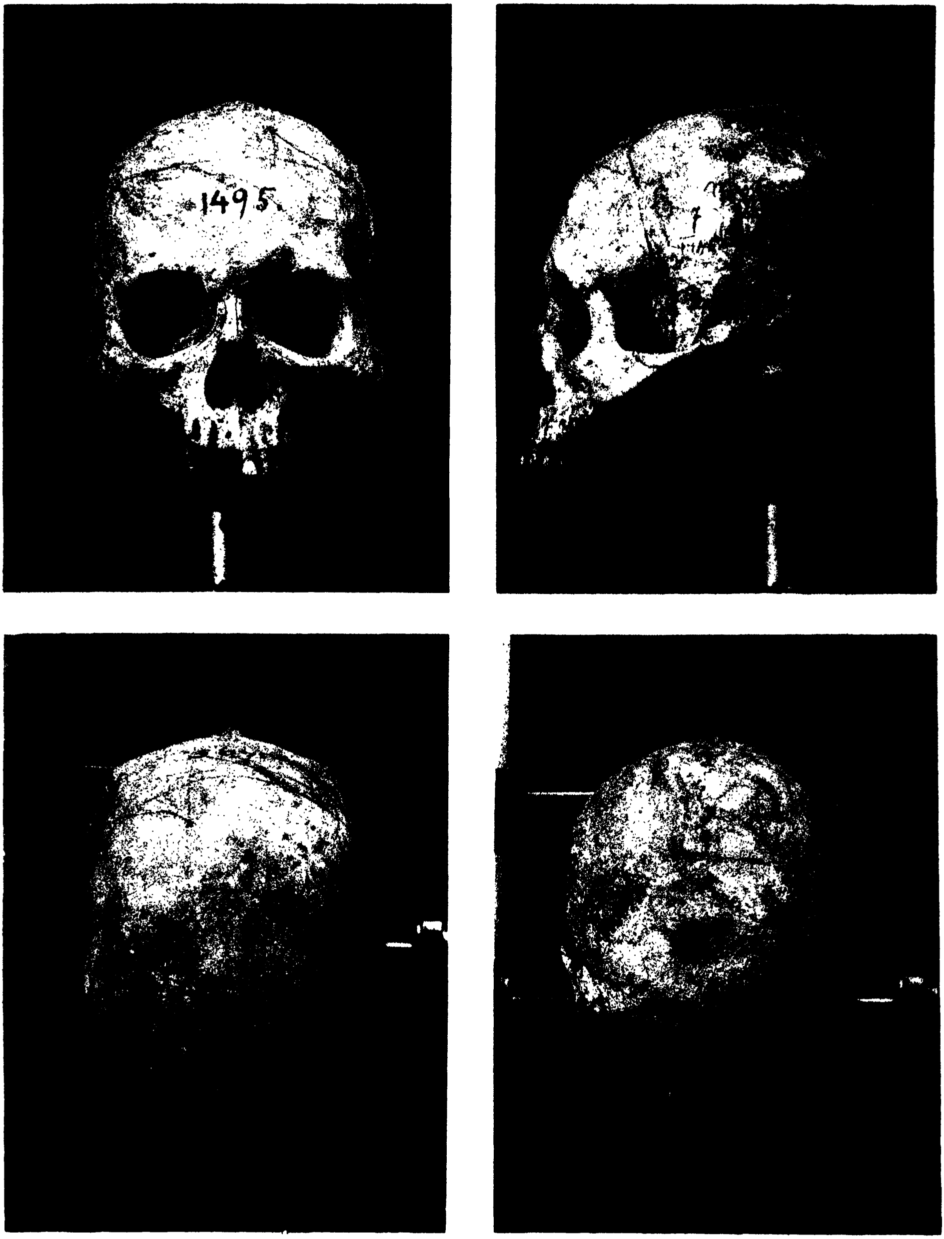
Karte der Mentawai-Inseln.



Mentawei-Inseln. 1491.

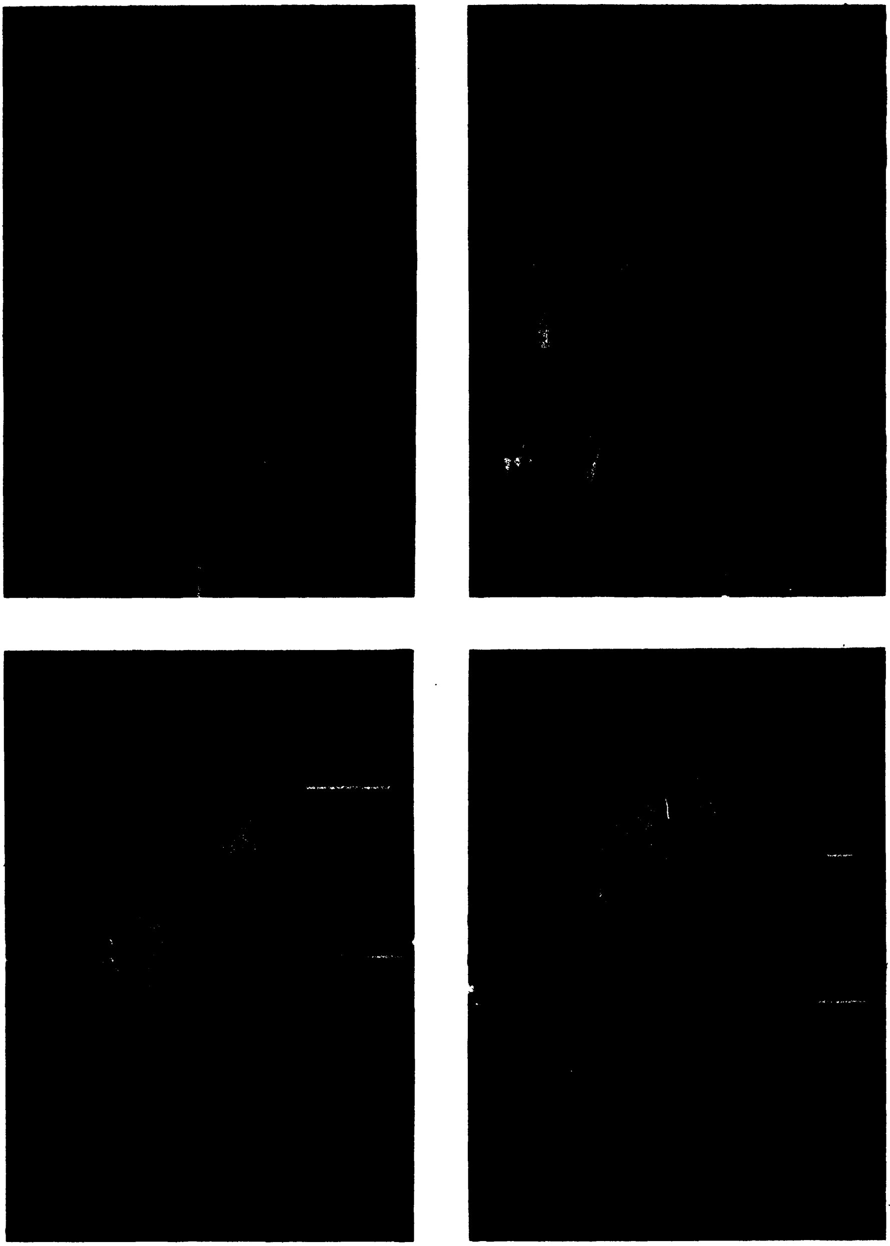


Mentawei-Inseln. 1490.

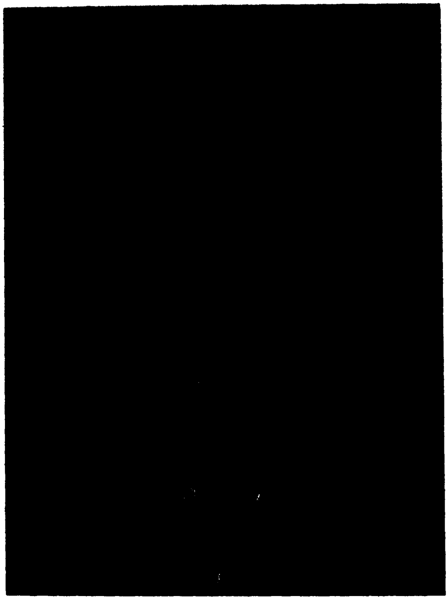


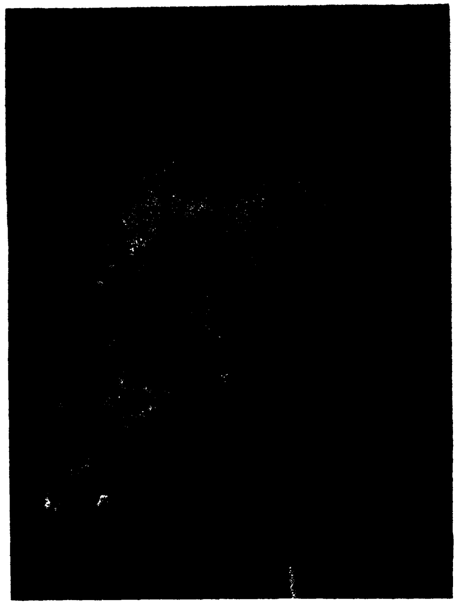
Mentawei-Inseln. 1495.

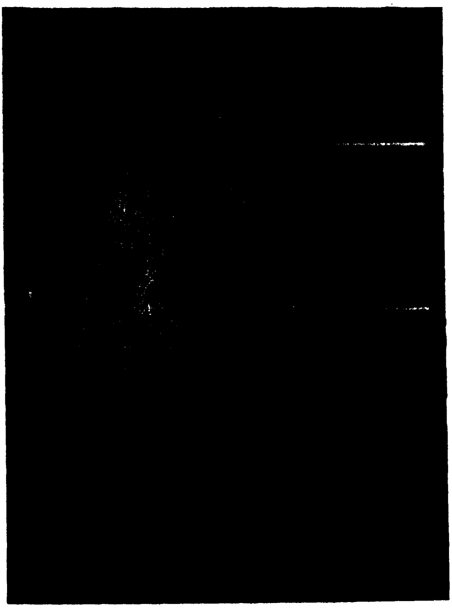
Tafel IV.

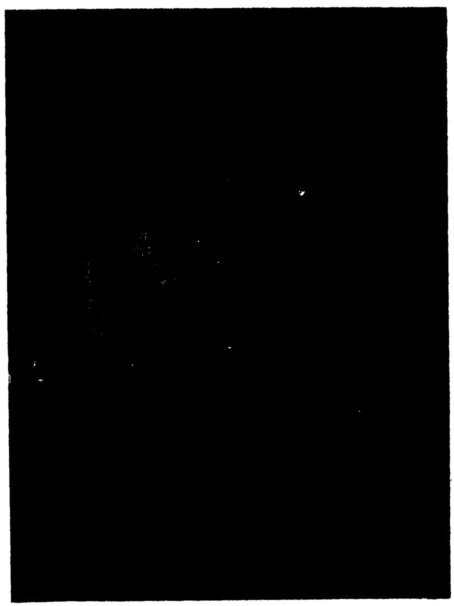


Mentawei-Inseln. 1492.

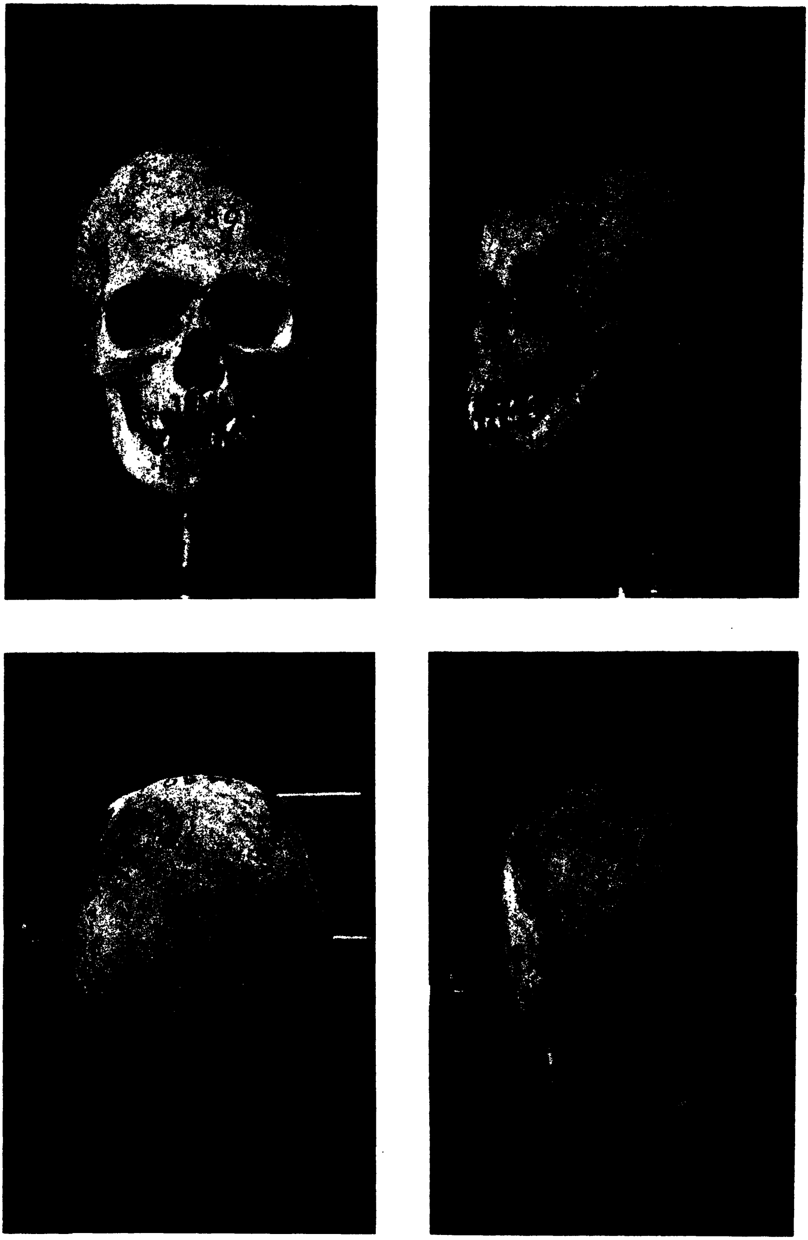








Mentawei-Inseln. 1496.

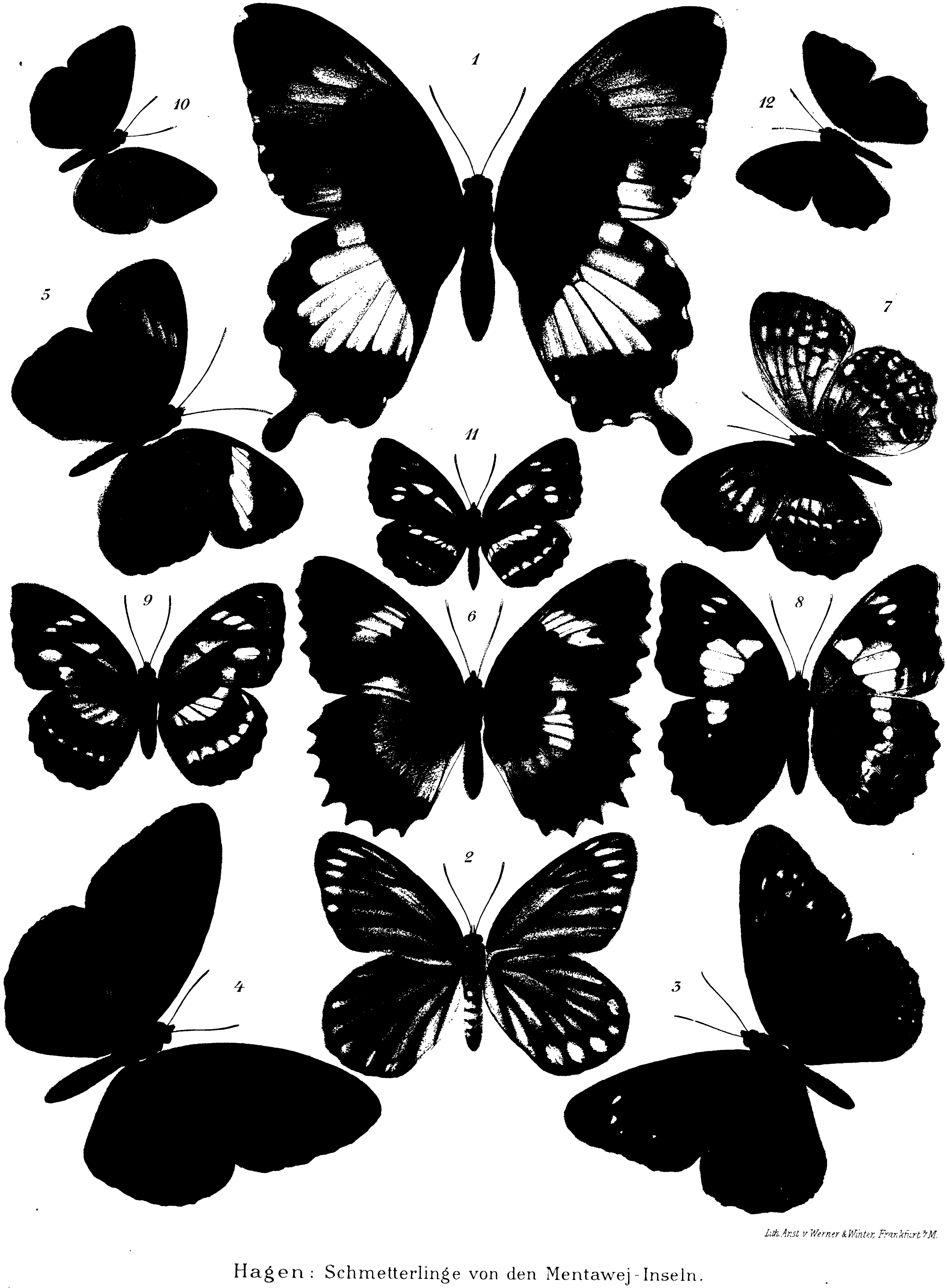


Mentawei-Inseln. 1489.

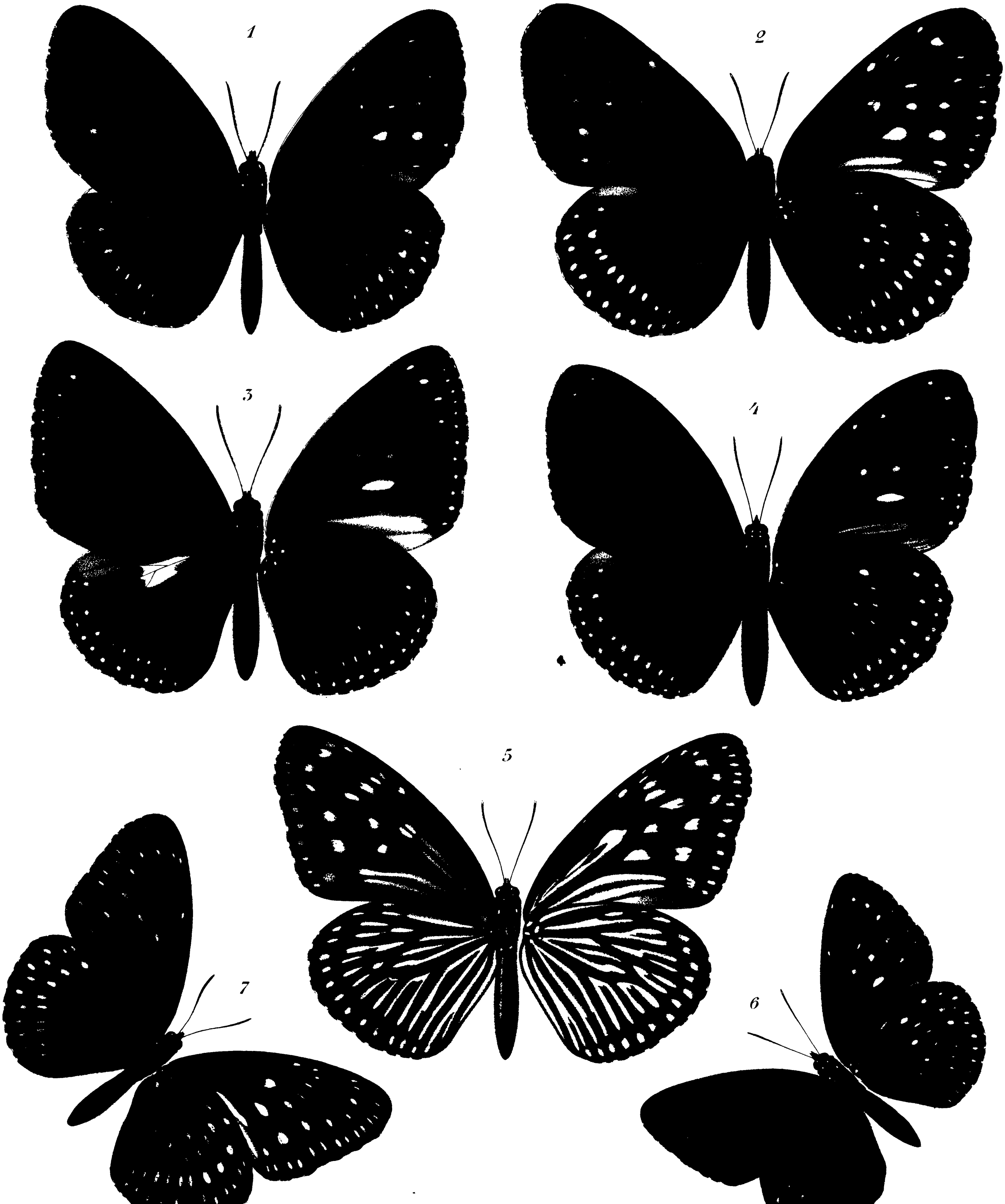
Tafeln-Erklärung.

Taf. I F. 1. Papilio siporanus ♀
2. Delias hypopelia ♀
3. Danais Keteus ♂
4. Trepsichrois Maassi ♂
5. Xanthotaenia polychroma ♂
6. Cethosia pallaurea ♀
7. Messaras peliopteryx ♂
8. Limenitis Laubenheimeri ♀
9. Athyma euryleuca ♂
10. Neptis dahana var. confluens ♂
11. „ paucalba ♂
12. Chersonesia rahria var. apicusta ♂

Taf. II F. 1. Tronga mentawica ♂
2. „ „ ♀
3. Anadara Sticheli ♂
4. Penea Seitzi ♂
5. Trepsichrois Maassi ♂
6. Tronga Morrisi ♂
7. „ „ ♀



Hagen: Schmetterlinge von den Mentawej-Inseln.



Lith. Anst. v Werner & Winter, Frankfurt a/M.

Hagen: Schmetterlinge von den Mentawej-Inseln.

Druck von Max Schmersow vorm. Zahn & Baendel, Kirchhain N.-L.